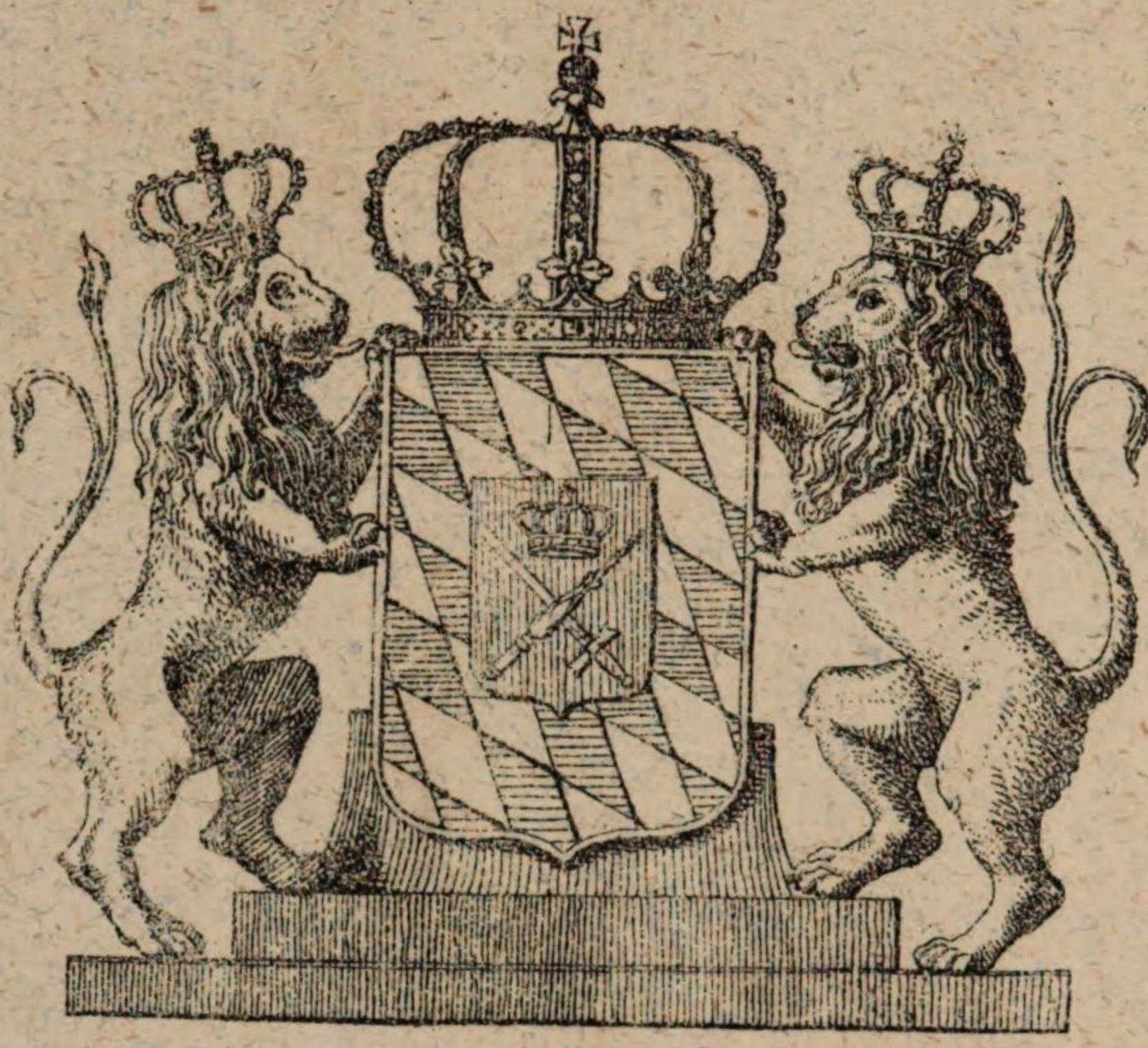
Mor
690 k

Miller



KÖNIGLICH BAIERISHE HOF _
UND CENTRAL _ BIBLIOTHEK.

Joh. Voltz del in.

Joh. Bichtel Scu.

Ehrenhalle

der Menschheit.

Eine

Reihenfolge schöner und nachahmungswerther Charakterzüge.

Zum

Nutzen der Jugend

von

Adelbert Müller.

Mit einem Titelkupfer.

Regensburg, 1838.

Verlag von G. Joseph Manz.

Wd
134. C.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorerinnerung.

Ueber den Zweck und Nutzen des Buches kein Wort! Es ist eine zu ausgemachte Sache, daß das **gute Beispiel** das kräftigste und wirksamste Mittel ist, jungen Gemüthern ein lebhaftes Gefühl für Tugend einzuflößen, die Erwachsenen aber im Glauben an Menschenwerth zu stärken und zu einer thätigen Nacheiferung zu erwecken. Nur, um Mißverständnissen vorzubeugen, die Bemerkung, daß der Herausgeber aus dem Grunde so Weniges von den Thaten der Edlen Deutschlands erzählt, weil er, was Großes und Weises unsere Väter thaten und sprachen, in einer besondern **„Ehrenhalle der Deutschen"** bereits gesammelt; und daß er die alte, vorchristliche Geschichte deshalb gänzlich umging, weil, was sie von schönen

Beispielen aufbewahrt hat, fast in jedem Elementarbuche gelesen wird, und mehr noch — weil die Sittenlehre der Alten eine ganz andere als die christliche ist. So zum Beispiele konnte der Heroismus eines Cato, einer Arria . . . wohl die Bewunderung ihrer Zeit- und Sittengenossen erregen, ist aber wenig geeignet, **unserer** Menschheit zur Nachahmung aufgestellt zu werden. Andere Schüler, andere Lehre!

Regensburg, im August 1837.

Thätige Nächstenliebe.

Zu Brivüde in Auvergne wurde ein Bauer in der Erntezeit krank; drei unmündige Kinder waren seine einzigen Hausgenossen. Er glaubte schon ganz sicher, daß seine Ernte verloren gehen würde, als die mitleidige Gemeinde beschloß, einen Feiertag zur Einerntung aller seiner Früchte anzuwenden.

Sie bat den Pfarrer um Erlaubniß, den Sonntag zu diesem Werke der Nächstenliebe verwenden zu dürfen; dieser erlaubte es, und in zwei Sonntagen war das Getreide des Kranken in der Scheune.

Als 1836 die epidemische Brechruhr bereits in Südtyrol eingedrungen war, faßten die Bewohner des Weilers **St. Ilario**, der neben der Stadt Roveredo, auf der Fahrstraße nach Villa, liegt und von armen Pächtern bewohnt wird, den schönen Entschluß, sich wechselseitig im Sinne der Religion und Nächstenliebe als Brüder zu behandeln, und allen Beistand mit Gut und Blut zu leisten. Und sie hielten Wort. Die Cholera drang zwar in jedes Haus von St. Ilario (nur eine Familie wurde nicht befallen) und es erkrankten 49 Personen, hierunter zehn sehr gefährlich. Nur sieben Individuen genossen ärztlicher Hilfe, und höchst gering waren die Mittel, welche den armen Pächtern zu Gebote standen. Allein Männer, Weiber, Söhne und Töchter wetteiferten in dem Beistande der

Kranken. Die Furcht war bald besiegt, und nur drei Bewohner erlagen der Seuche; alle übrigen genasen. Es ist Thatsache, daß in St. Ilario das Bett jedes Cholerakranken die ganze Nacht hindurch von mehreren Wärtern umgeben war, die mit einander abwechselten, den Kranken ermuthigten und dem Tode die Beute streitig machten.

Mitgefühl.

Shakspeare besuchte eines Tages eine Dame seiner Bekanntschaft, die er lange Zeit nicht gesehen hatte. Er fand sie in Trauer um ihren Mann und überdies durch den Verlust eines Prozesses zu Grunde gerichtet. Mit drei unversorgten Töchtern sah sie dem bittersten Mangel entgegen. Der Jammer der unglücklichen Frau dringt dem gefühlvollen Dichter tief zu Herzen. Gerührt umarmt er Mutter und Töchter, geht schweigend, kommt aber bald wieder zurück und händigt der Wittwe eine sehr beträchtliche Summe ein. Selbst arm, hatte er das Geld von einem Freunde entlehnt. Aber noch will sein Beistand für so viele Bedürfnisse nicht ausreichen. Er wird traurig und sagt mit Thränen: „Ach! heute zum ersten Male beklage ich, daß ich nicht reich bin.“

Unser **Schiller** war nicht weniger theilnehmend, als jener große Britte. Sein Herz fühlte fremdes Elend wie eigenes. Nie ging ein Armer abgewiesen oder verachtet von seiner Thüre. „Wenn ich nur alle Menschen glücklich und mit ihrem Loose zufrieden wissen und sehen könnte!“ so sagte er oft mit dem Ausdrucke der innigsten Empfindung, wenn sein Herz durch den Anblick eines Leidenden mehr als sonst gerührt wurde. Am herrlichsten spricht sich die Menschenliebe,

welche ihn beseelte, in seinem Liede an die Freude aus, wo er singt:

Seyd umschlungen, Millionen!
Diesen Kuß der ganzen Welt!

Aufopferung.

Auf einer Reise, welche einige Holländer in das Innere des Küstenlandes von Guinea in Afrika machten, trafen sie in einer Höhle unweit des großen Schlangentempels zwei Neger an, wovon der eine, ein hochbejahrter Greis, dem von den Feinden die Zunge ausgerissen und die Beine abgehauen waren, durch einen jungen Menschen, den sie für einen Sohn dieses Alten hielten, bedient wurde. Er nährte ihn mit Reiß und Ananas, breitete die Häute der Thiere, die er getödtet hatte, unter ihm aus, und um ihn zu erfrischen, trug er ihn täglich auf seinen Schultern längs des Ufers, wenn die große Hitze durch die Annäherung der Nacht vermindert wurde. Das Mitleiden allein hatte ihn vermocht, seine Verwandten zu verlassen, um sich an diesen Unglücklichen anzuschließen. Sechs in der Einsamkeit verflossene Jahre und der Anblick von tausend Gebrechlichkeiten hatten seinen Eifer für dieses Opfer der Zeit und der Grausamkeit nicht geschwächt. Diese so schöne Entdeckung rührte sogar die Eingebornen des Landes, welche die Freistätte „die Höhle des Erbarmens" nannten.

Wenn Reiche von ihrem Ueberflusse den Armen Wohlthaten ausspenden, so sind sie immer achtungswerthe Menschen; aber in hohem Grade verehrungswürdig sind sie, wenn sie sich selbst der Bequemlichkeiten des Lebens berauben, um die Leiden und den Kummer ihrer Nebenmenschen zu mildern. Ein Franzose **Duprat** widmete sich mit seiner Schwester

ganz dem Dienste der Unglücklichen, die wegen ihrer sittenlosen Aufführung in einem Zuchthause eingekerkert waren. Zwar hatte Herr **Duprat** eine Leibrente, die jährlich 10,000 Livers (4583 Gulden) betrug, und seine Schwester eben so viel, aber keines von ihnen behielt mehr als 300 (147½ Gulden) für sich. Die übrigen 19,400 Livers wurden den Armen ausgespendet. Herr **Duprat** stand einfach gekleidet unter ihnen. Die Unglücklichen erhielten bessere Speisen, als die seinigen waren, und täglich reichte er jedem zweimal ein kleines Glas voll Wein. Des Morgens und des Abends kniete er nieder in ihrer Mitte und ermunterte sie, den Schöpfer ihres Lebens zu preisen und anzubeten. Viele von diesen rohen Menschen, die vielleicht nie in ihrem Leben an Gott und an das Wohl ihrer Seelen gedacht hatten, weinten Thränen der Reue, als sie den edlen **Duprat** auf seinen Knieen liegen sahen, wie er Gott um Verzeihung seiner Fehler bat und ihm dankte für das Glück, den Armen dienen zu können. Die Schwester dieses Mannes that das nämliche in einem andern Theile des Zuchthauses, wo strafwürdige Weiber und Mädchen eingeschlossen waren. —

Bei einer der letzten Rekrutenaushebungen auf der zu Liefland gehörigen Insel Oesel traf das Loos einen noch nicht lange verheiratheten Bauer. Seine junge Frau, mit einem zwei Monate alten Säuglinge an der Brust, zerfloß in Thränen, als sie sich von ihrem Manne, ihrem Beschützer und Ernährer, trennen sollte; der Gatte selbst konnte seinen Schmerz nicht unterdrücken. Plötzlich trat ein junger Bauer aus dem Kreise der Umstehenden und rief: „Nein, das Weib und das unmündige Kind sollen ihrer Stütze nicht beraubt werden! Meiner Mutter bleibt ein jüngerer Bruder; ich gehe für den Mann, welchen das Loos traf!“

Die so freudig überraschte Frau wußte sich kaum zu fassen; sie fiel ihrem Wohlthäter zu Füssen und sprach: „Du hast mir den Gatten und dieser armen Waise den Vater

geschenkt; Gott mag dich dafür lohnen! Aber von mir nimm diese hundert Rubel, welche ich meinem Jakob mit auf den Weg geben wollte, und verweigere mir diese Gunst nicht."

Der neue Rekrut besann sich, dann antwortete er: „Ich nehme das Geld an; bringt es meiner armen Mutter und sagt ihr, Gott wolle, daß ich meinem Kaiser diene und ihr zugleich eine Unterstützung biete." — Dieser edle Zug des jungen Mannes, er heißt **Judrik**, rührte die Bauern so, daß sie augenblicklich eine Kollekte veranstalteten und die Summe von hundert Rubel als Reisegeld für ihn zusammenbrachten, der nun zur Armee abging.

Graf **Scarbek** untersuchte im Jahre 1829 die Gefängnisse und fand unter alten Verbrechern auch einen vierzehnjährigen Knaben. Er trug schwere Fesseln und war wegen Brandstiftung zu lebenslänglicher Haft verurtheilt. Mitleid und Trauer erfüllten den menschenfreundlichen Grafen bei dem Anblicke dieses so jungen Gefangenen. Er ließ ihn in die Schule der Besserungsanstalt bringen, wo er durch seinen Fleiß und sein gutes Betragen bald Aller Augen auf sich zog. Niemanden jedoch schenkte der Unglückliche sein Vertrauen; ein Geheimniß lastete ihm schwer auf dem Herzen. Nach einiger Zeit drang der Graf in ihn, zu gestehen, was ihn wohl zu dem schauderhaften Verbrechen des Mordbrennens bewogen habe, und er bekannte endlich, nach vielen vergeblichen Versuchen, daß er unschuldig sey — daß er aus Gehorsam gegen seine Mutter fremde Schuld auf sich genommen habe. Der eigentliche Thäter sey der Bruder seiner Mutter; für diesen leide er jetzt; ein gegebenes Versprechen habe ihm bisher den Mund verschlossen. Der Graf, um sich von der Wahrheit dieser Aussage zu überzeugen, ließ den Prozeß revidiren. Zwei Jahre lang verlautete nichts mehr, und schon glaubte der Graf, er sey von dem Jünglinge mit falschen Angaben getäuscht worden, und dieser sitze wieder in irgend einem Gefängnisse. Da tritt unvermuthet ein junger Mensch

plötzlich in sein Zimmer, wirft sich ihm zu Füssen und übergibt ein Schreiben. Es war jener Gefangene und das Blatt enthielt die Bestättigung seiner Unschuld. Dieser Jüngling, der sich so großmüthig für seinen Oheim opferte, der zeitlebens für ihn in Ketten geschmachtet hätte, wäre er nicht durch die Ueberredungskunst des Grafen zum Geständnisse gebracht worden — dieser edle Jüngling ist von niederm Stande, ein schlichter Schäfer. Wieder ein Beweis, daß Hochherzigkeit auch unter dem groben Kittel zu finden sey. —

Edle Menschenfreunde.

Ein junger Edelmann, welcher mit vielen andern seines Gleichen den König Heinrich den Vierten auf die Jagd begleitete, traf im Walde einen alten armen Mann an, der Holz aufgelesen hatte und unter der Bürde desselben zusammengesunken war. Kaum sah dies der Edelmann, so sprang er vom Pferde, lief auf den Alten zu und half ihm auf. Als er merkte, daß der arme Mann durch den Fall sich beschädigt hatte und hin und wieder blutig war, schenkte er ihm nicht nur alles, was er an baarem Gelde bei sich hatte, sondern befahl auch seinem Diener, ihn auf sein Pferd zu nehmen und zu dem nächsten Wundarzte zu bringen, um ihn verbinden zu lassen. Dann schloß er sich wieder an den Zug des Königs an. Einer der Höflinge machte dem edlen Jünglinge Vorwürfe über dieses Benehmen und fragte ihn, ob er sich nicht schäme, eines Bettlers wegen den König verlassen zu haben. — „Warum das?“ antwortete der Edelmann, „soll ich eine Handlung, welche die Menschlichkeit gebietet, wenn es dem Könige keinen Schaden bringt, lieblos versäumen? Sie sollten sich vielmehr schämen, daß Sie nicht ein Gleiches zu thun bereit waren.“ Der gute König, welcher sich in einer kleinen Entfernung befand und alles mit angehört hatte, wurde von

der edlen Denkungsart des Jünglinges so gerühret, daß er ihm von Stund' an seine besondere Gunst schenkte und ihm bei jeder Gelegenheit Beweise davon gab. —

Zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts wohnte in Roß, einem Flecken der englischen Grafschaft Herrford, ein Edler, dessen ganzes Leben Handlungen der Wohlthätigkeit und Menschenliebe geweiht war. Sein Name war **John Kyrle**, aber kaum kannte man in der ganzen Gegend diesen Namen; er hieß bei Alt und Jung anders nicht, als der **Mann von Roß.**

Nicht genug, daß dieser großmüthige Menschenfreund einer Menge von Armen wöchentlich ihr Brod austheilte; daß er alljährlich eine Anzahl dürftiger Mädchen ausstattete, verwaiste Knaben in die Lehre gab; daß er unglückliche Schuldner aus dem Gefängnisse befreite; daß er hilflose Kranke mit Rath und Arzneimitteln unterstützte; daß er mit Weisheit und Billigkeit die Streitigkeiten seiner Mitbürger vermittelte und so unzähligen Prozessen vorbeugte: — er unternahm über dies alles noch große und kostspielige Bauten, welchen durchgehends irgend ein menschenfreundlicher Zweck zum Grunde lag. So ließ er längs der Landstraße von Monmouth einen erhöhten Fußweg pflastern, mit schönen Reihen schattiger Bäume bepflanzen und Ruhebänke für ermüdete Wanderer in gehörigen Entfernungen setzen. Er kaufte ein Grundstück und legte zur Bequemlichkeit der Einwohner von Roß in der Mitte desselben einen großen Wasserbehälter an. Die nackten Gipfel der benachbarten Berge, welche eine unangenehme Ansicht gewährten, bedeckte er mit Waldung. Die Kirche zu Roß hatte einen kleinen schlechten Thurm; **Kyrle** ließ ihn auf seine Kosten um hundert Fuß erhöhen. Es fehlte an einem Versorgungshause für Alte und Unvermögende; der **Mann von Roß** baute ein solches und versorgte aus seinem Vermögen die Anstalt mit Einkünften. Noch jetzt wird sein Andenken von Greisen und Kranken gesegnet, die dort Verpflegung finden.

Man sollte denken, eine so außerordentliche Wohlthätigkeit müsse von fürstlichen Reichthümern unterstützt gewesen seyn. Aber ganz im Gegentheile war der **Mann von Roß**, nach englischem Maßstabe, nichts weniger als reich, ja kaum wohlhabend. Sein ganzes jährliches Einkommen betrug nur fünfhundert Pfund Sterling. Bei diesen eingeschränkten Mitteln mußte er also für seine Person sehr genügsam leben, um solche Wunder der Menschenliebe verrichten zu können. In der That kostete seine einfache Haushaltung des Jahres nur fünfzig Pfund; alles Uebrige bekamen die Armen. Als der edle **Kyrle** 1724 in seinem neunzigsten Jahre entschlief, hörte man zu Roß und in der ganzen Gegend umher laute Wehklage. Alles drängte sich hinzu, um die Züge des Menschenfreundes noch einmal zu sehen; alles wollte die erstarrten wohlthätigen Hände noch einmal küssen.

Der berühmte Pope hat **Kyrle's** Andenken durch ein schönes Gedicht verewiget. „Warum," singt er, „sollte denn nur allein den Hohen unser Lob ertönen? Beginne, biedere Muse, und preise den Mann von Roß. Vornehme Größe, erröthe! verschwinde, falscher Glanz stolzer Höfe!" Und wahrlich! nicht bloß erröthen — vor Scham vergehen sollten jene Vornehmen und Reichen, die mit so viel mehr Beruf und Mitteln zum Wohlthun, auch nicht ein Denkmal ihrer Milde und Großmuth stiften, sondern, während sie Millionen Thränen stillen könnten, ihre Schätze schnöder Prunksucht und Wohllust opfern.

Ein ächter Menschenfreund war **Fenelon**, der liebenswürdige und tugendhafte Dichter des Telemach. Voll Mitgefühles gegen die Unglücklichen, gab er sein ganzes Vermögen her, um ihre Leiden zu lindern. Oft ging er, der Erzbischof, allein und zu Fuß in den Gegenden von Cambray spazieren, trat in die Hütten der Landleute, setzte sich in ihren Kreis, und nahm Theil an ihren Vergnügungen oder tröstete sie in ihrem Kummer. In seinem Schlosse beherbergte er die

verarmten Flüchtlinge, welche der Krieg aus ihren Wohnungen vertrieben hatte, nährte sie und bediente sie selber bei Tische. Einst bemerkte er, daß ein Bauer nicht aß, und fragte ihn um die Ursache. „Ach, gnädigster Herr!“ entgegnete der bekümmerte Landmann: „als ich aus meiner Hütte floh, mußt' ich eine Kuh zurücklassen, die meine ganze Familie nährte. Die Feinde werden sie nun fortgeführt haben, und ich bekomme keine mehr, die so reichlich Milch gibt.“ **Fenelon** machte sich sogleich auf den Weg, begleitet von einem einzigen Bedienten. Er trieb die Kuh auf und brachte selber sie dem Bauer zurück.

Ein Pfarrer that sich viel darauf zu gut, daß er bei seinen Bauern die an den Sonn- und Festtagen üblichen Tänze abgeschafft hätte. „Mein lieber Herr Pfarrer!“ sagte **Fenelon**, „wir wollen nicht tanzen; diesen armen Leuten aber wollen wir das Tanzen erlauben. Warum sollten wir sie hindern, für einen Augenblick zu vergessen, wie unglücklich sie sind?“

Der berühmte Satyriker **Swift**, Verfasser des Mährchens von der Tonne, bezog mehr als 3000 Pfund Einkünfte. Seine einfache, bescheidene und sparsame Art zu leben, ließ ihm demnach Ueberfluß genug, um hievon die Armen zu unterstützen.

Für das Elend der Nothleidenden empfindlich, hielt er nicht allein eine eigene Kassa bereit, sondern er gründete sogar eine Wechselbank, wo man ohne Bürgschaft, ohne Pfänder, ohne Sicherheit und ohne eine Zinsfoderung eine Summe von 10 Pfund Sterling als Darlehen erhalten konnte. Der Termin der Wiederbezahlung war zwar bestimmt, aber immer nach den Umständen des Schuldners. So wurden von dem edlen Manne viele tausend Personen ernährt und unterstützt; auch für die Ermunterung des Fleißes, der Talente, und für den Flor der Künste war ihm keine Aufopferung zu groß. Sonderbar aber scheint es, daß er eine Summe von 2400 Pfund

und den Rest seines Vermögens zur Stiftung eines Hospitals für Narren verwendete.

Seine Lieblingsmaximen waren: „Jeder Weise, der Jemanden seinen guten Rath versagt, jeder große Herr, der nicht Künste und Talente ermuntert und beschützt, jeder Reiche, der nicht großmüthig und freigebig ist, jeder Arme, der die Arbeit flieht, — sind in der Kette menschlicher Gesellschaft schädliche Glieder." — Und welcher Gelehrte hat wohl seine Lehrsätze durch eigenes Beispiel lebhafter bekräftiget und unterstützt, als der gute **Swift!** —

Der Herzog von **Montagu** war ein menschenfreundlicher Mann, der den Genuß der Wohlthätigkeit innig empfand und nach guten Handlungen, wie nach Abenteuern, jagte. Es gelang ihm, ein unverdorbenes Gefühl im Kreise der großen Welt zu erhalten, und doch blieb er Allen angenehm, weil er keinen Preis auf eigene Verdienste setzte, keine Tugend überspannte und durch seine freudige Laune alle Herzen an sich zog.

Kurz nach dem Aachener Frieden (1748) ward er im Parke eines mitteljährigen Mannes von edler Miene gewahr, der eine zwar reinliche aber veraltete Uniform trug, immer im einsamsten Gange längs dem Wasser hinschlich, zuweilen still stand und seine Augen mit einer traurigen Würde gen Himmel erhob. Der Herzog fand bald Jemanden, der ihm die Geschichte des Unbekannten erzählte. Sein Name, hieß es, ist Randal, er ist brav wie sein Degen und erntete im letzten Kriege Wunden und Ehre genug; aber er hat seine Kompagnie, die ihn sein ganzes Erbtheil kostete, durch die Reduktion verloren, und nun ist er freilich zu beklagen, wenn er anders beklagt seyn will. Er lebt in London von der Hälfte seiner halben Gage, um ein besseres Glück in der Nähe abzuwarten, und seine Frau hungert mit zwei Kindern bei der andern Hälfte in Yorkshire. Man sagt, daß er das arme Weib schwärmerisch liebt, und vielleicht macht ihn ihre Abwesenheit schwermüthig. „Hat der Mann keine Freunde?" Allerdings,

war die Antwort, aber er meidet sie, und begegnet ihnen zurückhaltend und kalt. Er nennt es eine gefährliche Prüfung, Hilfe zu fodern, und will, wie er sich gegen Jemand herausließ, keinen alten Freund verachten lernen. Nun wissen Sie, Mylord, fuhr der Erzähler fort, daß man Niemanden seine Wohlthaten aufdringt und daß es eine schiefe Art zu denken verräth, wenn uns das Unglück stolz macht. Dem Herzoge klopfte das Herz geschwinder, und er entwarf sich auf der Stelle seinen Plan. Einige Zeit nachher, als eben Randal in tiefen Gedanken auf einer Bank des Parks saß, näherte sich ihm ein Kammerdiener des Herzogs und bat ihn im Namen seines Herrn auf den folgenden Tag zu Gast. Randal stand mit einiger Bestürzung und wie vom Traume erwachend auf, maß den Fremden mit den Augen und antwortete kalt, daß er sich in der Person irren müsse, weil er den Herzog nicht kenne. „Wenn Sie," erwiederte der Andere, „Kapitän Randal vom 18. Regiment sind, so gilt mein Auftrag Sie." „Gut," sagte Randal, „ich begreife das nicht, aber ich werde die Ehre haben aufzuwarten."

Der Herzog empfing ihn allein, und indem er ihn vertraulich bei der Hand ergriff, sprach er leise mit einer geheimnißvollen Miene: „Sie errathen die Ursache meiner Einladung nicht, und ich bin ungewiß, wie Sie meine Freiheit aufnehmen werden. Ich habe durch einen Zufall erfahren, daß eine junge Dame von meiner Bekanntschaft nichts weniger als gleichgültig gegen Sie ist, daß ihre Ruhe und ihr Herz daran hängt, Sie zu sprechen, und weil es in dem Hause der Lady nicht seyn kann, so habe ich mir die unschuldige Freude gemacht, sie Beide hier zusammen zu bringen, — ich hoffe, daß Sie darum nicht geringer von mir denken." — Bei jedem Worte des Herzogs erweiterten sich die Augen des ehrlichen Kapitäns, der endlich mit starrem Blicke und zitternder Unterlippe zum Worte kam. „Mylord," sagte er feierlich, „entweder hat man Sie oder mich zum Besten — und wir sind, wie ich hoffe, bei Gott, die Leute nicht darnach." Der Herzog antwortete eben so ernsthaft: „Ich bin ein Mann von Ehre, Kapitän,

und was ich Ihnen sage, ist Wahrheit.“ Hier flog die Seitenthüre auf, und Randal erblickte — seine Frau, die an den Hals ihres halbversteinerten Mannes flog, und seine Kinder, die sich fest um seine Schenkel klammerten und an ihm hinauf sahen und laut weinten, weil die Unschuldigen die Freudenthränen im Auge ihres Vaters mißdeuteten. Hundert Fragen durchkreuzten sich. „Weißt du denn auch“ — rief die Frau; „Wie kommt ihr nach London?“ der Mann. „Daß der Herzog“ — fuhr die Frau fort, „das Werkzeug unsers Glückes ist? — daß er mir schrieb, eiligst nach London zu kommen, weil mein Onkel, der mit unsrer Heirath unzufrieden war, ihm auf seinem Todbette — hier ist das Papier.“ (Es war eine Annuität auf 100 Pfund jährlich.) — Der ehrsüchtige, empfindliche Randal errieth und verschlang das Geheimniß. „Ach Mylord!“ rief er aus — „Lassen Sie es gut seyn,“ sagte der Herzog. „Wir wollen auf des Onkels Angedenken Ein's trinken.“

Der Onkel war wirklich todt, aber das Vermächtniß eine Fabel. —

Montesquieu besuchte oft seine Schwester, Mad. d'Hericourt, zu Marseille. Einst spaziert er Abends in der Nähe des Hafens. Er bemerkt in einer Barke einen jungen Mann, von dem er vermuthet, er warte auf den Schiffer, um eine See-Promenade zu machen. Er steigt in eben die Barke und sieht mit Befremden, daß der junge Mann zu rudern anfängt. Er erkundigt sich und vernimmt, daß der Jüngling ein Juwelier ist, der an Sonn- und Festtagen den Schiffer machte, um etwas Geld zu verdienen und um die Anstrengungen seiner Mutter und zweier Schwestern zu unterstützen. Alle vier arbeiten und sparen, um 2000 Thaler zu sammeln, mit denen sie ihren Vater loskaufen wollen, der in Tetuan Sklave ist. **Montesquieu** läßt sich den Namen des Vaters und des Herrn, dem er gehörte, geben, händigt beim Aussteigen dem Schiffer einen Beutel mit acht Doppel-Louisd'ors und zehn

Thalern ein, und entfernt sich. Sechs Wochen nachher kommt der Vater an; das Erstaunen der Seinen macht ihn selbst staunen. Niemand erwartete ihn, und er glaubte, erwartet zu werden und seiner Familie die Befreiung schuldig zu seyn. Die Dürftigkeit, die er bei ihr wahrnimmt, macht ihm indeß die Zahlung seines Lösegeldes unerklärlich.

Vater und Mutter wagten es nicht, den Sohn zu befragen; dieser denkt an den unbekannten Wohlthäter. Zwei Jahre gehen vorbei. Der Sohn trifft **Montesquieu** auf der Straße; er kniet vor ihm nieder, beschwört ihn, ihm zu folgen, die Freude der Seinen zu theilen und die Huldigungen ihres Dankes anzunehmen. **Montesquieu** will den jungen Mann nicht kennen; der Auftritt sammelt die Vorübergehenden, und der Wohlthäter verschwindet unter der Menge. Er würde immer unbekannt geblieben seyn, hätten nicht die Verwalter seines Nachlasses unter seinen Schriften eine Note gefunden, über 7500 Livres, die an Herrn Main, englischen Banquier in Cadix, gesandt waren. Man verlangte darüber Aufschluß. Herr Main antwortete, er habe die Summe, dem Auftrage des Herrn Präsidenten von **Montesquieu** gemäß, für die Befreiung eines Sklaven in Tetuan, Namens Robert, verwendet.

Im Jahre 1764 wüthete in Italien eine furchtbare Hungersnoth. Besonders war zu Neapel der Brodmangel so groß, daß man auf den Strassen häufig Verhungerte fand, Gras, Blätter oder Baumrinde im Munde, womit sie sich das Leben hatten fristen wollen. Zu Gerippen abgemagert wandelten Tausende in der Stadt herum und schrieen: „Brod! Brod! wir sterben vor Hunger!“

Das Elend dieser Bedauernswerthen zu lindern zeigte der Kardinal Erzbischof von Neapel, **Antonio Serfale**, sich vor allen übrigen Großen thätig. Der wahrhaft edle Mann ließ täglich unter neun- bis zehntausend Menschen Almosen vertheilen. Da seine Einkünfte zu einer so außerordentlichen Spende nicht hinreichten, so verpfändete er alles Silber-

geschirr, um nur seinen Armen helfen zu können. Der laute Dank der durch ihn Geretteten war des Menschenfreundes schönster Lohn.

Claudius Adrian Helvetius, ein französischer Philosoph, geboren zu Paris im J. 1715, war von äußerst sanftem und wohlwollendem Charakter. Er erfüllte mit seinem großen Vermögen die wahre Bestimmung des Reichthums, machte Glückliche und vertheilte seinen Ueberfluß an Bedürftige. Als er das Landgut Vorie kaufte, befand sich unter seinen Lehensleuten ein Edelmann, der seine Abgaben seit mehreren Jahren rückständig war. Des Gutsherrn Geschäftsträger verfolgte denselben mit Härte. Ein Notar, Namens Regnard, ein junger Mann voll Rechtschaffenheit und Menschlichkeit, gab **Helvetius** von den dürftigen Umständen Nachricht, in welchen sich der Edelmann befand. Sogleich bat er den Unglücklichen zu sich und sagte: „Ich weiß, mein Herr, daß Sie ein Edelmann, aber nicht in sehr glücklichen Vermögensumständen sind. Sie bezahlen mich in Zukunft nach Ihrer Gemächlichkeit, und damit Sie von meinen Leuten nicht mehr belästiget werden, so nehmen Sie hier diese Schrift.“ Es war eine Generalquittung. Der Edelmann rief beim Anblicke derselben: „Ach mein Herr! Sie geben mir, meiner Frau und fünf Kindern das Leben wieder.“ Von Dankbarkeit durchdrungen wollte er sich **Helvetius** zu Füssen werfen. Dieser hielt ihn zurück, sprach auf die edelste Art mit ihm und bewog ihn, eine Pension von 1000 Livres zur Erziehung seiner Familie anzunehmen.

Wenn seine Pächter einen Schaden litten, gab er ihnen Nachlaß. Er hatte auf seinem Landgute einen Wundarzt, der die Arzneien an die Armen austheilte. Er besuchte sie oft selbst mit seiner Gemahlin in ihren Krankheiten, und beide bedienten sie mit eigenen Händen. Darum beteten ihn auch seine Unterthanen an. So oft er zu Vorie ankam, liefen alle Bewohner des Ortes vor seiner Kutsche her und stießen ein Freudengeschrei aus.

Eines Tages wurde von dem Jäger ein Wildpretschütz ertappt, der auf die Nachsicht seines Gutsherrn sündigte. Man führte ihn, bis zur Erlegung der Strafe, in's Gefängniß. **Helvetius** aber lag sein natürlicher Hang zur Wohlthätigkeit mehr am Herzen, als die genaue Befolgung der strengen Gesetze. Er suchte den Gefangenen auf, ließ sich von ihm versprechen, reinen Mund zu halten, und gab ihm das Geld, das er der Wache zu seiner Befreiung erlegen mußte.

Als er von dem Hofe Friedrich des Großen nach Frankreich zurückkehrte, wo eben der Jesuitenorden aufgehoben worden war, erfuhr er, ein Glied dieses Ordens, das ihn durch verläumderische Zuflüsterungen um die Gnade des Königs gebracht hatte, sey nach einem Dorfe verwiesen und lebe dort in der äußersten Armuth. **Helvetius** schickte seinem Feinde 50 Louisd'or und sagte dem Ueberbringer: „Nennt mich ja nicht als den Geber. Der Mann hat mich beleidigt. Eine Unterstützung von mir möchte ihn daher demüthigen."

Es wurden dem edlen Manne täglich neue Hilfsbedürftige vorgestellt, aber er sagte zu seinen Kammerdienern: „Ich verbiete euch, von demjenigen, was ihr hier seht, selbst nach meinem Tode zu sprechen."

Dieser erfolgte den 26. Dezember 1771. —

Der durch seine Verdienste um die unglücklichen Taubstummen mit ewigem Ruhme geschmückte **Abbe de l'Epee** hatte ungefähr 2000 Thr. eigene Einkünfte. Davon erhielt er, auf seine Kosten, seine menschenfreundliche Anstalt. Für sich selbst hatte er nur 300 Thaler bestimmt; Alles Uebrige gehörte — nach seinen strengen Grundsätzen — seinen Pfleglingen. — Als er mit der Zeit zu einem hohen Alter gelangt war, seine Kräfte zu sinken begannen und 1788 ein ungewöhnlich harter Winter eintrat, er aber dessen ungeachtet zu seiner Erwärmung und Erquickung nicht einen Thaler über die zu seinem persönlichen Behufe festgesetzte Summe ausgeben wollte, wurden seine Gesundheitsumstände sehr bedenklich. Die alte

Haushälterin, die wohl merkte, woran es lag und darum ihren Herrn schon einige Male inständig gebeten hatte, ein Mehreres, als das Gewöhnliche, auf seine Pflege zu verwenden, trat nun an der Spitze der vierzig Taubstummen, welche alle in Thränen schwammen, zu ihm ein und ließ nicht nach mit Flehen, bis er versprochen hatte, in diesem harten Jahre 100 Thaler mehr für sich auszugeben. — Dennoch konnte der ehrwürdige Greis sich nachmals gar nicht recht über diese Verschwendung — wie er es nannte — zufrieden geben und pflegte oftmals zu seinen Zöglingen, die er seine Kinder nannte, zu sagen: „Kinder, Kinder, um 100 Thaler habe ich euch Unrecht gethan!“ —

Der edle **John Howard**, von Geburt ein Engländer, widmete sein ganzes Leben dem Dienste der leidenden Menschheit und opferte dabei sein ansehnliches Vermögen, seine Ruhe, sein Vergnügen. Vorzüglich faßte dieser große Wohlthäter des menschlichen Geschlechtes die Noth der Gefangenen in's Auge. Er fand, daß vielerlei Mißbräuche herrschten, und daß die Leiden der unglücklichen Eingekerkerten sehr groß waren. Um diese Mißbräuche abzustellen und diese Leiden zu erleichtern, besuchte er die vornehmsten Gefängnisse in der Nachbarschaft seines Wohnsitzes. Er fand, daß viele Gefangene, in Folge der schlechten Verpflegung und der ungesunden Wohnungen, an dem sogenannten Kerkerfieber todtkrank darnieder lagen. Dieß bewog ihn, seine Beobachtungen auch auf entferntere Gefängnisse auszudehnen, und durch seine Beredsamkeit und Thätigkeit brachte er es dahin, daß eine Parlamentsakte bekannt gemacht wurde, welche für die Erhaltung der Gesundheit der Gefangenen die größte Sorgfalt zu tragen befahl. **Howard's** patriotische Bemühungen wurden durch eine öffentliche Danksagung des Unterhauses belohnt.

Der Wohlthäter Englands zu seyn, genügte dem edlen Manne nicht; er wollte sich um die leidende Menschheit des ganzen übrigen Europa verdient machen. In dieser Absicht

stellte er seit dem Jahre 1775 zu verschiedenen Zeiten Reisen durch Holland, Frankreich, Flandern und Deutschland, durch die Schweiz und Italien, durch Dänemark, Schweden, Polen und Rußland an. Verschiedene dieser Länder besuchte er mehr als einmal und jedesmal in der edlen Absicht, sich von dem Zustande der wichtigsten Gefängnisse, Hospitäler und Krankenhäuser zu überzeugen, seine Bemerkungen über die fehlerhafte Einrichtung derselben, über die eingeschlichenen Mißbräuche und die oft unmenschliche Verwahrlosung der Kranken und Gefangenen niederzuschreiben, und sie dann dem Publikum gedruckt vorzulegen. Bei seinen Untersuchungen scheute er weder Kosten noch Beschwerden, und ertrug alles Ungemach leicht, wenn er dadurch seinem großen Zwecke näher zu kommen glaubte.

Ein Mann, der sich mit solcher Selbstverläugnung den edelsten Pflichten der Menschheit weihte, mußte überall, sogar bei den höchsten Personen, Achtung finden. An allen Höfen, auch wo bisher nur Stammbaum und Ehrentitel Zutritt gefunden hatten, wurde er freundschaftlich aufgenommen und theilnehmend gehört. Er benützte solche Gelegenheiten immer, den Fürsten Wahrheiten zu sagen, und that es, nur allein das Wohl der Menschheit berücksichtigend, oft mit wenig Schonung. Kaiser Joseph II. wünschte **Howard's** Meinung über die Gefängnisse und Hospitäler in seinen Staaten zu vernehmen. **Howard** sagte ganz offen, daß er mit der Einrichtung der Gefängnisse und Hospitäler Wien's sehr unzufrieden sey. Empfindlich fuhr der Kaiser auf: „Ei, mein Herr, wie können Sie über meine Löcher klagen? hängen Sie doch in England Ihre Missethäter zu Dutzenden!“ — „Sire!“ versetzte **Howard**: „lieber will ich in England gehangen seyn, als in einem Ihrer Löcher leben.“ Der Kaiser sagte nachher zu einem am Hofe sich aufhaltenden Engländer: „Ihr kleiner Landsmann ist kein Schmeichler.“

Nachdem **Howard** eilf Jahre lang die Verbesserung der Gefängnisse zu seiner Hauptangelegenheit gemacht, und sich durch alle möglichen Mittel bemüht hatte, jene fürchterliche

Krankheit, das Kerkerfieber, auszurotten, entwarf er einen Plan — den menschlichsten und wohlthätigsten, der je in die Seele eines Sterblichen kam — dem Fortgange der verwüstenden Pest Einhalt zu thun. Der erste Gegenstand, den er hiebei zu erreichen hatte, war Bekanntschaft mit den Wohnplätzen der Krankheit, den Lazarethen. In dieser Absicht ging er nach Marseille, Genua, Neapel, Sicilien, Malta, Triest, Venedig, Zante, Corfu, Smyrna und Konstantinopel, hielt an den meisten dieser Orte Quarantäne, kam 1787 nach London zurück und machte nun seine vortrefflichen „Nachrichten von den vorzüglichsten Kranken- und Pesthäusern" bekannt. Nicht zufrieden mit dem was er bereits gethan hatte, unternahm er 1789 eine neue Reise nach dem Orient, die dem edlen Manne das Leben kostete. Bei dem Besuche einer zu Cherson am epidemischen Fieber krank liegenden Dame ward er angesteckt und starb den 20. Januar 1790. In seinem Testamente vermachte er 40,000 Pfund Sterling zur Verbesserung der Gefängnisse und Irrenhäuser Englands.

Der geistreiche Burke sagte in einer Rede von **Howard:** „Ich kann diesen Mann nicht nennen, ohne zu bemerken, daß seine Bemühungen und Schriften sehr viel dazu beigetragen haben, die Augen und Herzen der Menschen zu öffnen. Er ist ganz Europa durchreist, nicht um kostbare Paläste zu sehen oder die Ruinen des Alterthums; nicht um neue Kunst zu bewundern, oder Schaumünzen und Handschriften zu sammeln; nein — nur allein, um in die Tiefen der Kerker hinabzusteigen, sich in das Gift der Hospitäler zu stürzen, die Wohnungen des Jammers und des Unglücks zu besuchen, den Umfang des Elends, der Unterdrückung und Verachtung auszumessen, der Vergessenen zu gedenken, der Versäumten sich anzunehmen, die Verlassenen zu besuchen und die Leiden aller Menschen in allen Ländern gegen einander abzuwägen. Sein Plan war originell, eben so geistvoll und kühn, als menschenfreundlich. Es war eine Entdeckungsreise, eine Reise der Menschenfreundlichkeit."

Die Kaiserin **Katharina** ritt einst, von einem großen Gefolge begleitet, in der Umgegend von St. Petersburg spazieren. Ihr damaliger Günstling, Fürst Potemkin, erblickte in einem Graben an der Straße ein in schmutzige Lumpen gehülltes Kind und äußerte sich gegen den General R., es sey abscheulich, eine solche Kreatur, zum Ekel der Vorübergehenden, an den Weg zu legen; man sollte sie lieber wegschaffen und in den nächsten Teich werfen.

Katharina hörte diese Worte und, von edlem Unwillen ergriffen, wandte sie ihr Pferd zu dem Orte hin, wo das Kind lag. Der Fürst, die Absicht der Monarchin errathend, sprang sogleich vom Pferde und hob das Kind auf, welches, aus seinem Schlummer geweckt, heftig zu schreien anfing. Dessenungeachtet nahm es die Kaiserin aus seinen Händen, suchte es durch die zärtlichsten Liebkosungen zum Schweigen zu bringen, und bald lächelte das wirklich schöne Kind sie an. Hiedurch noch mehr zu ihm hingezogen, kehrte sie, es stets in den Armen haltend, nach Hause zurück und ließ sogar ihr Pferd, damit es keinen Fehltritt thue, von zwei Reitknechten führen. Als sie in ihrem Palaste ankam, befahl sie, das Kind — es war ein Mädchen — auf's Sorgfältigste zu warten und zu pflegen. Ihre Zärtlichkeit verminderte sich nicht mit den Jahren. Die glückliche Pflegtochter erhielt eine ausgezeichnete Erziehung, sie wurde in den Grafenstand erhoben und erhielt den Rang als erstes Hoffräulein der Monarchin.

Im Jahre 1797 erhielt Prinz **Wilhelm von Oranien** (jetzt König der Niederlande) einen Besuch vom Herzoge von Meklenburg-Strelitz. Er begab sich mit seinem verehrten Gaste nach Schevelingen, um der Abfahrt der zum Fischfange auslaufenden Schiffe zuzuschauen. **Wilhelm** stand dicht an der Meeresküste, als eines der Schiffe die Segel aufspannte. Ein junger Bursche, der sich hiebei besonders thätig zeigen wollte, glitt aus und stürzte über Bord in's Meer. Kaum wurde **Wilhelm** dieses gewahr, als er sogleich ihm nach in die

Wogen sprang, um ihn zu retten. Aber alle Anstrengungen waren vergeblich, und **Wilhelm** selbst gerieth in die größte Gefahr, von den Wellen verschlungen zu werden. Als er endlich noch mit vieler Mühe gerettet worden war, riefen einige von seinem Gefolge: „Wie konnten aber Ew. Durchlaucht ein so theueres Leben um jenes Burschen willen auf's Spiel setzen?" — „In dem Augenblicke, als der Bursche in's Wasser stürzte, war es mir, als sey er mein Bruder!" entgegnete der hochherzige Prinz.

Da der Verunglückte nicht wieder in's Leben zurückgerufen werden konnte, suchte **Wilhelm** die alten Aeltern durch ein ansehnliches Jahrgeld zu trösten. —

Graf **Leopold von Berchthold**, Herr der Herrschaft Buchlau in Mähren, geboren 1759, gestorben den 26. Juli 1808, ging im Jahre 1778 mit einer Summe von 50,000 fl. nach Algier, in der Hoffnung, damit eine Anzahl Christensklaven zu erlösen, konnte aber wenig zum Zwecke gereichen. Er begab sich hierauf nach Aegypten, Arabien, Palästina und Smyrna, wo er sich im Pestspitale als gemeiner Krankenwärter brauchen ließ, um daselbst sein Präservativ der Oeleinreibung zu versuchen und geltend zu machen, zu dessen Bekanntmachung und Empfehlung er überdies noch ungemein große Summen verwendete. Er ging zurück über London, wo er allenthalben mit der höchsten Ehrenbezeigung eingeführt wurde, über Lissabon, den Sitz der Thierhetzen, um auch für die armen Thiere ein milderes Schicksal herbeizuführen, nach Paris, um sich von den besten Anstalten gegen den Scheintod zu unterrichten, wo er aber genug zu thun hatte, um seinerseits der Wuth des revolutionären Blutgerichts und dem wirklichen Tode zu entfliehen. Nach Hause gekommen legte er 1797 für seine Unterthanen ein Spital an, und als dieses bald zu klein wurde, zog er selbst aus seinem prachtvollen Schlosse aus und räumte es den Alten, Siechen und Kranken der ganzen Umgegend ein, nach denen er sich des Tages zweimal

persönlich umsah und erkundigte. An den Gränzen seiner Herrschaft standen Tafeln, worauf alle Hilfsbedürftigen dringend eingeladen und ihnen die freundlichste Aufnahme und beste unentgeltliche Verpflegung versprochen wurde. Auf diese Art wurden im Laufe des Jahres über 1200 Personen aufgenommen, verpflegt, geheilt, bekleidet und bei der Entlassung mit Geld beschenkt. Mehrere Preise jährlich waren auf menschenfreundliche Handlungen gesetzt, auf Rettung Anderer in Lebensgefahren, und doppelte, sofern Einer seinem Todfeinde beigesprungen. Bei Mißernten verkaufte der Graf sein eignes Getreide um einen Spottpreis und lieh noch baares Geld dazu. Alle Freitag und Sonnabend gab er ordentliche Bettel-Audienzen und zog nicht selten seinen eignen Rock vom Leibe, mit der Aeußerung, wenn der Andere zögern wollte, ihn anzunehmen: „Du Narr, meinst Du denn, daß ich nicht noch mehr Röcke habe?“ — Im Winter waren immer Arbeits- und Spinnstuben geheizt. Sechzig widerspänstigen Legionären, welche nach einem Kriegsgerichte erschossen werden sollten, rettete er das Leben dadurch, daß er Tag und Nacht fort nach Wien eilte, Nachts um 12 Uhr die Kaiserin wecken, durch diese sich vor das Bett des Kaisers führen ließ, und die erlangte Begnadigung gleichsam im Zurückfluge gerade noch zur rechten Stunde brachte. Als ihm einmal bei seinen vielen Ausgaben doch noch 3000 fl. übrig blieben, ließ er in die Zeitungen setzen, wenn einem jungen talentvollen Manne, der aber mit der Noth zu kämpfen habe, damit zu helfen wäre, mög' er sich melden, er solle sie haben. Bei einer Hungerzeit im Riesengebirge brachte er 52,000 fl. durch Kollekten zusammen. Fünf neue Schulhäuser wurden von ihm erbaut und 80 bis 150 arme Kinder und Waisen jährlich gekleidet. Waren Kinder, die etwas Tüchtiges lernten, so gab er den Aeltern das Schulgeld zurück und den Lehrern eine außerordentliche Belohnung dazu. Beim Landsturme war er Oberst und Inspektor der Militärlazarethe, unterlag aber selbst der Ansteckung und fühlte sein Ende herannahen. So wenig glaubte er aber mit allem Diesen etwas Außerordentliches gethan zu

haben, daß er nach der Beichte zum Geistlichen sagte: „Aber jetzt werden Sie sich für mich in Ihr eignes Herz hinein schämen!“

Der berühmte Polenheld **Kosciusko** hielt sich nach seiner Flucht aus dem Vaterlande in der Schweiz auf. Von seiner Wohlthätigkeit in und um Solothurn berichtet man rührende Züge. Ein Zeitpunkt, der ihm Gelegenheit gab, seine Menschenliebe und den ihm einwohnenden ächt christlichen Sinn zu erproben, war das Winterhalbjahr von 1816 bis 1817, wo eine allgemeine Theuerung selbst Wohlhabende in Verlegenheit setzte, wo der Mittelstand in der Schweiz sich mit Kartoffeln begnügen mußte, und der Staat sich genöthigt sah, durch rumford'sche Suppen viele seiner Mitbürger vor den Qualen des Hungers zu bewahren. **Kosciusko** war es, der Aktien zu jener Gesellschaft sammelte, wo die Frauen der ersten Familien das Amt der Vertheilung übernahmen. **Kosciusko** war es, der täglich 50 Armen Almosen in Geld mittheilte und dadurch viele Menschen, die schon Kräuter und Wurzeln assen, ihre Leiber mit Kuchen von Tannenrinde und Kleie anfüllten, vom Hungertode errettete. Wenn er vernahm, daß ein Unbemittelter krank daniederlag, und wäre es auch mehrere Stunden weit gewesen, ließ er, ohne seinen Leuten ein anderes Wort zu sagen, als: „Wartet heute nicht auf mich!“ sein Pferd satteln und ritt, in jeder Tasche seines Rockes, und da, wo sonst die Pistolen zu stecken pflegten, eine Flasche Wein gepackt, zu der Wohnung des Unglücklichen und spendete ungekannt seine milden Gaben aus, wobei er dem Kranken wie ein Vater, Trost zusprach, ihn mit der Hoffnung auf Gottes Gnade und die Ewigkeit ermunterte, und im Weggehen angelegentlich empfahl, ja nicht zu viel des Weines zu trinken, damit er statt der Stärkung kein Uebelbefinden sich zuziehen möge. Tausend und tausend Thränen des Schmerzes wurden durch ihn getrocknet und tausend der Freude vergossen aus innigstem Gefühle des Dankes für den großmüthigen Mann,

dessen Name aber allen Menschen aus dieser Klasse unbekannt war. An einem kalten Wintertage — es war der 13. Dezember 1816 — ließ **Kosciusko** früh Morgens um acht Uhr sein Pferd vorführen und ritt, trotz des schneidenden Windes und des Schneegestöbers und ungeachtet der Bitten seiner Freunde, vom Hause weg. Man wartete bis 3 Uhr mit dem Mittagsessen auf ihn — er kam nicht, und erst, als die Nacht hereingebrochen war, langte er ganz durchnäßt und erkältet auf seinem müden Pferde an. Auf das Aeußerste besorgt, fragte man ihn, was ihm begegnet und wo er so lange gewesen sey? „Ich habe einen Freund auf dem Lande besucht," war seine Antwort. Allen übrigen Fragen wich er sorgsam aus. Erst einige Tage darauf wurde durch den wackern Arzt eines ungefähr zwei Stunden von Solothurn entlegenen Dorfes bekannt, daß er (der Arzt) mehrere Wochen schon einen armen Taglöhner, der an Podagra und Nervenfieber daniederlag, verpflegt und täglich besucht, denselben aber auf einmal viel munterer und gestärkt gefunden habe. Auf seine hierüber angestellte Ausforschung, eröffnete ihm der Pazient, daß ein großer hagerer Mann, mit grauen Haaren aber ganz freundlichem Gesichte, in einem blauen Oberrocke mehreremal zu Pferd vor seine Hütte gekommen und, nachdem er das Pferdchen an den Zaun gebunden, zu ihm an's Bett getreten sey und jedesmal in einer fremdartigen Sprache, aber doch ganz verständlich und gar theilnehmend gesprochen, und eine Flasche Wein nebst Geld und Semmel zurückgelassen habe. Wie der fremde Herr aber heiße, wisse er nicht, und Niemand aus dem Dorfe; doch soll er von Solothurn hergekommen seyn. Tags darauf verbarg sich der Arzt in einer Nebenkammer und wartete den Augenblick ab, wo der edle Unbekannte seinen Kranken zu besuchen pflegte; denn er wollte den Mann von so seltnem Charakter kennen lernen. Es dauerte nicht lange, so trat er in die Stube und siehe — der unbekannte Wohlthäter war **Kosciusko**. — Das kleine Pferd schien seines Herrn mitleidiges Gefühl zu theilen, indem es bei jedem Bettler, der ihm auf dem Wege begegnete, aus freien Stücken stehen blieb, wohl wissend, daß

jener eine Gabe erhalten werde. **Kosciusko** starb in den Armen seines Freundes Zeltow am 15. Oktober 1817. Seine sterblichen Ueberreste wurden zuerst in Solothurn, sodann auf den Wunsch der Polen, und mit Erlaubniß des Kaisers Alexander zum zweiten Male in Krakau feierlich bestattet. Dort erhebt sich auch zu seiner Ehre ein Hügel, an dem Jung und Alt gearbeitet, ein einfaches Zeichen des Dankes der Nation, an die Grabhügel der Helden des Alterthumes erinnernd und nicht unpassend für das Andenken eines im höchsten Sinne des Wortes antiken Charakters.

John Simpson,

der edle Kerkermeister.

In England ließ man bekanntlich bis zum Jahre 1786 diejenigen Verbrecher, die des Todes oder einer peinlichen Leibesstrafe schuldig waren, entweder am Galgen oder im Gefängnisse büssen, und der letztern waren immer eine große Zahl.

Natürlicher Weise fielen sie sehr beschwerend dem Staate zur Last; denn sie mußten erhalten werden, und man dachte damals noch nicht darauf, dieselben auf eine nützliche Art zu beschäftigen.

Um also diese unnützen und doppelt elenden Geschöpfe, für welche oft nicht genug Gefängnisse aufgefunden werden konnten, doch einigermassen zu nützlichen Menschen umzuschaffen, beschloß die englische Regierung im Jahre 1786, alle in den Gefängnissen des Reiches befindlichen Verbrecher als Kolonisten nach Neu-Süd-Wales zu schicken. Die Sache wurde wirklich in's Werk gesetzt, und es steht jetzt schon manches englische Dorf in der Jacksonbay, welches von der Nachkommenschaft einer verworfenen Menschenklasse bewohnt wird, die sich jetzt zu arbeitsamen und besseren Menschen gebildet hat.*)

---

*) Nach der im September 1836 vorgenommenen Zählung betrug die Bevölkerung von Neu-Süd-Wales 77,090 Seelen.

Als der erste Transport der neuen Kolonisten zur Abreise aus den Gefängnissen gehen sollte, erhielt der Kerkermeister **Simpson** zu Norwich Befehl, die weiblichen zu dieser Reise bestimmten Gefangenen aus den Kerkern zu Norwich nach Plymouth zu bringen, wo der Sammelplatz und Einschiffungsort dieser Reisegesellschaft war. Unter diesen Unglücklichen befand sich eine Weibsperson mit einem fünf Monate alten Kinde. Dieses unglückliche Geschöpfchen war von einer sehr angenehmen Bildung und hatte seiner Mutter bisher durch sein unschuldiges Lächeln und durch seine zärtlichen Liebkosungen das elende Schicksal erträglicher gemacht. Der Vater des Kindes, ebenfalls ein Verbrecher, sollte nun auch, aber von Mutter und Kind abgesondert, die Reise nach Süd-Indien mitmachen.

Er hatte drei Jahre im Gefängnisse gesessen, und ob er gleich wegen Absonderung der Kerker nur selten die Erlaubniß erhalten, Kind und Mutter zu sehen, so konnte er sie nicht vergessen, und von den unauflöslichen Banden der Natur an sie gefesselt, kannte und äußerte sein Herz keinen andern Wunsch, als sich mit der zärtlich Geliebten verehlichen zu dürfen; allein dazu war keine Hoffnung vorhanden, und er konnte nicht einmal die Erlaubniß erbitten, seine Geliebten auf der Reise begleiten zu dürfen, so sehr sich auch der menschenfreundliche **Simpson** für ihn verwendete.

Jetzt, als **Simpson** schon den Befehl zur Einschiffung der Gefangenen bekam, ließ der unglückliche Vater noch nicht ab, sich das Glück zu erbitten, der Begleiter und Versorger seiner Lieben werden zu dürfen. „Er wolle," sagte er, „gerne die tausendfachen Gefahren der weiten Reise und des Aufenthaltes im fremden Welttheile und in jedem Winkel der Erde erdulden, wenn er nur der Gatte der durch ihn unglücklich gewordenen Mutter, und der Vater seines armen Kindes seyn dürfte." — **Simpson** ließ nun kein Mittel unversucht, welches ihm seine beschränkten Umstände darboten, um durch seine Fürbitte das in seinem Herzen so billig scheinende Glück zweier Menschen zu begründen, die sich seiner Meinung nach in solch' einer

elenden Lage dessenungeachtet auch noch unglücklich genug fühlen mußten; da aber Bittschriften dieser Art in Menge einliefen, so wurden sie überhaupt wenig beachtet. **Simpson's** Vorstellung hatte dasselbe Schicksal. Der Tag der Abreise kam indeß, und die Mutter wurde mit ihrem kleinen unschuldigen Säuglinge nebst andern Weibern auf einen Wagen gesetzt. Gern hätte ihr der mitleidige **Simpson** wenigstens noch die Freude verschafft, von dem Manne Abschied nehmen zu dürfen, der ihr rücksichtlich seiner edlen Denkungsart für sie, und wegen der großen Liebe zu seinem Kinde, gewiß nicht gleichgültig seyn konnte; allein auch dieses war von den hartherzigen Obern nicht zu erflehen. Dem guten **Simpson** machte die Angelegenheit vielen Kummer, und es befand sich vielleicht kein Gefangener unter dem zahlreichen Transport, der mit solcher Wehmuth im Gemüthe die Reise angetreten hat, als unser **Simpson**, welcher die Verbannten bis zum Einschiffungsplatze begleiten mußte.

Die Mutter schloß ihren Säugling thränend in die Arme, und der Kerkermeister weinte mit. So war der lange Weg bis Plymouth ein wahrer Schmerzensweg. Im Hafen daselbst lag ein Arrestschiff, auf welches alle Gefangenen so lange gebracht werden mußten, bis das zur großen Reise eigens hiezu bestimmte Schiff ausgerüstet war. **Simpson** bestieg mit den Frauen einen Kahn, um an das Arrestschiff zu fahren; da er aber über einige höchst unbedeutende Kleinigkeiten, um die er gefragt wurde, keinen genügenden Bescheid geben konnte, mußte er mit den dürftig bekleideten Weibern — im kalten Oktober des Jahres 1786 — vorerst drei Stunden lang in dem unverwahrten Kahne seiner Aufnahme harren.

Endlich war es dem Kapitän gefällig, die armen Leute aufzunehmen; **Simpson** ließ zuerst die Mutter das Schiff hinanklettern, um ihr hernach das halberfrorne Kind hinaufzureichen. „Was soll dieses Geschöpf hier im Schiffe?“ rief die Donnerstimme des Kapitäns. — „Es ist mein Kind, gnädiger Herr!“ jammerte die ängstliche Mutter. „Es ist ein unschuldiges liebes Geschöpf einer zärtlichen Mutter!“ rief der

erschrockene **Simpson** und reichte es mit zitternden Händen der weinenden Mutter in die ausgestreckten Arme.

„Hinweg mit solchem Geschmeiße, oder ich werfe es in die See!“ war die zermalmende Antwort des Hartherzigen, der zugleich den Stock drohend aufhob.

Verzweiflungsvoll fiel die Mutter zu den Füssen des Grausamen, weinte bitt're Thränen und bat mit einer Wehmuth, welche Tiger hätte erweichen können, um ihr Kind. Auch der Kerkermeister, ihr Beschützer auf dem Wege, und die Uebrigen baten den Unbarmherzigen mit flehenden Gebärden und erinnerten ihn an das englische Gesetz, nach welchem kein Säugling von der Mutterbrust getrennt werden dürfe. Aber der Kapitän, von den Ungeheuern der Tiefe, über deren Häuptern er sein Wesen trieb, nur der Gestalt nach unterschieden, entgegnete finster: „Er habe keinen Befehl, Kinder auf das Schiff zu nehmen,“ und stieß den bittenden **Simpson** mit dem kleinen Verlassenen, ungerührt von dem Jammergeschrei der unglücklichen Mutter, zurück. „Nur so lange gewähren Sie uns, bis ich für diese unglückliche Waise höhere Erlaubniß zur Aufnahme nachgesucht habe,“ rief der Kerkermeister dem Manne zu, der zwar die Zeichen der königlichen Ehre auf der Brust, in derselben aber kein Menschenherz trug. Jammernd lag dabei die Mutter zu seinen Füssen, doch blieb der Barbar unbeweglich, und **Simpson** mußte mit dem Kinde auf das Land zurückkehren, während man die ohnmächtige Mutter in den Kerker des Schiffes schleppte.

Vergebens foderte die Unglückliche, als die Besinnung ihr wiederkehrte, ihr geliebtes Kind von dem Kapitän zurück. Harte Worte waren die Erwiederung auf ihr Flehen. Die Verzweifelnde mußte bewacht werden; denn sie drohte mehrmals, ihrem elenden Leben ein Ende zu machen.

Der trostlose Zustand der unglücklichen Mutter, die Grausamkeit des rohen Seemannes, die hilflose Lage des armen Kindes, das unbekannt mit seinem Leiden dem Erretter mit holder Freundlichkeit zulächelte, durchschnitten das Herz des braven **Simpson**; er beschloß alles aufzuopfern, ja selbst

Leib und Leben für die Bedrückte zu wagen. Es war ihm bekannt, daß unter diesen Umständen kein anderes Mittel übrig sey, als dem Minister der inländischen Angelegenheiten, Lord Sidney, persönlich sein Anliegen vorzutragen, und zu diesem Zwecke fuhr er sogleich mit dem Kinde auf eigne Kosten in einer Postkutsche in aller Eile nach London. Auf dem langen Wege dahin war die Pflege des Kindes seine vornehmste Sorge; es kam nie von seinem Schooße, und sogar die Reinigung desselben geschah von seiner Hand.

Als **Simpson** endlich mit der geliebten Bürde in London angelangt war und den Säugling einer ihm bekannten Frau anvertraut hatte, eilte er in den Palast des Ministers. Aber auch hier fand der gute Mann kein Gehör. Mit rauhen Worten wies man ihn an die Kanzlei. Dort müsse er sein Anliegen in gehöriger Form schriftlich einreichen und dann den Bescheid abwarten, war die barsche Antwort: er habe sich hier sogleich zu entfernen. Aber noch ließ unser edler Menschenfreund mit seinem Bemühen nicht nach; jedem Bedienten des Hauses, den er zu sehen bekam, trug er die flehende Bitte vor, ihm nur auf zwei Minuten gnädiges Gehör bei dem Minister zu verschaffen. Ueberall erfolgte verächtliche Zurückweisung, allenthalben traf ihn der bittere Spott: wie es einem Schließer aus Norwich nur einfallen könne, mit der hohen Person des Ministers sprechen zu wollen. Aber aller dieser Kränkungen achtete der brave Mann nicht, hier, wo es Linderung des menschlichen Elendes galt, hier, wo von gekränkten Rechten der Menschheit die Rede war. Sein edles Herz kannte keine Menschenfurcht, und muthig drang er durch einige Zimmer und fand hier den Sekretär des Ministers. Kurz und bündig trug er diesem sein Anliegen vor, und die Hoffnung belebte ihn mit neuem Muthe und gab ihm neues Leben.

Der Sekretär versprach ihm Unterstützung; er versprach ihm, sogleich einen Befehl wegen Aufnahme des Kindes anzufertigen, welchen der Minister bei der ersten Gelegenheit, die sich in einigen Tagen ergeben könnte, nur noch zu unterzeichnen brauchte. So sehr sich **Simpson** dieser günstigen Wendung

erfreute, so wenig konnte ihm jedoch ein Aufschub genügen, denn jeder Aufschub brachte Gefahr, und hier konnte nur die schnellste Hilfe das schöne Werk seiner Menschenliebe vollenden. In diesen Augenblicken des Zweifels, was nun weiter zu beginnen sey, kam, wie vom Himmel gesendet, Hilfe in der höchsten Noth. Es öffnete sich eine Seitenthüre, und der Minister trat aus seinem Gemache, um dem Sekretär Befehle zu ertheilen. — „Gnädigster Herr!“ rief ihm **Simpson** entgegen und warf sich vor ihm auf die Kniee: „Gnädigster Herr!“ rief er mit bittend emporgehobenen Händen — „nicht für mich, für einen schuldlosen, von der Mutterbrust gerissenen und dem Hungertode preisgegebenen Säugling wage ich es, jetzt zu bitten; gönnen Sie mir nur einige Augenblicke Gehör.“

Der Minister würdigte ihn anfänglich keines freundlichen Blickes, aber das Ueberraschende der rührenden Bitte, das ungewöhnliche Feuer der Rede, mit welchem **Simpson** für die leidende Menschheit sprach, bewogen den durch dieses Alles zum Mitleid gestimmten Lord, dem Manne Gehör zu geben. Er ließ sich alle Umstände genau erzählen und ertheilte hierauf sogleich schriftlichen Befehl, daß nicht allein das arme Kind in der Mutter Hände zurückgegeben, sondern auch der Vater desselben mit der Mutter durch des Priesters Segen vereinigt werden solle. Im Uebermaße der Freude über das Gelingen seiner edlen Bemühungen konnte der biedere Kerkermeister nur weinen, aber keine Worte des Dankes aussprechen. Der jammernden Mutter indeß, die sich in der Gewalt des grausamen Kapitäns befand, in ihrer hoffnungslosen Lage durch einen Eilboten sogleich Trost zu verschaffen, das war seine erste Sorge. Nachdem **Simpson** diese Angelegenheit in Ordnung gebracht, den kleinen Säugling aber einstweilen treuer Pflege in London vertraut hatte, begab er sich ungesäumt nach Norwich zurück und eilte in den Kerker des vor der Hand noch zurückgebliebenen unglücklichen Vaters, um ihm die erfreuliche Nachricht der Vereinigung mit seiner Geliebten zu hinterbringen. Dieser junge Mensch, dessen Verbrechen nur die Noth veranlaßt hatte, und der noch immer ein nützliches Mitglied

der menschlichen Gesellschaft zu werden versprach, war außer sich vor Freude, als er die so ganz unerwartete Kunde vernahm. Er fiel seinem Wohlthäter in stummer freudiger Verwirrung um den Hals und benetzte ihn mit den Thränen der aufrichtigsten Dankbarkeit.

Simpson geleitete den beglückten Vater nach London, um den kleinen Kostgänger abzuholen, und mit ihm reisten sie nach Plymouth. Der unbarmherzige Seemann war indeß, zur allgemeinen Freude der Gefangenen, zu einer andern Bestimmung abgerufen, und das Kommando des Arrestschiffes einem braven Offizier übertragen worden, der auch in dem Verbrecher die Menschheit noch zu ehren wußte.

Unbeschreiblich war die Wonne des Wiedersehens, vorzüglich des geliebten Kindes von Seite der freudetrunkenen Mutter. Mit Inbrunst drückte sie es an ihre Brust, und Thränen der Wonne flossen in Menge von ihren Wangen.

Noch am nämlichen Abende wurden die beiden jetzt so glücklichen Menschen durch den Koloniepredigter, im Beiseyn des edlen Kerkermeisters, getraut. Dieser schloß nun noch einmal den nun nicht mehr verwaisten Säugling in seine Arme, segnete die Mutter und den Vater, und nahm dann auf immer von ihnen Abschied. Gerne hätte er sie auf der weiten Reise auch ferner begleitet, aber die Pflichten seines Berufes riefen ihn nach Norwich zurück, nachdem er unter den größten Beschwerden und auf Kosten seines eignen Vermögens und seiner Gesundheit einen Hin- und Herweg von 700 englischen Meilen zurückgelegt hatte. Segenswünsche ohne Zahl folgten dem edlen Manne, und überall, wo er hinkam, wurde er auf seiner Rückreise mit Freude und Auszeichnung empfangen und bewirthet; denn schon hatte sich die edelmüthige That des Biedermannes durch das ganze Land verbreitet; allgemein wurde sie bewundert, so wie dagegen die barbarische Handlungsweise des Kapitäns allgemein Abscheu erregte.

In den damaligen Zeiten hielt noch beinahe ganz Deutschland Gefängnißwärter, Amtsknechte ꝛc. ꝛc. für ehrlose Leute; daß aber England in diesem lächerlichen Vorurtheile nicht

befangen war, mögen die ehrenvollen Zuschriften und Geschenke beweisen, welche **Simpson** von Personen aller Stände empfing; sein Monarch selbst ertheilte ihm huldvolle Zusicherungen königlicher Gnade; — aber am meisten belohnte ihn das Bewußtseyn seiner schönen That. — Unter andern Zuschriften, welche **Simpson** erhielt, verdient besonders folgende von einer vornehmen Dame aus London erwähnt zu werden. Sie lautet also:

An den menschenfreundlichen Schließer
des Norwicher Gefängnisses.

„Die so rühmliche wie rührende Geschichte Ihrer Zärtlichkeit und Menschenliebe gegen eine unglückliche Mutter und ein armes unglückliches Kind ist vor einigen Tagen in London bekannt geworden und hat der Welt Ihren Charakter und Ihr edelmüthiges Herz von einer so glänzenden Seite gezeigt, daß man ein so seltenes Beispiel uneigennütziger Menschenliebe nicht genug bewundern kann und dasselbe zur Ehre der Menschheit auf eine ausgezeichnete Art zu verewigen wünscht. Der hier für Sie so rühmlich erzählte Vorfall hat mich und viele Andere zugleich so sehr für das Schicksal dieses nunmehr vergleichungsweise gegen sein früheres Loos glücklichen Ehepaares eingenommen, daß wir gern wissen möchten, auf welche Weise für die künftige Wohlfahrt dieser Leute eine Summe Geld zweckmäßig angewendet werden könnte, die wir zu diesem Ende gesammelt haben. Ich glaube, daß uns Niemand in dieser Angelegenheit besser rathen könne als Sie, der Sie so herrliche Beweise von der Güte Ihres Herzens gegeben haben. Meine Meinung wäre, für die zusammengebrachte Summe Kleidungsstücke, und Acker = und Wirthschaftsgeräthe, oder solche Gattungen von Werkzeugen für die arme Familie anzuschaffen, welche des Mannes Handthierung und seiner Geschicklichkeit angemessen sind. — Ich ersuche Sie, mir diesfalls die Profession zu benennen, welche der Mann erlernte, und zugleich die Maße zu den Kleidern der Leute beizufügen. Dem Kapitän Philipps wird die Familie noch besonders empfohlen

werden, in so ferne es nicht schon geschehen ist. Ich erwarte nur blos Ihre Antwort, um die nöthigen Maßregeln zu nehmen, sie nicht nur allein in diesem Augenblicke zu unterstützen, sondern sie auch für die künftige Zeit ihres Lebens in der Verbannung möglichst glücklich zu machen.

Ich kann diesen Brief nicht schließen, ohne Ihnen noch zu sagen, wie sehr Lord Sidney und alle Glieder seiner Kanzlei, überhaupt alle guten Menschen von Ihrer schönen That durchdrungen sind. Ich bin

Ihre aufrichtige, Ihnen alles Wohl wünschende .....

London am 5. Dezemb. 1786."

Nach einigen Jahren erhielt der brave **Simpson** von seinen Freunden in der Kolonie die angenehme Nachricht, daß sie sich durch ihren Arbeitsfleiß und durch die milden Unterstützungen guter Menschen zu einem Wohlstande emporgeschwungen hätten, der es ihnen möglich mache, alle Nothleidenden der Kolonie unterstützen zu können. Auch erhielt er oft Geschenke von ihren Landeserzeugnissen, begleitet von den Segenswünschen der ganzen Gemeinde, bei welcher sich die brave Familie allgemeine Achtung und Liebe erworben hatte.

Viele Jahre noch genoß **Simpson**, durch die Verehrung und die dankbare Anerkennung seiner Mitwelt, die süßen Früchte seiner schönen Handlung, und als sich endlich die Nachricht verbreitete, daß er seine irdische Laufbahn vollendet habe, da veranstalteten die dankbaren Kolonisten ihrem verblichenen Wohlthäter ein allgemeines Trauerfest; Thränen des ungeheucheltsten Schmerzes flossen aus jedem Auge für diesen Menschenfreund auch in der von dem Vaterlande so weit entfernten Zone. Ein sinniges mit schönen Bäumen umpflanztes Monument, von der Kolonie-Gemeinde errichtet, überliefert der Nachwelt das ehrenvolle Andenken dieses edlen Mannes.

In der Fronte dieses Denkmals befindet sich in schöner Steinarbeit ein freundlicher Genius, der zu seinen Füssen einen Meerdrachen — als das Sinnbild der Grausamkeit — mit

einer Lanze durchbohrt. Auf der linken Seite ist das Arrestschiff und die Scene abgebildet, wie der Kerkermeister das Kind in die ausgestreckten Mutterarme reichen will, aber durch den aufgehobenen Stock des kommandirenden Kapitäns zurückgeschreckt wird. In der Mitte sind auf einer Platte die Worte eingegraben:

Dem edlen Menschenfreunde
John Simpson,
Schließer zu Norwich,
von
der dankbaren Menschheit.

Lebensretter.

Alphons V., König von Arragonien, sah einst eine Galeere mit Soldaten in Gefahr zu sinken. Er befahl, ihr zu Hilfe zu eilen, und als man zögerte, warf er sich mit dem Ausrufe in eine Schaluppe: „Lieber will ich der Gefährte, als der Zuschauer ihres Todes seyn.“ Alle wurden gerettet.

In der Stadt Auch in Frankreich entstand im Jahre 1781 eine Feuersbrunst. Der Erzbischof des Sprengels, **d'Apchon,** eilte herbei, um die Rettenden durch sein Beispiel zu ermuntern. Mitten durch Rauch und Flammen schrie ein Weib aus dem obern Stockwerke eines brennenden Hauses um Hilfe für ihren Säugling und hielt ihn aus dem Fenster der dichten Menschenmenge entgegen. „Wer rettet das Kind?“ rief der Bischof.

Keiner wagte sich in die Gefahr, denn schon drohte das Haus den Einsturz. „Dreitausend Livres geb' ich dem Retter!“ foderte der Erzbischof mit lauter Stimme auf.

Niemand regt sich.

„Zwölftausend Livres Renten!“ überbot sich der edle Prälat: „hinauf der unglücklichen Mutter zu Hilfe!“

Umsonst, keiner der Anwesenden wollte das lebensgefährliche Wagestück unternehmen.

„So will ich selbst der Retter seyn,“ rief **d'Apchon**, warf sein bischöfliches Gewand ab und stürzte sich in das brennende Gebäude. Nach wenigen Augenblicken kommt er aus den Rauchwolken zurück und trägt das Kind in dem einen Arme, während er mit dem andern die halbbewußtlose Mutter fortschleppt. Gleich darauf stürzt das Haus zusammen. Der edelmüthige Erzbischof übergibt der freudetrunkenen Mutter ihren geretteten Liebling und händiget ihr zugleich die Summe ein, welche er vergebens für deren Rettung ausgeboten hatte.

Kaiser **Alexander** war auf einer seiner Reisen dem Gefolge weit vorausgeeilt und sah, als er an das Ufer des kleinen Flusses Wilia kam, mehrere Personen um einen Landmann versammelt, den sie so eben, anscheinend leblos, aus dem Wasser gezogen hatten. Im Augenblicke sprang der edle Monarch vom Pferde, ließ den Mann seitwärts an das Ufer legen, entkleidete ihn, und rieb ihm die Handgelenke und die Schläfe. In dieser Beschäftigung traf ihn das Gefolge an, das nun seine Bemühungen mit denen des Kaisers vereinigte. Doktor Wylia, der Arzt des Kaisers, versuchte dem Leidenden zur Ader zu lassen, aber ohne Erfolg; und nach drei Stunden fruchtloser Anstrengung erklärte Wylia, daß jeder weitere Versuch, ihn wieder zum Leben zu bringen, vergeblich seyn würde. **Alexander**, eben so abgemattet als bekümmert, bat den Arzt dringend fortzufahren und wiederholt eine Ader zu öffnen. Jener, obgleich ohne die mindeste Hoffnung eines Erfolgs, gehorchte den entschiedenen Bitten seines kaiserlichen Herrn, der zugleich mit dem Fürsten Wolkonsky und dem Grafen Lieven einen letzten Versuch mit Reiben machte. Endlich hatte der Kaiser die unaussprechliche Genugthuung, das Blut fließen

zu sehen, während der arme Landmann einen schwachen Seufzer ausstieß. Die Rührung, die sich nun **Alexander's** bemächtigte, läßt sich unmöglich schildern. In der Fülle seiner Freude rief er: „Guter Gott! dies ist der schönste Tag meines Lebens" — und unwillkührliche Thränen stahlen sich über seine Wangen.

Die Anstrengungen wurden verdoppelt; der Kaiser zerriß sein Sacktuch, verband den Arm des Leidenden und verließ ihn nicht früher, als bis er wieder gänzlich hergestellt war. Vorher geleitete er ihn noch zu einem Platze, wo weiter für ihn gesorgt werden konnte, ließ ihm ein beträchtliches Geschenk ausbezahlen und nahm sich auch später noch des geretteten Landmanns und seiner Familie an.

Im Jahre 1830 erstieg ein Neapolitaner, der schon öfters den Besuchern des Vesuv zum Wegweiser gedient hatte, mit einem Gefährten den Vulkan. Plötzlich vernahm er aus dem Innern des Kraters den Verzweiflungsruf um Hilfe und stieg hinab in den dampfenden Schlund, ohne erst lange zu erwägen, daß ihn der Qualm ersticken, ein Stein ihn verwunden könne. Mit Staunen erblickte der menschenfreundliche Sohn Neapolis in einer Tiefe von 150 Fuß einen Verunglückten, halb in Asche begraben und von einer Felsenwand aufgehalten, welchem trotz seiner Regungsunfähigkeit, doch noch die Kraft geblieben war, den Angstruf um Rettung herauszudrängen. Seinen Begleiter herbeizurufen und mit diesem die Mittel, den Unglücklichen zu retten, zu berathen, war das Werk eines Augenblickes, wobei ihm die Erfahrung über die Beschaffenheit des Berges und über das Wesen solcher Ausbrüche sehr zu statten kam. Muthig wurde zur That geschritten und der Himmel segnete die Bemühungen der Rettenden.

Die Wuth des Ausbruches hatte sich etwas gelegt, und der Wind jagte den Rauch auf die entgegengesetzte Seite des Kraters; so wagten sie sich in die Tiefe und gelangten, über die unter ihren Tritten weichende Asche gleitend, bis zu dem

Unglücklichen; dieser mit zerschmetterten Gliedmassen, von der Hitze ganz aufgedunsen, halb erstickt, an vielen Stellen verbrannt, konnte sich nicht die mindeste Hilfe geben, um seinen Rettern ihr mühsames, gefährliches Geschäft zu erleichtern. Schon für jeden Einzelnen war der Rückweg mit Schwierigkeiten und Gefahr verknüpft, wie sollten sie nun aber wohl eine solche unbehilfliche Last heraufbringen? Keine Zeit war zu verlieren, daher nahm der Führer den fast Erstickten auf die Schulter und der Begleiter schritt voran, die ihm Folgenden gleichsam nachziehend; so erreichten alle nach unsäglicher Anstrengung von dreiviertel Stunden den Rand des Kraters. Die edlen Männer labten hier den Besinnungslosen mit den wenigen Erfrischungen, die sie bei sich hatten, flößten ihm einige Tropfen Branntwein ein und brachten ihn durch sanfte Reibung allmählich zum Bewußtseyn; allein mit diesem kehrten auch das Gefühl seiner Leiden und die lebhaftesten Empfindungen seines Unglücks zurück. Nun trugen ihn die Menschenfreunde an den Fuß des Kegels hinab, dort blieb der Eine bei ihm, während der Andre bequemere Transportmittel herbei holte. Nach wiedergekehrter Besinnung erzählte der Gerettete die Geschichte seines Unfalles. Von Wißbegierde gespornt hatte er die höchste Spitze des Kegels erklettert, dort zerschmetterte ihm ein Stein den Fuß und stürzte ihn in die Vorkammer dieser Hölle hinab. Eine hervorragende Klippe hemmte seinen weitern Sturz in die Tiefe. Doch fühlte er sich unfähig auch nur ein Glied zu bewegen. So ging ihm der ganze entsetzliche Tag vorüber, während der Vulkan um ihn her Flammen spie, Rauch und Steine schleuderte, welche glücklicherweise der Wind von ihm entfernte. Jetzt brach die Nacht herein, der Arme konnte sich nicht regen und ein heftigerer Ausbruch warf eine Masse von Steinen empor, von welchen ihm einer den Arm zerschmetterte. Hunger und Durst vereinigten sich mit dem brennenden Schmerze seiner Wunden; wiederholt versuchte er es, sich in den Abgrund zu stürzen, doch die Kräfte gebrachen ihm dazu. Endlich vernahm der ganz verlassen sich Wähnende an der entgegenstehenden Seite des

Kraters Menschenstimmen, er verdoppelte seine Anstrengung zum Hilferuf — und die Vorsehung sendete ihm diese. Das Herankommen der Rettungbringenden bemerkte er nicht, denn nur ein Ausbruch der Wuth und Verzweiflung hatte ihm das Geschrei erpreßt, welches die Nahenden von der Gefahr eines menschlichen Wesens benachrichtete.

Am 22. Dezember 1837 Abends ereignete sich zu Münden, in Hannover, ein Vorfall, bei dem zu viel aufopfernde Menschenliebe an den Tag gelegt ist, als daß er nicht verdiente, allgemein bekannt zu werden. Durch den stark anhaltenden Regen der letzten Tage waren sowohl Werra wie Fulde rasch hoch angeschwollen. An der Vorstadt Blume war dadurch die von Münden nach Witzenhausen führende Chaussee unter Wasser gesetzt, und es wurde daselbst die Passage zwar nicht unmöglich, aber doch sehr gefährlich, weil die Chaussee unmittelbar am Ufer der Werra hinläuft. Der Reisende eines Kasseler Handlungshauses, ein Herr Ferdinand Hick, fährt von Witzenhausen in einem Einspänner ganz allein nach Münden. Unterwegs findet er kein Wasser auf der Chaussee, obwohl dieselbe mehrfach tief an die Werra sich hinuntersenkt. Dennoch aber fragt er, weil er sieht, daß der Strom angeschwollen ist, zwei mit Wagen ihm begegnende Bauern, ob er bei der Blume durchfahren könne, und diese versichern ihn, daß sie selbst durchgefahren seyen, es auch recht gut gehe. Unbesorgt fährt er daher weiter. In der Zwischenzeit aber ist es Abend und ganz dunkel geworden. Als er nun etwa eine halbe Viertelstunde von der Vorstadt, bei den ersten Gärten, Wasser auf der Chaussee findet, beobachtet er die Vorsicht, sich auf das Pferd zu setzen, um dieses besser in seiner Gewalt zu haben. Nach der Vorstadt zu wird die Chaussee tiefer, und das Wasser steigt höher. Glücklich aber langt er bei dem vordersten Hause an, wo das Wasser etwa drei Fuß hoch auf der Chaussee gestanden haben mag, und weil ein Schiff die Weiterfahrt ihm gefährlich macht, ruft er, still haltend, nach

Beistand. Der in diesem Hause wohnende Schiffer, **Heinrich Becker,** ein erst seit kurzem verheiratheter, allgemein geachteter junger Mann, erklärt sich augenblicklich bereit, zu Schiffe mit einer Laterne auf der Wasserseite nebenher zu fahren, um jede Gefahr zu entfernen. Durch das Erscheinen mehrerer Laternen und das Plätschern im Wasser beim Zurechtmachen des Schiffes wird jedoch das Pferd scheu, springt nach dem Strome zu um und verliert augenblicklich den Boden. Hick versucht es, das Pferd wieder zu wenden; dasselbe faßt auch wirklich den Boden wieder, allein der Strom ergreift den Wagen und schleudert diesen sammt Pferd und Reiter in die reißenden Fluthen. Ein Augenblick — und Alles ist verschwunden, denn schwarz liegt auf dem Wasser die Finsterniß. Nur das, dem Todesgestöhne gleichende Schnauben des Pferdes und den Hilferuf Hicks vernimmt man, Rettung scheint unmöglich. Doch der Schiffer **Becker,** nicht achtend das Wimmern seiner Frau und das fast gewaltsame Zurückhalten seiner Nachbarn, wirft sich in das bereits losgebundene Schiff, ihm nach springt der Schiffmann **Heinrich Müller,** und später noch beim Vorüberfahren an einem Balkenflosse, der junge Essigbrauer **Wilhelm Müller.** Reißend fliegt das leichte Fahrzeug dahin nach der nahen Brücke zu, deren Bogen nur wenige Fuß freien Raum haben, während dicht davor über ein Mühlenwehr die Fluthen brandend sich wälzen. Platt im Schiffe sich niederlegend, gelingt es den beherzten Männern, unter der Brücke durchzukommen; ein paar Fuß mehr rechts oder links, und das Schiff würde zertrümmert versunken seyn. Jenseits hörten sie wieder den schwächer werdenden Hilferuf, und bei dem matten Scheine einer mit schneller Besonnenheit von einer Tochter der Brückengelderheberin über die Brückenbrustwehr hinuntergehaltenen Laterne erblicken sie einen hervorragenden Punkt auf der Wasserfläche. Rasch rudern sie, dem Rufe folgend, darauf zu; — es ist wirklich der von Pferd und Wagen getrennte Hick, den sie im letzten entscheidenden Augenblicke nach einigen vergeblichen Versuchen, glücklich in das Boot ziehen. Schleunig hatten sich auch die Schiffleute,

Georg Gasmann, Christoph Kolbe und Sohn in einen unterhalb der Brücke liegenden Kahn geworfen, und als sie Hick gerettet sehen, eilen sie dem Pferde und Wagen nach. Das Pferd erreichen sie, befreit vom Wagen, ungefähr da, wo die vier Arme der beiden Ströme zur Weser sich vereinigen, und wo jetzt die Fluthen, gegen einander rollend, eine schäumende Brandung bilden. Es gelingt ihnen, das Pferd am Kopfe zu fassen, und so beim Schwimmen zu unterstützen; allein noch fast eine halbe Viertelstunde müssen sie abwärts treiben, weil der Strom zu reißend, das Ufer auch unersteiglich ist, und erst unterhalb der Schiffsbauplätze können sie das Land gewinnen. Auch das Pferd, welches jedoch kaum noch stehen konnte, wurde auf diese Weise gerettet. Vom Wagen ist Nichts wieder gesehen worden. Den edlen Rettern, die unverzagt in die drohendste Todesgefahr sich stürzten, und von denen der Schiffer **Becker** schon mehrfach bei ähnlichen Gelegenheiten seine unerschrockene Menschenliebe an den Tag legte, wurde öffentlich von den Behörden der wärmste und ehrendste Dank abgestattet.

Gut verwendeter Reichthum.

Cosmus von Medicis hatte durch den Handel ein unermeßliches Vermögen erworben. Er war der berühmteste Bürger von Florenz. Sein Prachtaufwand erscheint in der Geschichte, wenn man die Gebäude zählt, die er errichtet hat, die Klöster und Kirchen von St. Markus und St. Lorenz, das Kloster von Santa Verdiana, auf dem Berge von Fiesole St. Hieronymus und La Badia, in Mugello eine Kirche für die Minoriten; wenn man hinzufügt eine beträchtliche Anzahl von Kapellen, Geschenke von herrlichen Ornamenten, seine Paläste in der Stadt, viel andere Paläste in den Umgebungen.

Als ob für diesen Ruf Italien zu klein sey, hatte er in Jerusalem ein Hospital für arme und kranke Pilger bauen lassen. Alle seine Werke konnten königlich genannt werden. In Mitten so vieler Denkmale der Großmuth hielt ihn seine Klugheit so auf der Bahn der Mäßigung fest, daß er in seinen Unterhaltungen, in der Wahl seiner Diener, in seinen Cavalkaden, in seiner ganzen Art zu leben, nie die Schranken gewöhnlicher Bescheidenheit überschritt. In all' diesen Dingen war er ähnlich den schlichtesten unter den Bürgern.

Nach den ersten Jahren seines Lebens, während deren er eine schwächliche Gesundheit hatte, nach dem Gefängnisse, der Todesgefahr, der Verbannung, war er so glücklich, daß er nicht allein Die, welche sich ihm in den öffentlichen Angelegenheiten anschlossen, sondern auch Die, welche in ganz Europa seine Schätze verwalteten, an seinem Wohlergehen Theil nehmen lassen konnte. Eine Menge Familien in Florenz wurden durch ihn reich. So viel er im Bauen von Tempeln und Vertheilen von Almosen ausgab, so konnte er manchmal zu seinen Freunden sagen: „Nie kann ich zur Ehre Gottes so Viel aufwenden, als ich finde, wenn ich mein Rechnungsbuch lese, daß ich ihm schuldig bin!“ **Cosmus** liebte die Wissenschaften. Er hatte Argiro=Pulo, einen griechischen Gelehrten und Uebersetzer des Aristoteles, zu sich genommen; Marsil Vicin, der zweite Vater der platonischen Philosophie, lebte in seinem Hause. Der gefeierte Florentiner starb, indem er seinem Sohne Anhänglichkeit an die Interessen der Republik an's Herz legte. Kraft eines Dekrets der Signoria, welches das Volk bestättigte, wurde der ihm bei seiner Rückkehr von Venedig verliehene Titel eines Vaters des Vaterlandes auf seinem Grabsteine eingegraben. —

Wohlthätigkeit.

Der Herzog von **Montmorenci***) traf auf einer Reise durch Languedoc vier Bauern, die im Schatten eines Strauches ihr Mittagsbrod verzehrten. Er ließ sich mit ihnen in ein Gespräch ein und fragte sie: ob sie mit ihrem Loose zufrieden wären?

Drei versicherten, daß ihnen nichts zu wünschen übrig sey; der Vierte äußerte: ihm fehle, um vollkommen zufrieden zu seyn, nichts als ein Stück Land, das seine Vorfahren besessen hätten, aber aus Noth veräußern mußten.

„Und wenn du diesen Fleck Erde besäßest, wärest du dann ganz glücklich?“ fragte der Herzog.

„So glücklich, als es nur immer ein Mensch seyn kann,“ erwiederte der Bauer.

„Wie viel Geld brauchst du dazu?“

„Zweitausend Franken.“

„Man gebe ihm das Geld,“ gebot der Herzog seinem Zahlmeister: „damit ich sagen kann, daß ich in meinem Leben doch einen Menschen vollkommen glücklich gemacht habe.“

Dieser großmüthige und wohlthätige Herr ließ fast keinen Tag vorüber gehen, an dem er nicht Gutes that. Denjenigen, welche ihm vorstellten, daß seine Freigebigkeit mehr einem Könige, als einem Privatmanne anstehe, pflegte er zu antworten: „Ich glaube nur deswegen vom Himmel so viel Reichthum erhalten zu haben, um ihn mit Andern zu theilen — und wenn ich wünschte, Kaiser zu seyn, so geschähe es, damit ich ein desto größerer Wohlthäter des menschlichen Geschlechtes seyn könnte.“

Madame **Geoffrin** (geb. 1699) war eine mit allen geselligen Tugenden ausgestattete, durch Geist und Herz gleich ausgezeichnete Frau, und zierte fünfzig Jahre hindurch die

---

*) Der Sohn des berühmten Connetable **Hannas von Montmorenci.**

feinsten und gebildetsten Zirkel der französischen Hauptstadt. Aber nicht blos der großen Welt lebte die Edle; warme Menschenliebe zog ihr fühlendes Herz auch zu den Armen und Niedrigen hin, und machte sie zur Wohlthäterin der Hilfsbedürftigen. Hievon nur ein Beispiel.

Sie hatte bei dem berühmten Bouchardon zwei marmorne Vasen angekauft und mit einer hohen Summe bezahlt. Zwei Arbeiter bringen ihr die Kunstwerke. Da bemerkt sie, daß der eine Deckel zerbrochen ist. „Ach, gnädige Frau," sagten ihr die Träger, „unser Kamerad, der das Unglück gehabt hat, ist zu bedauern; denn wenn es der Herr erfährt, jagt er ihn auf der Stelle fort, und er hat ein Weib und vier Kinder."

„Gut, gut," entgegnete Madame **Geoffrin**, „ich werde nichts davon sagen; er mag ruhig seyn." Als aber die Träger fort waren, sagte sie zu sich selbst: „Der arme Mann hat gewiß viel Kummer und Angst gehabt; ich muß ihn dafür wieder trösten."

Sie ruft einen von ihren Leuten. „Geht zu Herrn Bouchardon," befahl sie, „fragt nach dem und dem und bringt ihm diese zwölf Livres, und drei für seine Kameraden, die so gut von ihm gesprochen haben." —

Für sich selber erlaubte sich der berühmte **Malesherbes** nicht den geringsten Aufwand; aber seine Wohlthätigkeit für Andere gränzte an Verschwendung. Sein Vermögen litt dadurch so sehr, daß man ihm rieth, er möge seinem Verwalter befehlen, ihm monatlich nur eine bestimmte Summe für die Armen auszuzahlen. Den Versuch machte nun zwar **Malesherbes** wohl; aber es dauerte nicht lange, so hatte er schon einmal wieder das ganze Monatgeld einer dürftigen Familie geschenkt und foderte von dem Verwalter eine neue Summe. Dieser machte bescheidene Gegenvorstellungen; aber **Malesherbes** antwortete mit seiner gewöhnlichen Sanftmuth: „Was sollte ich denn machen? die Leute stecken ja in so großer Noth." —

Elisabeth Christine, Gemahlin König Friedrich des Großen, eine geborne Prinzessin von Braunschweig-Wolfenbüttel, war allen Frauen ihrer Zeit ein leuchtendes Vorbild weiblicher Tugenden. Ihre aus ächter Religiösität entspringende Menschenliebe zeigte sie durch Milde und Freundlichkeit gegen die Untergebenen, besonders aber durch eine unbegrenzte Wohlthätigkeit. Von den 50,000 Thalern Jahresrenten, welche sie nach dem Tode ihres Gemahles bezog, war die größere Hälfte zur Unterstützung hilfsbedürftiger Personen aus allen Ständen gewidmet. Wenn es die Umstände erfoderten, entbehrte sie nicht selten manches Vergnügen, ja oft sogar das einer Frau von ihrem Range nothwendig Scheinende, um nur helfen zu können.

Unter andern hatte die Königin großes Wohlgefallen an Perlen. Einst trug man ihr ein vorzüglich schönes Perlengehänge zu kaufen an, welches sie selbst für das ausgezeichnetste erklärte, was sie je in der Art gesehen hatte. Sie entschied indessen nichts und ließ den Schmuck bei sich liegen.

Einige Tage darauf brachten ihre Kammerfrauen das Gespräch auf diese Perlen. Die Königin besah sie nochmals mit vielem Vergnügen und sagte dann freundlich lächelnd: „Ob ich sie wohl kaufe?“

„Ew. Majestät können es ja,“ äußerte eine der Kammerfrauen: „warum sollten Sie nicht eine Summe an Ihr Vergnügen wenden?“

„Nehmet sie hinweg,“ rief die treffliche Fürstin aus: „damit ich sie nicht mehr sehe. Wohl gefallen sie mir ungemein, aber für das Geld, welches sie kosten, kann ich vielen Armen Gutes thun.“

Möchten doch alle Großen und Reichen sich dieser schönen Worte erinnern, wenn sie im Begriffe sind, für unnützen Prunk eine Summe zu verschleudern, womit sie Hunderte ihrer nothleidenden Mitmenschen glücklich machen könnten!

Als die großmüthige Frau auf dem Sterbbette lag, erschien noch ein armes Weib vor ihr und bat um Hilfe. Die Kranke ließ sich ihre Börse reichen, hob sie lächelnd empor und sagte zu

dem am Bette stehenden Arzte: „Seh'n Sie einmal wie leer und leicht! Es ist mein letztes Geld.“ Darauf öffnete sie die Börse und gab die ganze Baarschaft, welche ungefähr aus einem Thaler bestehen mochte, der Armen hin.

Elisabeth Christine entschlummerte mit dem lohnenden Bewußtseyn, zum Segen eines Königreichs gelebt zu haben, am 13. Jänner 1797 in einem Alter von 81 Jahren.

Eine unzählbare Menschenmenge hatte sich bei der Feier des Sterbetages der Königin Luise von Preußen in Charlottenburg versammelt. In der Mitte des Gewimmels stand ein armer, blinder Invalide, der durch sein Spiel auf einer schlechten, verstimmten Geige meist vergebens das Mitleid der wogenden Menge anflehte. Nicht weit davon steht **Boucher**, der berühmte Violinspieler; rasch geht er auf den Invaliden zu, nimmt ihm die Violine weg, spielt und zieht bald ein dichtes Gedränge von Zuhörern um sich, die von seinen herrlichen Tönen überrascht lauschen. Glänzende Equipagen halten, die Balkone füllen sich bei diesem auf freier Gasse gegebenen seltnen Konzerte. **Boucher** flüstert leise dem Invaliden zu: „Nimm deinen Hut und sammle.“ Die Ernte des Armen war überreichlich; **Boucher** aber, der edle Wohlthäter, verschwand unter der Menge.

Reiche Zinsen der Wohlthätigkeit.

Don Pedro, damals Kaiser von Brasilien, befand sich in Rio Janeiro (der Hauptstadt Brasiliens) in der Oper, als eine Frau in Trauerkleidern und verstört bis zu ihm drang und sich zu seinen Füssen warf. Sie stellte ihm vor, daß sie durch außerordentliche Umstände vom Reichthume in den äußersten Mangel versetzt worden sey. Ihr Gatte war zu Oporto in

Portugal von den Soldaten des Don Miguel gefangen und seine Güter eingezogen worden; ihr Sohn im Kampfe für Brasilien gefallen. Sie hatte diese beiden Schreckensposten in vergangener Nacht erhalten; in derselben Nacht war ihr Haus abgebrannt und ihr jüngstes Kind in den Flammen umgekommen. Der Kaiser sucht der Hilfeflehenden Trost zuzusprechen. „Wir Alle," sagte er, „haben hienieden unsere Leidenszeit durchzumachen; man muß sich in solchen Augenblicken mit doppeltem Muthe bewaffnen. Durch die schwärzesten Wolken dringt oft auch die Sonne durch!" Sodann wandte er sich zu seinem Kammerherrn. „Geben Sie dieser Dame" — befahl er ihm — „alles Geld, was Sie bei sich tragen." Der Kammerherr hatte vor Anfang des Schauspiels stark und mit ungeheurem Glücke gespielt und führte 3000 Thaler in Banknoten bei sich. Nach einigem Zögern fügte er sich dem Befehle des Kaisers. Als am andern Tage **Don Pedro** die Größe des Geschenkes erfuhr, das er unbewußt gemacht hatte, gerieth er in Bestürzung; doch ließ sich die Sache nicht mehr ungeschehen machen. Bei seiner Landung in Oporto an der Spitze des Befreiungsheeres (1832) zeichnete sich unter der an ihn drängenden Menge eine Frau durch ihre enthusiastischen Freudenbezeugungen aus. Nach einigen Tagen erhielt er von einer unbekannten Hand 12,000 Thaler. Es war der Dank der Dame, die er in Brasilien so freigebig unterstützt hatte. Während sie sich auf solche Art ihrer Schuld entledigte, ließ sich ihr Mann an der Spitze eines konstitutionellen Haufens im Kampfe gegen die Miguelisten tödten, und ihre beiden noch übrigen Söhne traten nach kaum erreichtem Alter unter die Fahne **Don Pedro's** ein. —

Dankbarkeit.

Der Erzbischof **Werner** von Mainz, aus dem Hause Eppenstein, reiste nach Rom, sich das Pallium zu holen. Nun waren damals die Rheingegenden, durch welche sein Weg führte, äußerst unsicher. In zahllosen Burgen, in den Wäldern und Bergschluchten lauerten Banden der verwegensten Räuber, die über jeden herfielen, welcher ihre Straße gezogen kam. Wenig bekümmerte es sie, ob das Opfer ihrer Habsucht ein Laie oder ein Geistlicher war. Der Erzbischof konnte nicht hoffen, den Angriffen dieser Buschklepper zu entkommen, und zwar um so weniger, da er reiches Gut und Geld mit sich führte. Deshalb ersuchte er den Grafen Rudolf von Habsburg, daß er ihm einen Theil des Weges das Geleit geben möchte; er kannte ihn als einen redlichen und tapfern Kriegshelden. Rudolf gewährte und begleitete an der Spitze einer auserwählten Mannschaft den Erzbischof bis an die Alpen. Mit derselben Gefälligkeit nahm er den Kirchenfürsten auf dem Rückwege in Schutz und brachte ihn wohlbehalten wieder in seine Hofburg zu Mainz. Diesen Dienst schlug **Werner** so hoch an, daß er Gott inständig bat, „er möchte ihn nicht sterben lassen, bevor er sich dem Grafen durch einen namhaften Gegendienst erkenntlich bewiesen hätte."

Zwölf Jahre später traten die Kurfürsten in Frankfurt zusammen, um einen neuen Kaiser zu wählen. Der Erzbischof von Mainz erinnerte sich seiner Verpflichtung gegen den Grafen von Habsburg und brachte diesen in Vorschlag. Dem klugen und beredten Herrn gelang es bald, mehrere der Mitwähler zu überzeugen, wie im ganzen Reiche Keiner so alle Eigenschaften in sich vereinige, welche man bei einem Könige der Deutschen wünschen müsse, als Rudolf. Den Hochmüthigen, die sich daran stießen, daß der Habsburger nur ein Graf war, entgegnete **Werner:** „Deutschland sucht keinen Freier, sondern ein tüchtiges Oberhaupt; und das wird ihm der weise, tapfere, redliche, den Stürmen und Verwir-

rungen der Zeit gewachsene Rudolf seyn.“ Wirklich brachte er es dahin, daß der Graf von Habsburg zum Kaiser gewählt wurde, und der dankbare Mann hatte hiemit den empfangenen Dienst gewiß überreichlich vergolten.

Der Kardinal Wolsey, Minister und Günstling König Heinrich des Achten, sah sich, nachdem er in die Ungnade seines Herrn gefallen war, augenblicklich von Jedermann verlassen. **Fitz Williams**, ein Mann, welchen er ehedem in Schutz genommen, war der einzige, der es wagte, seine Sache zu vertheidigen und seinen großen Eigenschaften öffentlich Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen. Ja er ging noch weiter, er bot dem gefallenen Günstlinge sein Landhaus zur Wohnung an. Der Kardinal willigte gerührt ein und fand die liebreichste Aufnahme.

Die Sache kam zu den Ohren des Königs, welcher **Fitz Williams** vor sich fodern ließ und ihn im Tone der äußersten Empfindlichkeit fragte, wie er sich habe unterstehen können, einen Mann bei sich aufzunehmen, der des Hochverrathes angeklagt und überwiesen worden.

„Sire!“ erwiederte der edle **Williams**: „ich hege gegen Ew. Majestät die tiefste Verehrung und bin weder ein schlechter Mann, noch ein treuloser Unterthan. Ich habe nicht den gefallenen Minister, nicht den Staatsverräther unter meinem Dache beherbergt, sondern meinen alten Herrn, meinen Beschützer und Wohlthäter, den Mann, welchem ich meine Versorgung, mein ganzes Glück verdanke. Und hätte ich *den* in seinem Unglücke verlassen sollen? Sire! dann wäre ich der undankbarste aller Menschen gewesen.“

Der König, der, wie bekannt, nichts weniger als von nachgebendem und sanftem Naturell war, mußte doch solche Gesinnungen bewundern. **Fitz Williams** gewann so sehr in seiner Achtung, daß er ihn auf der Stelle zum Ritter und nach einiger Zeit sogar zu seinem geheimen Rathe erhob.

Als die Franzosen 1683 Algier beschossen und der Stadt großen Schaden zufügten, suchten die Belagerten, grausam genug, sich dadurch zu rächen, daß sie vor die Mündungen ihrer Kanonen Christensklaven banden, welche so auf die schrecklichste Art zerschmettert wurden. Eine große Menge Unglücklicher starben diesen gräßlichen Tod. Die Reihe traf auch einen französischen Offizier, Namens Choiseul, und schon brachte man ihn an die Kanone, da stürzte ein angesehener Türke herbei, dem Choiseul einst das Leben gerettet hatte, und bat mit den rührendsten Ausdrücken um Gnade für seinen Wohlthäter. Vergebens! erbarmungslos schleppten die Henker ihr Opfer vor den todbringenden Schlund. Mit brennender Lunte stand der Konstabler bereit. Aber jetzt ereignete sich ein Auftritt, der selbst die Herzen dieser Barbaren erschüttern mußte. Der Türke, voll Verzweiflung, daß er seinen Freund nicht retten konnte, eilte auf ihn zu, umklammerte ihn und rief: „Brennt los! weil ich meinen Wohlthäter nicht retten kann, so will ich mit ihm sterben.“ Der Dei von Algier, der zugegen und von so viel Edelmuth gerührt war, schenkte dem Offizier das Leben.

Topal Osman reiste in Aufträgen des Sultans nach Aegypten. Auf der Fahrt von Seida nach Damiette wurde das Schiff, welches er bestiegen hatte, von einem spanischen Kaper angegriffen und ungeachtet der hartnäckigsten Gegenwehr weggenommen.

Der Sieger brachte seine Prise nach Malta. Damals war Vincent Arnaud, ein Marseiller, Befehlshaber im dortigen Hafen. Seinem Amte gemäß begab er sich an Bord des Kapers, sobald dieser vor Anker gekommen war. Als **Osman** den Kommandanten erblickte, redete er ihn an: „Franke, möchtest du dich zu einer edlen und großmüthigen That verstehen? Wohlan, so kaufe mich los und nimm mein Wort, daß du nichts bei dem Handel verlieren wirst.“ Dieser Antrag aus dem Munde eines aller Habe beraubten, in Ketten liegenden

Sklaven hatte etwas Außerordentliches und machte einen solchen Eindruck auf Arnaud, daß er sich alsbald an den Kapitän des Kapers wendete und fragte, wie viel er Lösegeld verlange. „Tausend Sequinen*),“ gab der Spanier zur Antwort. Arnaud kehrte sich nun zu dem Gefangenen und sagte: „Ich weiß nichts von dir, und du verlangst, daß ich tausend Sequinen auf dein bloßes Wort wagen soll?“ „Wir beide handeln jeder seiner Lage gemäß,“ entgegnete **Osman.** „Ich bin in Fesseln und versuche mithin alle Mittel, die Freiheit zu erlangen; und du thust recht, wenn du dem bloßen Worte eines Fremdlings nicht traueſt. Gleichwohl kann ich dir dermal nichts als mein Wort und meine Ehre bieten, weiß auch wahrlich nicht gleich einen Grund anzugeben, warum du darauf zu gehen brauchteſt. Indeß wiederhole ich dir noch einmal, nie wirſt du es bereuen müſſen, wenn du meine Bitte erhörſt.“

Die Zuverſicht, womit der Türke ſprach, ſein edles Benehmen und die Neuheit der Sache ſelbſt wirkten ſo ſtark auf Arnaud, daß er mit dem Kapitän auf ſechshundert Sequinen übereinkam. Er erlegte dieſe Summe, räumte dem Freigekauften überdies eine bequeme Wohnung in einem ſeiner eignen Schiffe ein und beſorgte ihm, der in dem Seegefechte hart verwundet worden war, einen Arzt und alles andere, was zu ſeiner Wiedergeneſung erfodert wurde. Die gute Pflege wirkte wohlthätig auf den Kranken; ſeine Wunden fingen an zu heilen und die verlornen Kräfte kehrten zurück.

Als **Osman** völlig hergeſtellt war, überließ ihm Arnaud eine Barke, um die Rückreiſe antreten zu können. Mit Rührung nahmen beide von einander Abſchied als Freunde, die ſich gegenſeitig achteten. Die franzöſiſche Flagge ſchützte den Muſelmann diesmal vor Kapern und er erreichte in kurzer Zeit Damiette, von wo er den Nil hinauf nach Cairo ſegelte. Kaum war er daſelbſt angelangt, ſo ließ er tauſend Sequinen an den Schiffspatron auszahlen, mit der Weiſung, ſie ſeinem

---

*) Ungefähr hundert Pfund Sterling.

Befreier Arnaud zu überbringen. Als Geschenk fügte er noch kostbares Pelzwerk und fünfhundert Kronen in Gold bei.

Aber **Osman's** Dankgefühl gegen seinen großmüthigen und uneigennützigen Wohlthäter blieb nicht bei diesen ersten Regungen stehen. Seine Talente, sein Muth und Edelsinn führten ihn auf die höchste Stufe, welche ein Unterthan im türkischen Reiche ersteigen kann; er wurde Großvezier. Unverzüglich ließ er die Kunde dieser Erhebung an seinen Freund Arnaud gelangen und lud ihn dringend zu einem Besuche ein. Arnaud kam im Jänner 1732 mit seinem Sohne nach Konstantinopel und brachte verschiedene Geschenke mit, unter andern auch zwölf Türken, die er von der Sklaverei losgekauft hatte. Diese wurden dem Großvezier der Reihe nach vorgestellt. **Osman** empfing die beiden Arnaud, in Gegenwart der ersten Minister des Reiches, mit allen Zeichen der Zärtlichkeit und Achtung. Darauf wendete er sich an seine Begleiter, zeigte auf die befreiten Türken und sagte: „Seht hier eure Brüder, die jetzt die Wonne der Freiheit wieder genießen, nachdem sie lange unter dem Joche der Sklaverei geseufzt haben; dieser Franzmann ist ihr Befreier. Ich selbst war einst ein Sklave, wie sie — ausgeplündert, verwundet, mit Ketten belastet; derselbe Mann hier hat mich befreit und dem Vaterlande wiedergeschenkt. In ihm verehre ich meinen unvergeßlichen Wohlthäter, dem ich Leben, Freiheit, Glück — dem ich alles verdanke. Ohne mich zu kennen, bezahlte er für mich ein beträchtliches Lösegeld, entließ mich auf mein bloßes Wort und gab mir ein Schiff, um zu gehen, wohin es mir beliebte. Zeigt mir einen Muselmann, der einer großmüthigern That fähig wäre!“

So lange **Osman** sprach, hielt er den ältern Arnaud, der jetzt ein ehrwürdiger Greis von zwei und siebzig Jahren war, fest und mit Liebe bei der Hand. Die Anwesenden betrachteten theilnehmend die rührende Gruppe. Im weitern Verlaufe des Gespräches fragte der Großvezier Vater und Sohn über ihre Lage und Glücksumstände aus, hörte ihre Antworten mit Freundlichkeit und Aufmerksamkeit, und entließ sie

endlich mit dem arabischen Spruche: Alla Kehrim! (Gottes Vorsicht ist groß.)

Nachdem die Audienz vorüber war, nahm der Sohn des Großveziers die beiden Franken mit sich in seine Wohnung, wo sie mit ausnehmender Güte behandelt wurden. Kurze Zeit vor ihrer Abreise von Konstantinopel hatten sie noch eine besondere Zusammenkunft mit **Osman**, der sie diesmal ganz ohne Pomp und Zeugen sehen wollte. Er gab ihnen zu verstehen, die Beschaffenheit seiner Lage erlaube ihm nicht, so zu handeln, wie er gern möchte, weil man bei einem Minister seiner Art immer voraussetze, daß er überall Nebenabsichten habe und nur auf sein eignes Interesse sehe. Ein Bassa sey Herr und Meister in seiner Provinz; aber ein Großvezier zu Konstantinopel habe einen Herrn über sich. Darauf ließ er seinen Freunden die Auslösung der Türken reichlich erstatten und verhalf ihnen zur Beitreibung einer Schuld, die sie bereits verloren gegeben hatten. Diesen Gefälligkeiten fügte er noch sehr ansehnliche Geldgeschenke bei. Auch sein ganzes übriges Leben hindurch hörte der dankbare Türke nicht auf, durch Briefe und Erkenntlichkeiten zu zeigen, welch tiefen Eindruck die empfangene Wohlthat auf sein edles Herz gemacht hatte.

Bei dem französischen Regimente la Fere, das in den achtziger Jahren des verflossenen Jahrhunderts in Lyon einrückte, befand sich ein junger kranker Militär. Die geschwächten Kräfte erlaubten ihm nicht, mit dem Regimente zu gehen, als dieses wieder aufbrach; er mußte im Wirthshause zurückbleiben. Seine Baarschaft war klein und die Kosten der Krankheit hatten sie bald erschöpft. Die hartherzige Wirthin schaffte ihn in eine Bodenkammer, wo ein Strohsack und ein Stuhl das ganze Geräth ausmachten, und ein wenig Gerstenschleim seine einzige Nahrung war.

Im ersten Stockwerke des Hauses wohnten zwei Genferinen, Frau und Fräulein Agier, beide schon bejahrt und Fräulein Agier beinahe fünfzig Jahre alt. Das Schicksal des jungen

Kriegers hatte die Theilnahme aller Hausgenossen erweckt, und auch Fräulein Agier erfuhr durch ihr Kammermädchen seine hilflose Lage und die Grausamkeit der Wirthin, die schon den Entschluß gefaßt hatte, ihn in's Spital zu schicken. Es gelang dem Mädchen, ihre Gebieterin zur Theilnahme zu bewegen. Das Fräulein ließ sogleich einen Arzt holen, erklärte sich gegen die Wirthin bereit, alle Kosten der Verpflegung zu tragen, und verlangte, der Kranke sollte sogleich in ein bequemes Zimmer geschafft werden.

Dieser menschenfreundlichen Hilfe verdankte der junge Mann seine Wiedergenesung. Nach einigen Tagen, als er sich in Folge der bessern Pflege merklich erholt hatte, verlangte er dringend, Fräulein Agier zu sehen, um ihr für so viele Wohlthaten seine Dankbarkeit zu bezeigen. Sie gewährte seinen Wunsch und machte ihm einen Besuch. Im Verlaufe des Gespräches kam das Fräulein auf die Aeußerung: „Nach Ihrer Aussprache, mein Herr, muß ich Sie für einen Ausländer halten, obgleich Sie in einem französischen Regimente dienen."

„Ich bin ein Korse," antwortete der Soldat; „und mein Name ist **Napoleon Bonaparte.**"

Das Fräulein nahm von Tag zu Tag mehr Antheil an ihrem Pfleglinge, in dem sie einen Mann von überraschenden Geistesfähigkeiten kennen lernte, und als er völlig genesen war, versah sie ihn mit Kleidung und dem nöthigen Reisegelde. Beim Abschiede von seiner Wohlthäterin war er sehr bewegt. „Glauben Sie," sagte er: „ich werde nie vergessen, was Sie für mich gethan haben. Sie sollen von mir hören." Er reiste ab, das Fräulein aber ging mit ihrer Mutter nach Genf zurück.

Bonaparte's Name wurde bald berühmt, und Fräulein Agier freute sich über die glückliche Laufbahn ihres Schützlings, der sie indeß gänzlich vergessen zu haben schien. Jahre vergingen, bis kurz vor der Schlacht bei Marengo **Bonaparte** durch Nyon im Waadtlande kam, wo er aber nur wenige Stunden sich aufhalten konnte. Ein Adjutant eilte nach Genf mit dem Auftrage, Fräulein Agier aufzusuchen und in's Haupt-

quartier zu bringen. Der Adjutant fand das Fräulein. Sie war halb blind und ging nur selten aus, aber der Name ihres Helden schien ihr frische Kraft zu geben, und sie machte sich sogleich mit dem Adjutanten auf den Weg. **Bonaparte** erwartete sie ungeduldig und ritt ihr mit seinem Stabe bis Versois entgegen. Als er den Wagen erblickte, sprengte er voran, sie zu begrüßen. „Sie sehen hier meine Wohlthäterin," sprach er zu seinen Begleitern: „ihr verdanke ich mein Leben. Ich war von Allen verlassen, als sie mir Beistand gab. Es ist mein Glück und mein Stolz, ihr verpflichtet zu seyn, und ich werd' es nie vergessen."

Das Fräulein brachte zwei Stunden bei **Bonaparte** im Gasthofe zu Nyon zu, wo er von seinen Entwürfen mit ihr sprach, und beim Abschiede sagte er zu ihr, wie einst zu Lyon: „Sie sollen von mir hören."

Von der Zeit an bis zu **Bonaparte's** Krönung empfing das Fräulein nicht das geringste Zeichen seines Andenkens. Vierzehn Tage vor dieser Feierlichkeit aber erhielt sie einen Besuch von General Hulin. Dieser bat sie, mit ihm nach Paris zu reisen, da **Napoleon** beschlossen hätte, sie sollte Zeugin seiner Herrlichkeit seyn. Der General hatte die genauesten Weisungen, und Fräulein Agier sollte nichts mitnehmen, als was durchaus unentbehrlich auf der Reise wäre. Ihres hohen Alters und ihrer Kränklichkeit ungeachtet, reisete sie am folgenden Tage mit dem General ab. Bei ihrer Ankunft in Paris mußte sie in einem Hause auf dem Carousselplatze, den Tuilerien gegenüber, absteigen. Sie fand eine Dienerschaft in **Napoleons** Livree, ein vollkommen eingerichtetes Hauswesen, und der Inhalt wohlversehener Kleiderschränke bewies ihr, daß der Kaiser sich sogar ihrer Lieblingsfarben erinnert hatte. Als sie zur Audienz kam, sprach er lange und auf das freundschaftlichste mit ihr, und bezeugte ihr auch nach der Hand immer die ausgezeichnetste Achtung. Nebst den Kosten ihres Hauswesens, das er besorgen ließ, erhielt sie ein Jahrgeld von sechstausend Franken. Nach **Napoleons** Sturze verlor sie ihr Haus und die übrigen Vortheile, die er ihr zugesichert

hatte. Man vermuthet indeß nicht ohne Grund, daß sie von seinen Bevollmächtigten bis zu ihrem Tode 1822 ihr Jahrgeld regelmäßig erhalten habe.

Vaterliebe.

Mark Anton Falopi, ein Genueser, hatte als Kaufmann in Cadix beträchtliche Reichthümer erworben und schiffte sich mit dem einzigen, neunjährigen Kinde auf einem kleinen Schiffe ein, um in die Heimath zurückzukehren. Plötzlich erschien die Galeere des Ali Pegli, eines berüchtigten Korsaren des siebenzehnten Jahrhunderts, und verfolgte das schlecht bemannte Fahrzeug. Fast erreicht, warf sich **Falopi**, um der Sklaverei zu entrinnen, mit drei Matrosen in die See und schwamm der nahen Küste zu. Die Türken bestiegen ihre Prise und machten Anstalt, sie mit sich fortzuführen.

Falopi war schon am Ufer in Sicherheit, als ihm einfiel, daß er das Kleinod seines Lebens, das einzige, holdselige Töchterchen auf dem Schiffe zurückgelassen habe. Der trostlose Vater drang jetzt, soweit er's vermochte, in das Meer vor und winkte mit einem Tuche dem Korsaren. Dieser, von dem Zeichen befremdet, schickte ein Bot ab. **Falopi** bestieg es und machte sich so freiwillig zum Sklaven des Seeräubers. Vor den Hauptmann geführt, sagte er: „Ich unterwerfe mich um meines Kindes willen, das ich nicht lassen kann, deiner Willkühr. Laß mich frei! bestimme das Lösegeld!"

Ali Pegli sah ihn freundlich an. Er foderte sechstausend Piaster und man wurde bald einig. Da erhob sich ein genuesischer Sklave von der Ruderbank und rief: „Dieser Gefangene ist mein Landsmann; ich kenne ihn und seine Umstände. Der Kauz erwarb genug, um mindestens das Vierfache zu bezahlen."

Ali horcht auf und sprach: „Parola de mi e parola de mi! Mein Wort ist mein Wort!“ Damit ließ er den Vater sammt dem Kinde nach der spanischen Küste zurückbringen.

Der Halsewell, ein Kauffahrteischiff der ostindischen Kompagnie, geführt von Kapitän **Richard Pierce**, sollte seine dritte Fahrt nach Bengalen machen. Am Borde befanden sich, neben andern Reisenden, auch zwei Töchter des Kommandeur — Frauenzimmer, eben so sehr durch ihre seltne Schönheit als ihren liebenswürdigen Charakter ausgezeichnet. In den ersten Tagen war die Fahrt glücklich, aber bald erhoben sich heftige Stürme. Das Schiff bekam einen Leck und füllte sich mit Wasser. Um es flott zu erhalten, mußten zwei Masten gekappt werden.

Am Freitage, den 6. Jänner des Jahres 1786, trieb das Schiff stark gegen die nahe Küste. Wenn Gott kein Wunder wirkte, mußte es unvermeidlich scheitern. In dieser entsetzlichen Lage dachte **Pierce** nur an die Erhaltung seiner geliebten Töchter. Er bat die Schiffsoffiziere dringend, ein Mittel, sie zu retten, ausfindig zu machen. Bekümmert antworteten diese, „sie wären rathlos, wie er selbst; das einzige was man thun könne, sey, den Morgen zu erwarten.“ Mit stummem Schmerze streckte **Pierce** die Hände gegen Himmel empor.

Bald darauf, es war um zwei Uhr nach Mitternacht, erhielt der Halsewell einen heftigen Stoß. „Das Schiff geht zu Trümmern!“ schrieen die Matrosen. Was mußte in diesem Augenblicke ein zärtlicher Vater fühlen? — ein Vater wie **Pierce**?

Das Wasser drang im Vordertheile des Schiffes bis an den Hauptmast. **Pierce** nahm eine Lampe und ging mit dem Untersteuermanne, Herrn Rogers, auf die Hintergallerie. Finstere Nacht umgab sie. Dem Schiffe gegenüber erhob sich eine schwarze, himmelhohe Felsenwand. Der unglückliche Vater erstarrte bei dem trostlosen Anblicke; endlich rief er mit Heftigkeit: „Ist es denn nicht möglich, meine armen Mädchen

zu retten?“ „Ich fürchte, nein,“ war die Antwort, „wir haben nichts vor uns, als diesen steilen Felsen. Wie mögen Frauenzimmer durch die Brandung hinübergelangen, und wenn auch, wie können sie an der lothrechten Wand emporklimmen?“ „Aber Sie, Herr Kapitän — Sie sind ein guter Schwimmer!“ **Pierce** drückte dem Offizier die Hand. „Leben Sie wohl!“ sagte er und ging in die Kajüte zurück.

Hier erwartete er in den Armen seiner Töchter den Tod. Das Wasser drang immer stärker ein. Den Matrosen und Soldaten, welche schon früher haufenweise das Schiff verlassen hatten, folgten nun auch die Offiziere. Die meisten der Flüchtlinge ertranken oder wurden an den Klippen zerschellt. Nur wenige erreichten das Ufer; unter diesen wenigen auch Roges. Da hingen sie an der schrecklichen Felsenwand, unter den Füssen eine oft kaum handbreite Kante, mit den Händen an vorspringende Zacken sich klammernd. Viele wurden von den tobenden Wellen der Brandung wieder losgerissen; andere, von Quetschungen geschwächt, vor Kälte erstarrt, verloren den unsichern Stützpunkt, und stürzten auf die Klippen oder in die schäumende See hinab.

Einige Minuten, nachdem Roges den Felsen erreicht hatte, hörte man vom Schiffe her einen durchdringenden Schrei. Der zärtliche Vater, die liebenswürdigen Töchter waren in der Tiefe des Meeres begraben.

Der traurige Schiffbruch ereignete sich an der englischen Küste, nicht weit von Seakombe. Von den zweihundert und vierzig Personen des Schiffsvolkes retteten nur sechs und siebenzig ihr Leben.

Jean Simon Aved de Loizerolles, königlicher Rath und General-Lieutenant der Artillerie, wurde 1793 von den Revolutionsmännern verhaftet und nebst seinem Sohne in das Gefängniß St. Lazare geschleppt. Am 2. Juli 1794, nur noch zwei Tage vor des Wüthrichs Robespierre Sturz, erschien ein Diener des scheußlichen Revolutionstribunals vor dem

Kerker und rief: „Loizerolles, der jüngere!“ — Der junge Mann, der eben in einen tiefen Schlaf versunken war, vernahm den Ruf nicht. Der Vater aber besann sich keinen Augenblick, einen Versuch zu machen, ob er nicht sein Leben für das des Sohnes darbringen und diesen retten könnte. Er antwortete also für den Sohn, wurde von dem Diener fortgeführt und vor die Blutrichter gestellt. Diese gaben sich nicht die Mühe, eine gründliche Untersuchung zu halten, schoben alles, weshalb der Sohn angeklagt war, dem Vater zu, und da derselbe sich auch nicht mit einem einzigen Worte vertheidigte, sondern sich durchaus still verhielt, damit der Mißgriff und Irrthum nicht an das Licht kommen möchte, so ward er auf das Blutgerüst geführt und vollbrachte hier das Opfer seiner heldenmüthigen, väterlichen Liebe.

Schon am folgenden Tage wurde Robespierre gestürzt. Unter den Tausenden Geretteter, die dem Leben und der Freiheit zurückgegeben wurden, befand sich auch Loizerolles, der jüngere.

So war des Vaters Blut doch nicht vergebens geflossen.

Mutterliebe.

Während des schrecklichen Erdbebens, das Messina in einen Schutthaufen verwandelte, suchte mit vielen andern Bewohnern der unglücklichen Stadt auch der Marquis von **Spadara** sich nach dem Hafen zu retten. Seine Gemahlin hatte bei den ersten Erschütterungen, welche sich spüren ließen, vor Schrecken den Gebrauch ihrer Sinne verloren. Regungslos lag sie in den Armen des Marquis, der sich und seiner geliebten Last mühsam einen Weg durch das Gedränge der Flüchtlinge bahnte. Glücklich erreichte er eine Barke. In dem Augenblicke, da er einsteigen will, erwachte die Marquise aus ihrer Ohnmacht und fragte: „wo ist mein Sohn? er ist nicht bei uns.“

Der Marquis antwortete mit einem traurigen Blicke auf die in Trümmer stürzende Stadt.

„Man sieht wohl, daß Sie nicht die Liebe einer Mutter haben," jammerte die Marquise; sagt's, reißt sich aus den Armen ihres Gemahls, stürzt fort, will in den Graus der Zerstörung zurück.... Der Marquis beschwört sie, zu bleiben, wirft sich ihr zu Füssen, küßt sie, benetzt sie mit Thränen. Alles vergebens! „Ich will meinen Sohn retten, oder mit ihm sterben." Der Marquis mußte endlich Gewalt brauchen, um sie zurückzuhalten.

Aber die zärtliche Mutter weiß einen günstigen Augenblick zu benützen. Sie entwischt, eilt geflügelten Laufes ihrem Hause zu. Noch steht es unversehrt. Sie fliegt hinein, stürzt sich auf die Wiege ihres Kindes. Das unschuldige Geschöpf schläft ruhig, während die Elemente rings umher im gräßlichsten Aufruhre toben. Die Marquise nimmt es hastig in die Arme, flieht mit dem kostbaren Schatze, kommt an die Treppe. Diese wankt, — stürzt. Die Aermste läuft in die Zimmer zurück. Das Haus bebt heftiger, die Decken springen, brechen ein, der Boden wankt unter den Füssen, Flammen lodern aus dem Untergeschosse empor. Von Gemach zu Gemach flieht die unglückliche Mutter; allenthalben verfolgt sie der Tod. Endlich bleibt ihr kein Zufluchtsort mehr, als ein halb verfallener Erker. Mit fliegenden Haaren, ein Bild der Verzweiflung, steht sie am Fenster, zeigt dem Volke ihren Sohn und stoßt ein herzzerschneidendes Geschrei aus. — „Freunde, Freunde! um Gotteswillen rettet mein Kind." Man sieht sie nicht, hört sie nicht. In den schrecklichen Augenblicken solch allgemeiner Noth vereinzeln sich die Menschen. Die Bande der Gesellschaft sind zerrissen; jeder denkt nur auf die eigene Rettung. Da gibt es keinen Freund, kein Mitgefühl mehr.

Noch ein Stoß und das Haus stürzte krachend in sich zusammen, Mutter und Kind unter seinem Schutte begrabend.

Frau von C. aus Martinique reiste mit ihrem Sohne nach Frankreich. Als sie auf dem Meere sich befanden, fiel sie aus Unvorsichtigkeit mit ihrem Kinde in's Wasser. Sie hatte einen Neger bei sich, der ihr sehr ergeben und ein sehr geschickter Taucher und Schwimmer war. Dieser sprang ihr nach, erhaschte sie und zog sie aus der See hervor. Allein Frau von C. stieß ihn von sich und gab ihm durch Zeichen zu erkennen, daß er nach ihrem Kinde eilen sollte. Der Neger verstand anfangs nicht, was sie wollte, und bemühte sich, seine Gebieterin auf's Trockne zu bringen. Sie sah aber immer nur nach ihrem Sohne und winkte dem Sklaven, daß er sich nach der Gegend hinwenden sollte, wo jener mit den Wellen kämpfte. Endlich begriff der Neger ihre Wünsche; er ließ die Mutter im Wasser los und eilte, jedoch schon mit abnehmender Kraft, dem Kinde zu Hilfe. Er war auch noch so glücklich, es gerettet an Bord des Schiffes zu bringen; aber in dem Augenblicke sank die zärtliche Mutter unter und wurde so ein Opfer ihrer Liebe.

In der Gegend von Rocroy arbeitete im Junius 1813 eine Bäuerin auf dem Felde und hatte unterdeß ihren Säugling in den Schatten eines nahen Gebüsches gelegt, wo das Kindlein süß schlummerte. Plötzlich hört sie etwas rascheln, blickt um und sieht einen Wolf hervorspringen, der so eben den Rachen aufthut, um das Kind zu greifen und zu fressen. — Aber eben so schnell springt die Mutter herzu, stürzt auf die Bestie, und es beginnt sogleich ein heftiger und langwieriger Kampf. Endlich gelingt es der Frau, eine Schere, ihre einzige Waffe, dem Wolfe in den Leib zu stoßen. Er ist tödtlich verwundet, heult, weicht, wankt, stürzt nieder. Nun schließt die Mutter ihr gerettetes Kind in die Arme; ihre Kräfte sind aber erschöpft, die Sinne vergehen ihr, und wie todt sinkt auch sie zur Erde. — Unterdessen waren auch die Nachbarn herbei geeilt und leisteten der Ohnmächtigen alle mögliche Hilfe; aber sie gab kein Zeichen des Lebens mehr von sich, was man auch aufbot, sie wieder zu sich selbst zu bringen.

„Legt ihr das Kind an die Bruſt!“ rief endlich eine alte Frau. — Kaum war dieſes geſchehen, ſo athmete die Hingeſunkene wieder, ſchlug dann freudig die Augen auf, blickte ihr Kind an und dann dankbar gen Himmel. „Das wußte ich wohl!“ ſagte die Alte, „ich bin auch Mutter geweſen.“

Eine Bäuerin von 27 Jahren, **Magdalena Gianins**, aus der Gemeinde Meſagne in der Gegend von Otranto im Neapolitaniſchen, befand ſich am 18. Juni 1833 auf freiem Felde beſchäftigt, Waſſer aus einem Brunnen zu ſchöpfen. Während der Arbeit ſetzte ſie ihr zweijähriges Söhnchen bei Seite, welches ſich neugierig über den Brunnen biegend, der ohne Geländer war, plötzlich hinabſtürzte. Der Brunnen war 41 Palmen*) tief und hielt 25 Palmen Waſſer; allein die Mutter ließ ſich das nicht kümmern. „Mein Kind!“ ruft ſie verzweiflungsvoll, nimmt haſtig den Eimer vom Stricke, klammert ſich daran feſt und fährt in die Tiefe hinab. Unglücklicherweiſe war das Seil mürbe, reißt, und die Aermſte fällt ebenfalls in den Brunnen hinunter. Aber noch immer denkt ſie ihres Kindes, taſtet im Waſſer umher, findet es, reißt es mit dem einen Arme an ſich und greift mit dem andern nach einem vorragenden Steine, an welchem ſie ſich mit rieſenhafter Anſtrengung, die doppelte Laſt tragend, mühſam aufrecht erhält. Auf ihr Geſchrei kamen endlich Nachbarn herbei und brachten beide Verunglückte an das Licht, ohne daß eines von ihnen auch nur die mindeſte Verletzung erlitten hätte. Ein talentvoller Maler hat die meſagneſiſche Mutter zum Gegenſtande eines Kunſtwerkes gewählt.

Im Oktober 1834 verbreitete ſich zu London die Sage, ein Geſpenſt in weiblicher Hülle wandle um die Mitternachtſtunde zwiſchen den Gräbern des Kirchhofes von St. Giles

---

*) Palme, Längenmaß, eine Spannenbreite haltend.

umher und umkreise besonders die Ruhestätten der kürzlich Beerdigten. Mehrere Nächte wagte es Niemand, die Sache näher zu untersuchen; endlich fand sich ein herzhafter Mann. Er begab sich an den bezeichneten Ort, und nicht lange, so erschien das Gespenst. Sogleich griff er es an, und nun fand sich, daß es eine alte Irländerin war, **Anna Macareths** mit Namen. Die Frau hatte unlängst ihren Sohn verloren, und da sie gehört hatte, Leichendiebe wühlten öfters die Gräber kürzlich Verstorbener auf, um die Körper an die Anatomie zu verkaufen, so fand sie sich nun des Nachts auf dem Gottesacker ein, die letzte Ruhestätte ihres geliebten Sohnes so treulich zu bewachen, wie sie einst dessen Wiege bewacht hatte. —

Der Graf **C.** in Paris wettete, daß eines seiner Pferde über einen runden Tisch, mit vierzig Gedecken vollständig servirt, setzen könne, ohne daß etwas zerbrochen würde. Beträchtliche Summen wurden sogleich gehalten; aber kein Jockey war aufzutreiben, der diesen gefährlichen Sprung mitmachen wollte. Graf **C.** erklärte hierauf, daß er selbst das Pferd besteigen würde. Als die Gräfin dies hörte, machte sie ihm die dringendsten Vorstellungen, davon abzustehen. Allein der Graf erwiederte, daß es sich um seine Ehre handle. Nachdem sie alles umsonst versucht hatte, ging sie am Abende vor der Ausführung der Wette mit zwei Pistolen bewaffnet in den Stall und schoß den kostbaren Renner nieder. Dann trat sie vor den Grafen hin und sprach: „Mein Gemahl, die Mutter Ihrer Kinder hat so eben Ihr Pferd erschossen.“

Kindesliebe.

Zu Gent in Flandern stehen auf einer Brücke zwei bronzene Bildsäulen, die an eine merkwürdige Begebenheit erinnern. Sie stellen einen Vater und seinen Sohn vor, welche beide wegen eines Staatsverbrechens zum Tode verurtheilt wurden. Einige Umstände sprachen zu Gunsten des Sohnes; sein Urtheil wurde daher gemildert, doch sollte er der Henker seines Vaters werden.

Anfangs weigerte sich der Sohn hartnäckig, sein Leben durch diese Abscheulichkeit zu erkaufen, ließ sich aber doch endlich durch das Zureden des zärtlichen Vaters überwinden. „Mein Leben," sagte dieser, „ist für jeden Fall verwirkt; du aber kannst dem Todeslose entgehen, wenn du dich dem Ausspruche unserer Richter fügest. Der Gedanke, durch meinen Tod das Werkzeug deiner Rettung zu seyn, wird mir in der letzten Stunde den größten Trost gewähren."

Der Jüngling schwang die Axt über dem Haupte seines Vaters; als sie aber eben fallen sollte, sank sein Arm kraftlos nieder und das Mordwerkzeug entfiel seinen Händen. Hätte er tausend Leben gehabt, er würde eher eines nach dem andern hingegeben, als noch einmal die verhängnißvolle Axt berührt haben. Leben und Freiheit der kindlichen Liebe opfernd, fiel er dem Greise um den Hals und rief: „Mein Vater, mein Vater! wir wollen zusammen sterben!"

Richter und Volk waren von diesem Auftritte tief gerührt. Die beiden Verurtheilten wurden begnadiget, der Sohn überdies mit Belohnungen und Ehrenbezeugungen überhäuft. Man errichtete jene zwei Statuen als Denkmale einer für die Menschheit so ehrenvollen Handlung. Die eine Bildsäule stellt den Sohn gerade in dem Augenblicke dar, wo er die Axt fallen läßt.

In dem Kriege, welchen die Korsen gegen ihre aufgedrungenen Herren, die Genueser, führten, hatte Leonhard von Casanova, eines der Häupter des Aufstandes, das Unglück, gefangen zu werden. Der Senat ließ ihn in das Gefängniß zu Bastia bringen. Sein Leben war so gut als verloren, denn die blutdürstige Politik Genua's kannte nur Rache — keine Verzeihung.

In dieser dringenden Gefahr entschloß sich **Antonio**, der jüngste Sohn des Gefangenen, zu einer Handlung kindlicher Liebe, welche als eine der ruhmwürdigsten von den Büchern der Geschichte erzählt wird. Er bestach die Magd des Kerkermeisters, die allein Zutritt in das Gefängniß hatte, hüllte sich in ihre Kleider, warf wie sie ein leinenes Tuch über den Kopf und ging mit einem Korbe auf dem Kopfe, als brächte er das gewöhnliche Mittagessen, durch alle Thüren und Wachen, ohne daß Jemand seine Verkleidung inne wurde. Im Kerker angelangt, umarmt er seinen Vater, löst ihm die Fesseln, tauscht die Kleider um, hilft ihm so glücklich entwischen und bleibt an seiner Stelle zurück. Die Genueser fällten ein Urtheil, das, zur Ehre der Menschheit, vielleicht einzig ist. Sie verurtheilten einen Sohn zum Tode, welcher nichts verschuldet hatte, als daß er sein Leben wagte, um das seines Vaters zu retten.

„Ehre Vater und Mutter; es wird dir wohl ergehen auf Erden." Diese göttliche Verheißung hat der wackere **Vukassovich** an sich selbst zu seinem Glücke und zur ermunternden Lehre für Andere erfahren.

Die Kaiserin Maria Theresia war eine wahrhafte Mutter ihres Volkes. Keine wohlthätige oder wissenschaftliche Anstalt entging ihrer wachen, freundlichen Sorge. Sie besuchte unter andern mehrere Mal im Jahre die Militärakademie in Wien, in welcher größtentheils Söhne armer und verdienter Offiziere auf kaiserliche Kosten für den Militärstand erzogen und musterhaft gebildet wurden. Mit zärtlicher Theilnahme forschte sie

stets nach dem Stande dieser Anstalt, nach den Verhältnissen der Zöglinge und ihrer Aufführung. „Welcher von meinen lieben Söhnen," fragte sie einst wieder den würdigen Vorsteher der Akademie, „führt sich am besten auf?"

„Eure Majestät!" antwortete dieser, „sie sind alle brav, alle würdig Höchstihres Schutzes; der junge **Vukassovich** aber ist der bravste aus allen." So pries der Vorsteher, so priesen alle Lehrer den wackern Jüngling.

„Ich höre das Lob des jungen Menschen nun schon öfter," fuhr die edle Monarchin fort und sah den Dalmatiner, der vor ihr ehrerbietig und erröthend stand, mit freundlichem Blicke an. „Ich wünsche ihn fechten zu sehen; er nehme das Rappier."

So unkriegerisch der Jüngling früher vor der Monarchin gestanden, so majestätisch war sein Antlitz, so feurig sein blitzendes Augenpaar, so stolz und sicher seine Stellung, als er sich zum Kampfe bereitet hatte. Er war des Sieges gewiß, und alle Mitschüler senkten, bezwungen von seiner Kraft und Geschicklichkeit, nach vergeblichen Anstrengungen, das Rappier.

Die gute Kaiserin fand an der Gewandtheit und schönen Haltung des Jünglings ein sichtbares Vergnügen. „Nimm hier," sprach sie zu ihm, indem sie ihm zwölf Dukaten übergab, „eine Gratisgage, kleiner Soldat, und mache dir nach so hitzigem Gefechte irgend ein Vergnügen damit."

Der Jüngling sank der gütigen Fürstin zu Füssen, sie aber hieß ihn aufstehen und reichte ihm die Hand zum Kusse.

Nach einer Woche fuhr die Kaiserin wieder vor. Sie ließ sich den jungen **Vukassovich** abermals vorstellen und fragte, was er sich mit dem Gelde für eine Freude gemacht habe. Da ward dieser kleinmüthig und stockte in seiner Rede.

„Hast du das Geld verspielt oder worauf ist's verwendet worden?" sprach die Monarchin etwas finster und rasch. — „Ich habe es meinem armen Vater gesandt," versetzte der Jüngling bescheiden. — „Wer ist dein Vater?" — „Er war Lieutenant in Eurer Majestät Diensten, hat seine Stelle verlassen und lebt ohne Pension sehr kümmerlich in Dalmatien.

Ich glaubte, dem huldreichen Sinne, in dem mir jene gnädige Gabe gewährt worden, nicht zweckmäßiger entsprechen, und von der Gnade Eurer Majestät keinen bessern Gebrauch machen zu können, als sie zur Unterstützung meines Vaters zu verwenden; denn dies war die größte Freude, die ich mir damals verschaffen konnte."

„Du bist ein wackrer Junge," sagte die gerührte Kaiserin. „Dinte, Feder und Papier her. Setze dich und schreib'."

Zitternd und mit klopfendem Herzen that der junge **Vukassovich**, wie die Monarchin befohlen. Die gnädige Landesmutter diktirte:

„Liebster Vater! Den Brief, welchen ich hier schreibe, diktirt mir die Kaiserin selber. — Mein Fleiß, meine Aufführung, und besonders meine kindliche Liebe und Dankbarkeit gegen Sie, mein Vater, haben der Landesfürstin so wohl gefallen, daß Sie von dieser Stunde an eine jährliche Pension von 500 Gulden erhalten werden, und ich so eben wieder ein Geschenk von 24 Dukaten bekomme."

Man denke sich die Freuden des guten **Vukassovich.** Die Schrift an diesem Freudenbriefe war wohl die unsicherste und schlechteste, wie er in seinem Leben sie noch geschrieben, auch war das Papier von seinen Thränen ganz durchnäßt.

Auf diese Art ward Dankbarkeit und kindliche Liebe zugleich belohnt. Größer war aber noch der Lohn, welchen die Zukunft brachte. **Vukassovich** kam bei seinem Austritte aus der Akademie als Offizier zur Armee, stieg von Grad zu Grad und leistete in verschiedenen Kriegen, die unter der Regierung Maria Theresens und ihrer Nachfolger geführt werden mußten, die erheblichsten Dienste. Er brachte es bis zum Feldmarschall-Lieutenant, eine der höchsten Würden im militärischen Range.

Groß ist der Segen, welcher auf guten, dankbaren Söhnen ruht!

Ein Bauer im Oesterreichischen sollte seinem Amtmanne binnen vier und zwanzig Stunden sechzehn Thaler bezahlen oder gepfändet und in's Gefängniß geworfen werden.

Es war ihm unmöglich und der Amtmann blieb unerbittlich. Der Sohn des Bauers, ein Soldat, der eben bei ihm auf Urlaub war, beschloß, seinen Vater zu retten. „Hört Vater," sagte er: „einer von meinen Kameraden will heute Abend desertiren; zeigt es dem Schulzen an und ihr erhaltet drei Louisd'or."

Der arme Mann verwarf diesen Vorschlag, aber sein Sohn stellte ihm vor, daß es erlaubt, ja Pflicht sey, auch der Huldigungseid es von ihm heische — und der Vater gab nach, erhielt das Geld und befriedigte den Amtmann.

Der Sohn verbarg sich am Abende an dem bestimmten Orte, wurde ergriffen, dem Regiment überliefert und zum Gassenlaufen verurtheilt. Standhaft ertrug er die Schmerzen und am Ende rief er aus: „Gottlob! nun ist's vorüber, mein Vater ist frei." Das hörte der Oberst, meldete es dem Kaiser Joseph II. und dieser machte den edelmüthigen Sohn zum Lieutenant.

Herr von R**, ein preußischer Offizier, hatte sich eine Zeit lang zu Ulm aufgehalten, um daselbst Soldaten zu werben.

Noch am Tage vor seiner Abreise meldete sich ein sehr schön gewachsner junger Mensch bei ihm. Er hatte ganz die Miene eines wohlgezogenen Jünglings, aber er zitterte an allen Gliedern, da er vor den Offizier trat.

Herr von R** schrieb dieses einer jugendlichen Schüchternheit zu und fragte, was er befürchte? „Daß Sie mich abweisen," war die Antwort; und indem er dieses sagte, rollte eine Thräne über seine Wange.

„Wie können Sie sich mit dieser überflüssigen Sorge beunruhigen," entgegnete der Offizier: „Sie gefallen mir vielmehr außerordentlich."

„Ich fürchte, daß Ihnen das Handgeld, welches ich fodern muß, zu hoch erscheinen wird.“

„Und wie viel verlangen Sie denn?“

„Keine niedrige Habsucht, sondern dringende Ursachen zwingen mich, hundert Gulden zu fodern, und ich bin der unglücklichste Mensch, wenn Sie mir diese Summe abschlagen.“

„Hundert Gulden? das ist viel!“ erwiederte der Offizier: „indeß, Sie gefallen mir, und ich glaube, daß Sie Ihre Schuldigkeit thun werden, darum will ich nichts herabhandeln. Hier ist das Geld; morgen reisen wir fort.“ Und so gab er denn die hundert Gulden hin.

Der junge Mensch war entzückt. Er bat nur noch um die einzige Vergünstigung, nach Hause gehen und sich einer heiligen Pflicht entledigen zu dürfen; in einer Stunde wollte er wieder da seyn. Herr von R**, im Vertrauen auf sein ehrliches Gesicht, ließ ihn gehen; aber weil er in seinem ganzen Betragen etwas Außerordentliches bemerkt hatte, folgte er ihm von ferne nach und sah ihn dem Stadtgefängnisse zueilen, wo er anpochte und eingelassen wurde.

Der Offizier verdoppelte seine Schritte und hörte, als er am Eingange des Gefängnisses ankam, seinen Rekruten zu dem Kerkermeister sagen: „Hier, Freund! ist das Geld, um dessentwillen mein Vater gefangen sitzt. Ich lege es bei euch nieder, und nun führt mich schnell zu ihm, damit ich ihn aus seinen Banden befreie.“ Herr von R** verweilte noch etwas vor der Thüre, um den edlen Sohn erst ohne Zeugen vor seinem Vater erscheinen zu lassen; dann folgte er nach. Welch' ein Anblick! er sieht den Jüngling in den Armen eines ehrwürdigen Greises, der ihn fest an sein Herz drückt und mit Thränen benetzt, ohne ein Wort sprechen zu können. Es vergingen einige Minuten, ehe der Offizier von dem Paare bemerkt wurde.

Gerührt näherte sich Herr von R** endlich und sagte zu dem Alten: „Beruhigen Sie sich, mein Herr! ich will Sie eines so braven Sohnes nicht berauben. Lassen Sie mich an dem Verdienste seiner edlen Handlung Theil nehmen. Er ist

frei! Die Summe, welche ich verliere, reut mich nicht, weil ein so schöner Gebrauch davon gemacht worden ist."

Vater und Sohn eilten dem großmüthigen Offiziere in die Arme, aber dieser entzog sich schnell den Ergießungen ihres Dankes und verließ das Gefängniß, das Vergnügen mit sich nehmend, zwei Unglückliche, welche es zu seyn so wenig verdienten, glücklich gemacht zu haben.

Bei einem preußischen Infanterie-Regimente dienten Vater und Sohn — jener als gemeiner Soldat, dieser als Unteroffizier. Eines Tages ließ der General das Regiment vor dem Thore exerciren und bemerkte einen groben Fehler beim Abfeuern der Gewehre. Sogleich ritt er auf die Kompagnie los, welche sich das Versehen hatte zu Schulden kommen lassen; es war diejenige, bei welcher jene beiden, Vater und Sohn standen. „Wer hat den Fehler gemacht, Unteroffizier?" donnerte es aus dem Munde des unwilligen Befehlshabers.

„Ew. Excellenz! ich weiß es nicht," lautete die Antwort.

„Den Augenblick gesagt, oder ich lasse ihm fünfzig aufzählen."

„Ew. Excellenz! ich weiß es nicht, ich hab' es nicht bemerkt."

„Nun gut," sagte der General zornig: „damit er künftig aufpassen lernt, soll er seine fünfzig Hiebe erhalten."

Die Strafe wurde auf der Stelle vollzogen. Nachdem sie der junge Unteroffizier standhaft ausgehalten hatte, sagte der General: „Nun wird er's künftig wissen?"

„O ja, Ew. Excellenz! ich weiß auch diesmal, wer den Fehler begangen hat. Es war mein alter Vater."

Diese Scene kindlicher Liebe rührte den General so sehr, daß er stillschweigend wegritt, den folgenden Tag den jungen Unteroffizier zum Feldwebel ernannte und seinem alten Vater den Abschied mit einer anständigen lebenslänglichen Pension ertheilte.

Paul Erdmann Ifert, ein dänischer Arzt, erzählt in seiner Reisebeschreibung nach Guinea (1789) folgendes Beispiel der zärtlichsten kindlichen Liebe:

Ein Neger, der in den dänischen Niederlassungen am Rio Volta wohnte, war durch Unglücksfälle in schwere Schulden gerathen und sah, da er von dem Gläubiger gedrängt wurde, kein Mittel, sie zu bezahlen. „Ich habe nichts weiter," sagte der unglückliche Mann, „Dich zu bezahlen, als meine Person. Willst Du also, so verkaufe mich, wenn es Dir beliebt." Der hartherzige, erbitterte Gläubiger ergriff ihn sogleich und verkaufte ihn. Darauf ward er mit mehreren Sklaven an einer gemeinschaftlichen Halskette, wie Gebrauch ist, eingeschmiedet und nach dem Strande geführt. Hier blieb er etwa sechs Wochen, bis das Schiff, welches die Sklaven nach Westindien bringen sollte, seine volle Ladung eingenommen hatte. — Unterdessen war aber bei dem Sohne der Entschluß zur Reife gediehen, den Vater aus den Ketten zu erlösen. Hiezu fühlte er sich noch um desto mehr verpflichtet, da, nach dem Rechte des Negervolkes, der Vater ihn, den Sohn, statt seiner selbst hätte verkaufen können, und nur aus großer väterlicher Zärtlichkeit lieber sich selbst aufgeopfert hatte. Der Sohn kam also, von mehreren seiner Verwandten begleitet, zum Strande und erklärte, daß er Willens sey, einen der hier versammelten Sklaven auszutauschen. Dieses geschieht öfters, wenn nämlich der Sklavenhändler seinen Vortheil dabei sieht.

Ifert, der dänische Arzt, befand sich gerade damals im Waarenhause, wo er mit der Aufsicht beauftragt war. Er ließ sich den Sklaven, welchen die Neger zurückverlangten, und den, welcher statt desselben die Fesseln anlegen wollte, zeigen. Ein kräftiger Jüngling der Letztere, ein alternder Mann der Erstere; der Umtausch war annehmlich und wurde sogleich bewilligt. Man führte nun die bereits eingeschmiedeten Sklaven vor. Welch' eine Scene, als der Sohn seinen Vater in den Ketten erblickte, ihm um den Hals fiel und Thränen des Dankes und der Freude weinte, daß er so glücklich sey, seinen Vater noch erlösen zu können. — Die Kette wurde

geöffnet, der Vater befreit, der Sohn eingeschmiedet. Dieser aber war vollkommen ruhig und bat den Vater, sich seinetwegen nicht im mindesten zu betrüben. Aber tief bewegt zeigte Ifert diesen merkwürdigen Vorfall ungesäumt dem dänischen Statthalter an, und dieser, von gleicher Menschenliebe durchdrungen, ließ sogleich den befreiten Vater und die Verwandten zu sich kommen, redete es mit ihnen ab, daß der Kaufpreis nach und nach abbezahlt werden könnte, ließ nun auch den wackern Sohn frei, und alle reisten vergnügt nach ihrer Heimath zurück. —

In den Tagen der Schreckenszeit wurde unter andern Schlachtopfern der Parteiwuth auch ein angesehener Bürger von Lyon, **Delleglace**, verhaftet und gefangen nach Paris geschleppt. Seine Tochter verlangte mit ihm hinweggeführt zu werden; man schlug es ihr ab. Nun, ohne ihre schwache Gesundheit zu berücksichtigen, entschloß sie sich, die Reise zu Fusse mit zu machen. Einen Weg von mehr als hundert Stunden lief sie neben dem Wagen her, der ihren Vater trug. Abends eilte sie dem Fuhrwerke voraus und sorgte, in den zum Nachtlager bestimmten Ortschaften Speisen und ein bequemes Bett zu bekommen. So begleitete sie ihren Vater bis vor die Thore des großen Kerkers in Paris. Hier trennte sie sich von ihm, um an seiner Befreiung zu arbeiten. Drei Monate hindurch sah man sie täglich in den Gerichtshöfen, um Menschlichkeit und Recht flehend. Endlich gab man ihr den Gefangenen frei. Stolz auf den Sieg ihrer Kindesliebe, führte sie den geliebten Vater zu seiner Familie zurück. Aber auf der Heimreise erkrankte sie; Mühseligkeiten jeder Art hatten ihre Kräfte erschöpft. Sie starb in den Armen ihres Vaters, dessen Leben sie mit Aufopferung des eigenen gerettet hatte.

An dem fürchterlichen zweiten September des Jahres 1792, welcher in den Büchern der Geschichte mit blutigen Zügen eingezeichnet ist, wurde auch der Dichter **Cazotte** vor jene Richter geschleppt, deren Lippen nur Todesurtheile sprechen konnten. Schon waren die Schwerter gezückt, den Greis zu durchbohren, als sich **Elisabeth**, seine Tochter, muthig vorwarf und ihre eigne Brust den Mördern bot. „Barbaren," rief sie, „mir erst müßt ihr das Herz durchstossen, eh' ihr meinen Vater mordet." Solche Treue des Kindes fand selbst bei diesen Blutmenschen Bewunderung. Die Marseiller, immer die wüthendsten von allen, schrieen jetzt am lautesten „Gnade." Die Mordstahle wichen zurück und wurden zu Schutzwaffen, die Mörder zur Ehrenwache, welche Vater und Tochter im Triumphe nach Hause geleitete. Das Volk rief dem Paare zu: „Nennt uns eure Feinde, und wir wollen an ihnen Rache üben." Lächelnd entgegnete der sanfte Greis: „Wie sollt' ich Feinde haben, ich, der ich nie verletzte?"

Ach, schon nach wenigen Tagen griff der Blutdurst wieder nach dem kaum entlassenen Opfer. Pethion, das berüchtigte Ungeheuer, wollte den Kopf des Dichters, von dem er sich beleidigt wähnte. Er entflammte seine Genossen, die wilden Jakobiner. **Cazotte** erhielt von Freunden den Rath, das Vaterland zu verlassen; aber hochherzig weigerte er sich und sprach: „Ich bin zu alt, um noch die Rolle eines Flüchtlings einzulernen." Am 12. September drangen Pethion's Trabanten in's Haus, verhafteten den Greis und schleppten ihn auf einem Miethwagen nach dem Gefängnisse. Drei Stunden nach dem Verhöre blutete er unter der Guillotine. Mit grausamer Vorsicht hatte man sich der Tochter bemächtiget, damit ihre Liebe nicht wieder für den Vater wirken konnte. Erst als der Mord geschehen war, wurde sie freigegeben; die letzte Kindespflicht, den theuern Ueberresten ein Grab zu bereiten, ließ man sie ungehindert erfüllen.

Und in diesem Kleeblatte die Dritte erscheint uns die Tochter des Herzogs von **Laroche-Foucault.** Auch dieser schuldlose Greis wurde zugleich mit seiner Tochter von den unersättlichen Würgern zum Tode verdammt, und zwar ohne Anklage und ohne Verhör. Aber ein treuer, ehemaliger Diener, jetzo ein armer, ehrlicher Handwerker, verbarg den Herrn in einem Winkel seiner Hütte, während die Tochter in einem abgelegenen Städtchen ein Versteck gefunden hatte. Jedoch das ganze Vermögen des Herzogs ward eingezogen und der nun plötzlich Verarmte erlag fast unter dem drückendsten Mangel. Als die Tochter dieses erfuhr, beschloß sie sogleich, ihre eigene Sicherheit und Wohlfahrt für des Vaters Erhaltung zum Opfer darzubringen. —

Ein General, der es mit den Revolutionsmännern hielt, zog eben damals in die Stadt ein, wo sie im Verstecke lebte. An diesen schrieb sie: „Wohin nur die Stimme der Natur dringt, da hat eine Tochter das Recht, das Mitleid der Menschen für ihren Vater anzuflehen. Ich war mit meinem Vater dem Tode geweiht. Ich that, was ich konnte, ihn zu retten. Dem Mordbeile habe ich ihn entzogen; aber vor dem Hungertode kann ich ihn nicht schützen. Er hat sein ganzes Vermögen eingebüßt; er schmachtet im Elende, ist ohne Kleidung und ohne Brod; nicht einmal zu betteln darf er wagen. Wenn ich länger schwiege, und er unterdessen des langsamsten und schrecklichsten Todes stürbe, so würde die Schuld über mein Haupt kommen. — Sehn Sie, Bürger-General, den Jammer meiner Lage! — Es sey mir vergönnt, mich zum Opfer für meinen Vater darzubringen. Ich nehme Ihre Großmuth in Anspruch. Mit Freuden werde ich das Blutgerüst besteigen, wenn Sie mir Ihr Ehrenwort geben, daß Sie meinen Vater retten wollen."

Der General, innigst gerührt, eilte sogleich an den Ort, welchen sie ihm hatte anzeigen lassen, versprach seinen Beistand, und, da bald nachher die Pariser Tyrannen gestürzt wurden, bewirkte er es, daß nicht nur das Todesurtheil aufgehoben, sondern auch dem Herzoge sein ganzes Vermögen zurückgegeben wurde.

Der berühmte Seeheld **Nelson** machte in seinem fünfzehnten Jahre eine Entdeckungsreise nach dem Nordpol mit. In einer finstern Nacht, während die Schiffe von allen Seiten vom Eise eingeschlossen waren, wurde **Nelson** vermißt, und die Mannschaft war über sein Schicksal in der größten Besorgniß. Endlich bei Tagesanbruch bemerkte man ihn auf entfernten Schneefeldern, wo er einen großen Eisbären verfolgte. Er war blos mit einer Flinte bewaffnet, die ihm überdies nur als Knüttel dienen konnte, weil ihr Schloß durch einen Zufall schadhaft geworden war. Mit dieser schwachen Rüstung hatte er den Muth, dem wilden Thiere nachzusetzen, in der Hoffnung, es zu ermüden und dann mit dem Kolben des Gewehres todt zu schlagen.

Bei seiner Rückkunft machte ihm der Kapitän Vorwürfe und fragte ihn in strengem Tone, was ihn zu einer so unbesonnenen That verleiten konnte. „Ach, mein Herr," entgegnete der junge Held, „ich glaubte, meinem Vater einen guten Pelz verschaffen zu können."

In dem Bagno zu Rochefort befindet sich in diesem Augenblicke ein Sträfling, dessen Sohn ein Muster der Tugend genannt werden kann. Der Vater hatte einen Mord begangen. Der junge Mensch ist furchtbar ergriffen von dem Schicksale, das seinen Vater bedroht, und sucht den Verdacht der That auf sein Haupt zu lenken. Es gelingt, und er wird auf Lebenszeit zur Galeerenstrafe verurtheilt. Oft sah man ihn bleich und niedergeschlagen, aber doch voll Resignation die unwürdige Behandlung ertragend, die seine Mitgefangenen ihm zu Theil werden ließen; er fühlte sich erhaben durch den innern Adel seiner Seele und die Reinheit seines Gewissens. Eines Tages tritt der Kommissär des Bagno zu dem Gefangenen und erklärt, daß sein Vater jenes Mordes schuldig befunden worden ist, für den er die Strafe bisher erduldet habe, und daß er von nun an frei sey. Mit anscheinender Gleichgültigkeit, obwohl im Innern schmerzlich leidend, erkundigt sich der edle Sohn

nach dem Schicksale seines Vaters, und als man, ihn zu beruhigen, vorgibt, daß der Tod den Schuldigen seiner Strafe entzogen habe, vermag er nicht seine Thränen zurückzuhalten. Hierauf verläßt er den Ort seiner Leiden, vergibt seinen Peinigern und theilt noch einige Gaben unter sie aus. Eine Stunde später wurde der Vater an die Kette geschmiedet.

Geschwisterliebe.

Franz I., König von Frankreich, unterlag in der Schlacht bei Pavia (24. Febr. 1525) und wurde der Gefangene seines Gegners, Kaiser Karl des V. Dieses unglückliche Ereigniß gab seiner Schwester **Margarethe von Valois** Gelegenheit, ihre Tugenden, schwesterliche Liebe, Muth, Weisheit, Unerschrockenheit und eine seltne Gegenwart des Geistes zu zeigen. Franz war in seinem Gefängnisse zu Madrid krank geworden, und man gab, vielleicht nicht ohne Grund, die ungroßmüthige Härte Karl des V. als die Ursache seiner zerrütteten Gesundheit an. **Margaretha** erbat sich vom Kaiser die Erlaubniß, den Leidenden besuchen zu dürfen. Sie traf ihn in einem so kläglichen Zustande, daß sie, um ihn zu bedauern, nicht seine Schwester seyn durfte. Mit dem Eifer der zärtlichen Liebe nahm sie sich seiner an, und ihrer sorgsamen Pflege, ihren Liebkosungen, ihren Trostreden dankte Franz, daß sich seine Gesundheit täglich besserte.

Aber sie leistete ihm noch einen andern Dienst, welcher die Größe ihrer Seele in ein neues Licht stellt. Mit einem Muthe, der den männlichen Verwandten des unglücklichen Königs fehlte, redete sie zu dem Kaiser und warf ihm sein unedles Betragen vor. „Bedenke," sagte sie, „daß der Fürst, welchen du gefangen hältst, wegen Flanderns dein Lehensherr ist; daß deine Hartherzigkeit von der ganzen theilnehmenden Welt mißgebilliget wird; daß endlich, wenn mein unglücklicher

Bruder deiner Grausamkeit erliegen sollte, noch Söhne leben — Rächer seines Todes.“ Karl hörte nicht ohne sichtbare Bestürzung diese nachdrücklichen Worte an. Von diesem Augenblicke änderte er merklich sein Betragen gegen den König; er milderte die Strenge der Haft, besuchte ihn jezuweilen und sprach freundlicher als ehvor mit ihm.

Mit derselben männlichen Entschlossenheit, die sie gegen den Kaiser gezeigt, ermahnte **Margaretha** die Beisitzer des Staatsrathes, ihrem Herrn menschlichere Gesinnungen einzuflößen. Sie scheute sich nicht, bei dieser Gelegenheit herbe Wahrheiten zu sagen; aber keiner zürnte ihr deshalb, vielmehr erwarb sie sich die Achtung und Gunst aller. Franz nannte in dankbarer Anerkennung der Dienste, welche sie ihm geleistet, seine Schwester la Marguerite des Marguerites — die Perle der Perlen.

Die Schwestern **Desille** lebten während Robespierre's Blutherrschaft in der Bretagne. Die ältere war Mutter von vier Kindern; **Iphigenie**, die jüngere, unverheirathet. Aus Scheu vor den überall lauernden Späheraugen mieden die beiden Frauenzimmer jede Gesellschaft und verschlossen sich in den innersten Gemächern des Hauses. Aber dem Argwohne der Tyrannen war vielleicht eben diese Zurückgezogenheit verdächtig. Plötzlich kam der Befehl an die Ortsbehörden, dreißig Personen vor das pariser Blutgericht zu stellen. Auf der verhängnißvollen Liste stand auch der Name „Iphigenie.“ Die Unglückliche wurde aus den Armen ihrer Schwester gerissen und dem furchtbaren Tribunale überliefert. Man nahm sie als eine Staatsverbrecherin in's Verhör; und worauf stützten ihre Feinde die Anklage des Hochverrathes? Auf einen unbedeutenden, mit dem Familiennamen Desille unterzeichneten Brief, in welchem sich durchaus nichts Anstößiges fand, als der zufällig erwähnte Name eines Mannes der Königspartei.

Der Inquisitin Frage: ob entfernte, folgenlose Bekanntschaft mit einem Feinde des Vaterlandes Jemanden als Ver-

brechen zugerechnet werden könne? beantwortete der Vorsitzer: Es sey nicht die Rede von dem, was sich aus dem Inhalte ergebe, sondern davon, ob sie den Brief eigenhändig geschrieben zu haben eingestehe. **Iphigenie** bekannte sich zur Handschrift, brachte wiederholt ihre Einwürfe vor, sah sie wiederholt ohne Beachtung gelassen, und bat endlich um einen Vertheidiger, den man ihr auch zugestand.

Am folgenden Morgen besuchte der Rechtsgelehrte Chauveau die Gefangene, um sich von ihr die zur Vertheidigung nöthigen Mittheilungen zu erholen. Er verbarg seiner Schützlingin nicht, daß sie sich durch Anerkennung des fatalen Briefes der größten Lebensgefahr ausgesetzt habe. „Aber," meinte **Iphigenie:** „der Brief enthält doch nichts, was die Schreiberin verdächtig machen könnte." „Nichts, sagen Sie?" erwiederte Chauveau: „o mehr als genug für Richter, welchen es nur um irgend einen Vorwand zu thun ist."

„Sie glauben also, daß es mir an's Leben gehen werde?" Der Anwalt zuckte die Achseln.

„Ich verstehe Sie," sagte **Iphigenie,** „und bin gefaßt. Indeß thun Sie immerhin das Möglichste, meinen Kopf zu retten; und damit ich Ihren Eifer befeuere, will ich Sie überzeugen, daß ich vollkommen unschuldig bin, daß nicht einmal jene unseligen Zeilen auf mir haften, aus welchen die Tyrannen den Hochverrath herausdeuteln. Eh' ich mich jedoch deutlicher ausspreche, müssen Sie mir erst schwören, in der Vertheidigungsrede durchaus keinen Gebrauch von meinen weitern Mittheilungen machen zu wollen."

„Mademoiselle," entgegnete der Rechtsgelehrte: „ich begreife Sie zwar nicht, aber ich schwöre."

„So wissen Sie denn," eröffnete sich **Iphigenie:** „nicht ich — meine Schwester schrieb den unglücklichen Brief. Gerechte Richter würden uns nicht verdammen; von diesen Mördern aber ist das Schlimmste zu erwarten. Fällt das Todesloos, so soll es mir gelten. Meine Schwester würde hart aus dem Leben scheiden, denn sie müßte vier unerzogene Kinder verlassen, die der Mutterpflege noch lange bedürfen. Für mich,

die Freie, Ungefesselte, Entbehrliche — hat der Tod nichts Schreckliches. Ich will sterben, damit die Mutter ihren Kindern lebe."

Chauveau war ganz Bewunderung. Des edlen Mädchens Entschluß, sich für die Schwester aufzuopfern, hatte in seinen Augen so etwas Erhabenes und Heiliges, daß er jeden Versuch, ihn wanken zu machen, für einen Frevel an der Tugend gehalten hätte. Noch weniger wagte er, seinen Schwur zu brechen und den Richtern die wahre Verfasserin des Briefes zu entdecken. Dafür bot er die ganze Kraft seiner Beredsamkeit auf und erwies mit den schlagendsten Gründen die Nichtigkeit der Anklage, die keine andere Stütze habe, als die von der Parteiwuth absichtlich verdächtigte Stelle eines höchst unerheblichen und gleichgültigen Briefes. Vor jedem andern Tribunale hätte er die Unschuld seiner Klientin dargethan; aber Robespierre's Gerichtshof wollte nicht Recht, sondern Blut. **Iphigenie** wurde verurtheilt und starb mit derselben Entschlossenheit, mit welcher sie sich freiwillig dem Tode geweiht hatte.

Bald kam die Reihe auch an ihren Vertheidiger. Er war in seinem Eifer den Blutrichtern zu nahe getreten, hatte ihr Gewissen gerüttelt, und das verzeihen die Bösen nie. Kurz vor seiner Hinrichtung erzählte er einem Freunde die Geschichte der großmüthigen **Iphigenie.** „Ich will mein Geheimniß nicht mit in's Grab nehmen," sagte er: „bewahre dieses Beispiel ungewöhnlicher Seelengröße, bis bessere Zeiten erlauben, es der Welt bekannt zu machen. Die edle **Iphigenie** darf nicht vergessen werden: ihre Aufopferung sey den Menschen ein leuchtendes Vorbild ächter Geschwisterliebe."

Zu Lyon lebten während der Revolutionszeit zwei Brüder, die Buchhändler **Bruyset.** Der ältere war verheirathet und Familienvater; der jüngere nicht. Beide wurden in dem blutigen Jahre 1793, nach der Eroberung der Stadt durch die jakobinische Rotte, verhaftet. Man hatte während der

Belagerung der Stadt, als es an klingender Münze fehlte, zum Ersatze des Metalles Papiergeld ausgegeben und unter demselben fand sich als Bürgschaft für die Gültigkeit auch der Name **Bruyset** verzeichnet. Als die Richter fragten, „wer von den beiden Gebrüdern die Zettel unterschrieben habe?“ erwiederte der Jüngere rasch: „Ich bin es gewesen. Mein Bruder hat gar keinen Antheil daran gehabt!“ — Diesem Geständnisse zu Folge ward er sogleich zum Tode verurtheilt, dem er um so muthiger entgegen ging, da er nicht verheirathet war und seinen Bruder rettete, der eine zahlreiche Familie zu ernähren hatte. —

Vor einigen Jahren starb in Pensylvanien ein gewisser **Wilson**, der lange Zeit eine zwölf Meilen von Harrisburg einsam zwischen den Hügeln gelegene Hütte bewohnt hatte, wo er in völliger Abgeschiedenheit von der Welt lebte. Das schreckliche Schicksal einer geliebten Schwester hatte ihn in einen finstern, überspannten Gemüthszustand gesetzt. Dieses unglückliche Mädchen hatte sich ein Vergehen zu Schulden kommen lassen, das nach den Landesgesetzen mit dem Tode bestraft werden mußte. Ihr Bruder gab sich die äußerste Mühe, sie im Fortgange des Prozesses zu vertheidigen; als aber das Urtheil gegen sie ausfiel, eilte er nach Philadelphia, die Gnade des Gouverneur zu erflehen. Es glückte dem Eifer seiner Verwendung, und er flog auf einem schnellen Klepper in seine Heimath zurück. In der Zwischenzeit aber hatte ein heftiger Regen die Ströme angeschwellt; mit Todesangst im Herzen ritt er, eine Fährte suchend, längs den tobenden Fluthen hin, zählte die Stunden und stürzte sich endlich mit dem Rosse in den Strom, wo ihm die erste Möglichkeit eines Durchgangs erschien. Das hatte Zeit geraubt; der Umweg, zu welchem ihn sein Uebergang über den Fluß zwang, raubte ihm deren noch mehr. Das Pferd schäumte und blutete, wie er in Harrisburg ankam — um von dem letzten Zucken seiner Schwester Zeuge zu seyn. Das Gesetz war so eben vollzogen worden — sie war todt.

Wilson zog sich in die Hügel von Dauphin Courty zurück, wo er sich mit dem Behauen von Mühlsteinen beschäftigte. Er war sehr pünktlich in seiner Arbeit, hatte aber mit keinem Menschen Gemeinschaft und war in tiefe Schwermuth versunken. Eines Morgens wurde er von einem Nachbar, der ihn Abends vorher noch arbeiten sah, todt vor seiner Hütte gefunden.

Gattenliebe.

Eduard I., König von England, wurde während seines Kreuzzuges gegen die Ungläubigen (1271) von dem vergifteten Dolche eines Meuchelmörders verwundet. Die Aerzte versicherten einmüthig, daß sein Tod unvermeidlich wäre, wofern Niemand das Gift aus der Wunde saugen wollte. Sogleich erbot sich seine Gemahlin **Eleonore**, das gefährliche Wagestück zu bestehen. Vergebens widersetzte sich der König diesem Entschlusse: was er wachend nicht gestatten wollte, mußte er schlafend geschehen lassen. Die Königin schlich sich des Nachts an sein Lager, saugte die Wunde aus und — er war gerettet. Der Himmel belohnte diese seltne Gattenliebe: **Eleonore** blieb am Leben.

Der berühmte Gelehrte Hugo Grotius hatte es gewagt, sein Ansehen als Syndikus zu Rotterdam der Partei des ehrgeizigen und nach unumschränkter Macht strebenden Statthalters entgegen zu stellen. Moriz von Oranien war der Mann nicht, welcher sich seine Pläne ungestraft durchkreuzen ließ; er brachte es durch Intriken dahin, daß sein Gegner des Hochverrathes verdächtiget und gefangen nach dem alten Schlosse Löwenstein abgeführt wurde.

Grotius Gattin, **Maria**, eine Tochter des Bürgermeisters van Reygersberg, suchte um die Erlaubniß nach, ihrem Gemahle auf das Schloß folgen und bis zum Ende seiner Sache bei ihm bleiben zu dürfen; aber erst nach vielen vergeblichen Bitten wurde ihr gestattet, die Gefangenschaft mit ihrem Manne zu theilen.

Schon hatte Grotius länger als zwei Jahre im Kerker geschmachtet, als diese zärtliche Gattin ein Mittel fand, ihn zu erledigen. Es war ihm gestattet, Bücher zu lesen und zu seinen gelehrten Arbeiten zu benützen. Er bekam sie aus dem benachbarten Gorcum, und eine große Kiste ging zum Transport derselben bald herüber, bald hinüber. Die Wache war befehliget, diese Kiste jedesmal zu untersuchen. Da sie aber geraume Zeit ihre Untersuchungen angestellt und nie etwas anderes als Bücher und Wäsche gefunden hatte, so ließ sie endlich die Kiste passiren, ohne ferner ihrem Inhalte nachzuforschen. Kaum bemerkte das die schlaue Grotius, als sie auf den glücklichsten Einfall gerieth, den je ein Weib gehabt hat. Sie überredete ihren Gemahl, in die Kiste zu steigen, bohrte, wo er mit dem Kopfe lag, ein paar Luftlöcher, füllte die Zwischenräume mit Büchern und Garn aus und schloß endlich sorgfältig den Deckel über die verpönte Ladung. Im Schlosse hatte sie das Gerücht zu verbreiten gewußt, daß ihr Gatte krank darnieder liege.

Die zwei Soldaten, welche die Kiste wegtrugen, fanden sie sehr vollwichtig und einer von ihnen sagte: „Wahrhaftig, das Ding ist so schwer, als ob ein Arminianer*) mit Leib

---

*) **Arminianer** oder **Remonstranten**, eine Sekte der Calviniſten, welche sich von ihrem Stifter, dem D. Jakob Arminius, Professor zu Leyden, also nannte. Dieser gab sich Mühe, Calvins anstößige Lehre von der Gnadenwahl zu mäßigen und die Güte Gottes so wie die Freiheit des Menschen wieder in ihre Rechte einzusetzen. Grotius war einer seiner Anhänger. — Erbittert standen die Gomaristen gegenüber, deren Haupt, D. Gomarus, ein strenger, hartherziger Calviniſt, sich durch schwärmerischen Verfolgungsgeist auszeichnete.

und Seele darin stäcke.“ Ohne durch diese Rede außer Fassung zu kommen, erwiederte die entschloßne Frau: „Nein, lieber Freund, ihr tragt nur arminianische Bücher.“ Die Kiste kam glücklich auf das Fahrzeug und in diesem nach Gorcum in das Haus eines Vertrauten. Grotius verließ etwas angegriffen und entstellt seine unbequeme Lage und ging, ohne einen Augenblick zu verlieren, als Zimmermann verkleidet nach Wolwyk, wohin er noch am nämlichen Tage gelangte. Von da floh er nach Antwerpen, wo ihn einige seiner gelehrten Freunde freudig und gastlich aufnahmen und beherbergten. Seine Frau berechnete die Zeit, welche er brauchte, um die französische Gränze zu erreichen, und gab unterdessen vor, er sey so krank, daß ihm jedes Geräusch, welches auch nur der Eintritt der Wache machen konnte, große Qual verursachen würde. Sobald sie ihn aber in Sicherheit glaubte, holte sie die Wächter selbst herbei und sagte ihnen mit allem Stolze eines triumphirenden Weibes: „Seht da, der Vogel ist dem Käfiche entflogen!“

Der treuen Gattin wurde anfangs als einer großen Verbrecherin der Prozeß gemacht. Einige von den Richtern urtheilten kurz und gut, daß sie verdiene, zeitlebens an dem Platze ihres Mannes gefangen zu sitzen; die Mehrzahl aber betrachtete ihre That von der richtigern Seite. „Wir sind Männer,“ sprachen sie, „und haben mit einer Frau zu thun, aber mit einer Frau, welche Kopf und Herz gezeigt, mit einer Frau, die ein erhabenes Beispiel ehlicher Liebe aufgestellt hat, worüber sie die ganze Welt loben wird. Strafen wir sie, so geben wir uns dem Tadel der ganzen theilnehmenden Welt preis.“ Selbst der Prinz Moriz konnte nicht umhin, das Benehmen eines Weibes groß und lobenswerth zu finden, welches mit Entschlossenheit und Treue, um dem Gemahle das schönste Gut des Lebens zu retten, sich selbst der Rache seiner Feinde ausgesetzt hatte. Sie wurde der Haft entlassen und eilte nach Paris in die Arme ihres Gatten.

Am 19. Februar 1835 starben zu Brevilaqua, im Veronesischen, zwei arme, redliche Ehleute, **C. Curla** und sein Weib **Franiza**, deren Leben und Tod lebhaft an das Mährchen von Philemon und Baucis erinnert. Die Frau war 93 Jahre alt, der Mann ein Greis von 109 Jahren. Als die Frau erkrankte und ihrem Ende nahe war, äußerte der Mann, daß er den Tod seiner Gattin nicht überleben könne und mit ihr sterben werde. Wirklich zeigten sich bald Anzeichen des nahenden Todes bei ihm, und er empfing mit der Hinscheidenden zugleich die letzte Oelung. Als der Priester sich entfernt hatte, bat der Greis mit ungewöhnlich heiterer Miene seinen Sohn, ihm noch einmal einen Becher Wein zu reichen. Mit Thränen brachte dieser den Becher, empfing den Segen seines Vaters und hatte wenige Augenblicke darauf den Tod seiner beiden Aeltern zu betrauern. An einen Selbstmord ist bei diesem merkwürdigen Vorfalle nicht zu denken.

Die gute Hausfrau.

Das Beispiel einer wahren Mutter war **Marie Misler.** Oft sagte sie: „Was ist es für eine große Wohlthat Gottes, und wie wenig erkennen wir sie, daß er uns so viele Kinder gegeben hat!“ Den von oben herab zu erflehenden Segen Gottes erklärte sie, auch bei dem besten Bemühen der Aeltern, zur glücklichen Erziehung der Kinder für unentbehrlich. Ganz widmete sie sich derselben, und hatte sie unter ihrer eigenen Aufsicht. Allen ihren zehn Kindern brachte sie das Lesen selber bei. Nichts ging über die Vorsicht, die sie für die Gesundheit derselben trug, doch ohne sie im mindesten zu verzärteln. Mit den Erwachsenen ging sie als eine ältere Freundin um; alle suchte sie durch Liebe zu gewinnen; aber wenn es nöthig war, brauchte sie auch Strenge und war in deren Ausführung weise, standhaft und unerbitterlich. Mit der größten Vorsicht nahm

sie sich in Acht, in ihrer Gegenwart etwas zu reden oder zu thun, das ihnen zufälliger Weise anstößig werden könnte; und eben so sorgfältig bewahrte sie dieselben vor aller Gelegenheit, böse Grundsätze und Gewohnheiten anzunehmen, oder schädliche Vorurtheile einzusaugen. Unausgesetzt war es ihr täglich ein angenehmes Geschäft, sie zum Gebete anzuführen und ihnen christliche und mütterliche Lehren zu ertheilen. Auch außerdem suchte sie bei jeder Gelegenheit die Religion ihnen über Alles wichtig und liebenswürdig zu machen, sie zur Liebe Gottes, zum kindlichen Wandel vor seinen allsehenden Augen, zur Liebe und Einigkeit unter sich, und zu andern Pflichten zu erinnern und aufzumuntern, und wußte, mit Herablassung zu dem verschiedenen Maße ihrer Fähigkeiten, auch in gleichgültige oder muntere Gespräche nützliche Bemerkungen einzustreuen und durch Beispiele faßlich und eindringlich zu machen. Ueberall ging sie ihnen mit guten Beispielen vor. Zur Kirche führte sie die jüngern meistens selbst, um sie auch da unter Augen zu haben; gewöhnte die älteren zum ausführlichen Aufschreiben der Predigt, las solche zu Hause nach und wiederholte auch mit den jüngern den Inhalt derselben durch Fragen und Ermahnungen. Alle, besonders auch die Töchter, hielt sie an zur Arbeit, zur Ordnung, zum gefälligen, äußerlichen Anstande und zum Lesen guter deutscher Bücher, die zur Bildung in der Religion, in der Klugheit des Lebens, in den Anfangsgründen einiger Wissenschaften und in dem wahren Geschmacke des Schönen und Witzigen dienten. Zur Besorgung des Hauswesens leitete sie ihre ältesten Töchter nach einer abwechselnden Ordnung mit der mütterlichsten Treue. Zur Unerschrockenheit bei vermeinten, und zum gesetzten Muthe bei wirklichen, nicht verschuldeten Gefahren, suchte sie bei jedem Anlasse ihre Kinder zu stärken und bereitete sie auf die künftigen Führungen ihres Lebens durch die Vorstellung vor, daß nicht der Stand, nicht vergängliche Güter, oder äußerliches Wohlleben, sondern allein die Gnade Gottes und ein gutes Gewissen wahrhaft und dauernd glücklich machen.

Erziehung.

Don Pedro fragte, kurz vor seinem Tode*), einen der bei ihm befindlichen Aerzte, ob er Familie habe. Der Arzt entgegnete, er habe viele Kinder. „So tragen Sie," fuhr **Don Pedro** fort, „vor Allem Sorge dafür, daß sie eine gute Erziehung erhalten. Als ein Sterbender, dessen Worte doch einiges Gewicht haben dürften, bitte ich Sie inständig darum. Was mich selbst und meinen Bruder Don Miguel betrifft, so war unsere Erziehung so völlig vernachlässiget worden, daß wir, beim Eintritte in das Mannesalter, noch in fast thierischer Unwissenheit lebten. Da die Schicksale meines Lebens mich unter Männer von gebildetem Geiste und reicher Erfahrung führten, so gewahrte ich, was mir fehlte, und bemühte mich, so viel es in meiner Kraft stand, die mir dargebotenen Gelegenheiten zur Erwerbung von Kenntnissen bestens zu benützen; dessen ungeachtet blieben empfindliche Lücken, und ich konnte leider oft nur nach meiner unvollkommenen Erfahrung und unter dem Einflusse irriger Eindrücke handeln. Das reifere Alter bringt verschiedene Pflichten mit sich, und der Mann lernt auf eigene Unkosten, daß es zu spät ist, manche Kenntnisse nachträglich zu erwerben, die er in der Jugend so leicht sich hätte erringen können." Diese Worte machen des sterbenden Fürsten richtigem Verstande eben so sehr, als seinem Charakter Ehre. Aeltern und Kinder mögen sie wohl beherzigen.

---

*) Er starb bekanntlich den 24. September 1834.

Ein musterhafter Lehrer.

Einst führte der Herzog von **Montausier** (St. Maure), Gouverneur des Dauphin (Sohn Ludwig des XIV.), diesen hohen Eleven in die Hütte eines Landmanns. „Mein Fürst!“ sagte er: „hier lernen Sie das Leben und Ihre Pflichten kennen. In diesem beschränkten Raume, kaum gegen Wind und Wetter geschützt, lebt eine ganze Familie, die unabläßig arbeiten muß, um im Schweiße des Angesichts das Gold zu erzeugen, von welchem Ihre Paläste schimmern, und beinahe Hungers stirbt, um die Freuden Ihrer schwelgerischen Tafel zu bezahlen.“ — Nicht alle Fürsten haben solche Erzieher. — Ein andermal spottete der Herzog über seinen Zögling, da dieser nach der Scheibe schoß und, aus gewohnter Flatterhaftigkeit, kaum ihren äußersten Rand traf. Um ihn zu beschämen, rief er den jungen Marquis von Crequy, den man allgemein für den besten Schützen hielt. Dieser, ein feiler Schmeichler, stellte sich, als ob er sehr genau ziele, schoß aber vorbei. Der Herzog, ganz erstaunt über diese Gleißnerei, rief unwillig aus: „Junger Böswicht, wenn ich dir auf der Stelle den Hals umdrehte, würde ich der Welt einen großen Dienst erweisen.“

Eben dieser weise und biedere Mentor gab es nie zu, daß sein Zögling die an ihn gerichteten Dedikationen las. Indeß überraschte er ihn einst dabei. Anstatt ihm nun die Schrift wegzunehmen, nöthigte er ihn, sie laut herabzulesen, unterbrach aber jede Periode mit Worten der Mißbilligung. „Sehen Sie nicht, mein Prinz,“ sagte er, „daß diese Leute sich ungestraft über Sie lustig machen wollen? denn können Sie sich wohl einbilden, daß Sie alle die guten Eigenschaften wirklich besitzen, die man Ihnen zuschreibt? Können Sie wohl diese groben Schmeicheleien ohne Unwillen lesen, die man Ihnen nicht darzubringen wagen würde, wenn man nicht die schlechteste Meinung von Ihrem Verstande hätte?“

Der dankbare Schüler.

Nie ist wohl ein Schüler seinem Lehrer so zugethan gewesen, wie es der Kaiser **Alexander** seinem Lehrer Laharpe war. Er liebte ihn, wie ein Sohn seinen Vater liebt. Oft hing er zärtlich an seinem Halse, und nicht selten ging er zu Fuß ganz allein hin, um ihm einen Besuch abzustatten. Einst kam er auch in dieser Absicht in Laharpe's Haus. Ein neuer Thürsteher hatte eben erst seinen Dienst angetreten und führte den Prinzen in sein Zimmer, um ihm zu sagen, unter einer Stunde könne er den Herrn nicht sprechen, denn dieser studiere jetzt. Eben setzte sich der Mann zum Essen, und der Prinz ward vom Thürsteher eingeladen, Theil zu nehmen, was er auch ohne Umstände that. Als die Stunde um war, meldete er dem Herrn Laharpe, es sey ein junger Mensch da, der **Alexander** heiße. Man denke sich des Lehrers Staunen und Verdruß. Er wollte sich entschuldigen, aber **Alexander** legte ihm gleich die Hand auf den Mund: „Sprechen Sie nicht davon!“ rief er, „eine Stunde für Sie ist mehr, als für mich ein Tag!“ Der Thürsteher glaubte in die Erde sinken zu müssen. Auch ihn tröstete der junge Fürst lachend. „Du bist mir nun um desto lieber!“ sagte er, „denn treulich dienst du deinem Herrn. Damit du dich überzeugst, wie ich von dir denke, nimm diese hundert Rubel an.“

Herrengüte.

Franz Pizarro, der Spanier, welcher das peruanische Meer entdeckte (zu Anfang des 16. Jahrhunderts), setzte einst zu Verkürzung seines Weges durch einen Fluß; da führte der überaus schnelle Strom einen von seinen indianischen Bedienten mit sich fort, dessen Ergebenheit und Treue er erprobt hatte.

Sogleich schwamm er ihm nach, ergriff ihn bei den Haaren und rettete ihn glücklich, jedoch mit augenscheinlicher Todesgefahr. Seine Offiziere machten ihm Vorstellungen darüber und mißbilligten es, daß er sich so gewagt hätte; aber er fragte sie: „Kennen Sie den Werth eines treuen Dieners nicht?“ —

Dem Prinzen von **Conti** stahl einer seiner Bedienten zweitausend Thaler. Statt ihn streng zu bestrafen, gab ihm der Prinz nur einen gütigen Verweis und sagte: „Mein Freund, da ihr mir bisher treu dientet, so glaube ich, daß nur die äußerste Noth euch zu diesem Schritte gezwungen hat. Nehmt die zweitausend Thaler; ich schenke sie euch, denn ihr müßt sie nöthiger brauchen, als ich, weil ihr so viel darum gewagt habt. Geht aber mit dem Gelde an einen Ort, wo euer Vergehen noch nicht ruchtbar ist; bei mir könntet ihr es doch nicht mit Zufriedenheit verzehren.

Der berühmte **Helvetius** hatte einen Sekretär, mit Namen Baudot, welcher ein äußerst mürrischer und tadelsüchtiger Mann war. Unter dem Vorwande, daß er, dem er diente, schon von Kindesbeinen an gekannt habe, erlaubte er sich, mit ihm umzugehen, wie ein tyrannischer Schulmeister mit seinen Kindern verfährt. Am liebsten ergoß er seine bittere Satyre über **Helvetius** Charakter. Dieser hörte ihn mit Geduld an, und wenn ihm seine Gemahlin rieth, den Sauertopf aus seinen Diensten zu entlassen, sagte er: „Aber ist's möglich, daß ich alle die Fehler habe, wie Baudot sagt? Ich glaube nein! Aber ich habe deren doch viele, und wer würde mir davon reden, wenn ich Baudot nicht bei mir behielte?“

Der Herzog von **Rochefaucault** fuhr einst bei sehr strengem Wetter nach Versailles und sah, daß seine beiden Bedienten vor Kälte fast erstarrten. Ein gütiger Herr, wie er war, ließ er sie zu sich in den Wagen steigen. Als ihn seine Freunde deshalb rühmten, sagte er: „Es that mir nur leid, daß ich nicht auch den Kutscher und die Pferde mit hineinnehmen konnte!“

Dienertreue.

Richard Löwenherz, König von England, ging während seiner Kreuzfahrt in das gelobte Land eines Tages mit weniger Begleitung auf die Jagd. Er fiel in einen Hinterhalt, und — schon war die ganze Begleitung bis auf einen einzigen Ritter niedergemacht, der **Wilhelm von Pourcellets** hieß. Um seinen König zu retten, welcher seiner tapfern Gegenwehr ungeachtet Gefahr lief, entweder von den Feinden gefangen oder getödtet zu werden, rief **Wilhelm von Pourcellets** auf sarazenisch aus allen Kräften: „Ich bin der König.“ — Sogleich ließen die Sarazenen von Richard ab, nahmen den angeblichen König gefangen, und Richard fand Mittel, sich mit der Flucht zu retten. Saladin, dessen Großmuth und edles Herz sich hier, wie bei vielen andern Gelegenheiten, zeigten, begegnete diesem Gefangenen so, wie es eine so schöne Handlung verdiente. Er wurde nachher für zehn der vornehmsten sarazenischen Gefangenen ausgewechselt. —

Die Mutter des Don Juan Alfonso de Guzmann gerieth in die Gewalt König Peters von Castilien, dem der Beiname des Grausamen nicht mit Unrecht von den Zeitgenossen gegeben ward. In wüthendem Hasse gegen die Familie Guzmann entbrannt, verurtheilte er die schuldlose Matrone durch einen

Machtspruch zum Tode auf dem Scheiterhaufen. Der Holzstoß wurde zu Sevilla auf einem freien Platze errichtet und die alte Frau darauf stehend festgebunden. Ihre Dienerinen begleiteten sie bis zu dieser schrecklichen Stelle, alsdann traten sie zurück, und in die Thränen dieser Treuen mischten sich die Thränen Vieler im Volke, denen von der edlen Frau in den Tagen des Glücks Gutes zugekommen war.

Der Holzstoß lodert und schon zischt die Flamme an der Armen hinauf; ein heftiger Wind treibt ihr Gewand empor und droht ihren Körper schamlosen Augen zu enthüllen. Das sieht die Getreueste von ihren Getreuen, die Kammerfrau **Isabella Davalos;** sie liebt ihre Gebieterin bis in den Tod, fliegt hin zu dem Holzstosse, ersteigt ihn, kniet nieder, umfaßt fest das Gewand der Unglücklichen, daß der Sturm daran vergeblich seine Macht versucht, und wird so mit jener zugleich in Asche verwandelt. Welches Opfer! welche Gefühle, die es foderten!

Die Familie der Guzmann ließ die theure Asche von Beiden sammeln; eine prächtige Kapelle in der Kirche des heil. Isidor zu Sevilla verschließt den Aschenkrug, und an dem Marmordenkmale der Matrone ist diese wahrhaft erhabene Scene abgebildet. Da sieht man das Mädchen knieend vor der Verlassenen, sich an sie schmiegend, von Flammen umgeben. So ehrte die Familie Guzmann das Andenken dieser Großthat und beurkundete ihre Theilnahme noch ehrenvoller durch einen Familienbund, der jedes Mitglied der Familie Guzmann feierlichst verpflichtete, keinen von dem Geschlechte der Davalos, der in Noth sey, hilflos zu lassen, es koste was es wolle.

Graf Joachim von Oettingen-Wallerstein war im Jahre 1520 beim schwäbischen Bundestage in Augsburg gewesen, und war auch dem Beschlusse desselben beigetreten, den Herzog Ulrich von Würtemberg von Haus und Hof zu verjagen. Als er nun auf der Rückkehr, von einem einzigen Diener begleitet,

am Johannistage nach Donauwörth gekommen war und nach kurzer Rast weiter reiten wollte, so ließ ihn der Rath dieser Stadt wissen, daß seit einigen Tagen mehrere Reiter in der Umgegend gesehen worden wären, die nichts Gutes im Sinne zu führen schienen, und er wolle ihm deswegen, wenn es ihm beliebe, mehrere Reisige zum sichern Geleite mitgeben. Der Graf aber, der seinem Schwerte vertraute und überhaupt an einen verrätherischen Ueberfall nicht glauben mochte, dankte dafür und machte sich unverweilt auf den Weg nach seinem Schlosse Harburg, das nur noch einige Stunden von Donauwörth entfernt lag.

Kaum aber war er aus dem Thore von Donauwörth geritten, als er beim Hochgerichte dieser Stadt plötzlich von einem Ritter, Namens Thomas von Absperg, und mehreren andern Gesellen angegriffen wurde, und ehe er sich noch vertheidigen konnte, tödtlich getroffen vom Pferde stürzte. In diesem Augenblicke geschah es, daß sein Diener sich auf ihn warf und mit seinem Körper den seines Herrn so lange gegen die Schwerter der Mörder zu schützen suchte, bis er selbst seinen Geist aufgab.

Der Graf starb wenige Tage nachher an der erhaltenen Stichwunde und wurde in Kirchheim feierlich zur Erde bestattet. Sein Mörder aber, der Ritter Thomas von Absperg, der aus Haß gegen den Grafen, weil er dem schwäbischen Bunde verbündet war, denselben auf eine so meuchelmörderische Weise umgebracht hatte, wurde vom Kaiser in die Acht erklärt, und nachdem er lange in der Irre umhergestreift, ist er eines Morgens auf einem Acker unweit Zeidlitz todt gefunden worden.

Man erzählt sich in der Geschichte des siebenjährigen Krieges, daß ebenfalls ein Diener bei einem feindlichen Ueberfalle seinen Herrn, der ein General war*), so lange mit seinem eigenen Körper gegen die Säbel der feindlichen Husaren schützte, bis er gerettet war — und seitdem glänzt neben den Groß=

*) General **Fouqué**; s. „Ehrenhalle der Deutschen" S. 166.

thaten eines Friedrich die That des edlen Dieners. So möge auch hier diese Geschichte stehen, jenem Diener zu Ehren, dessen Aufopferung, weil sie vergeblich war, desto rührender ist.

Bald nach dem Verderben bei Mohacs*) fielen mit andern ungarischen Helden auch der Ritter von Löwenstein und sein Burgvogt **Andreas Budiatſ** in die Gewalt der Türken. Mit Härte behandelten die siegesstolzen Barbaren ihre Gefangenen. Der Pascha gebot, Herrn und Diener an eine Kette zu schmieden zur schwersten Sklavenarbeit. Beide, aber noch weit sichtbarer der Löwensteiner, wankten dem Grabe zu. **Budiatſ** wollte um den geliebten Herrn verzweifeln, doch war sein Muth nicht gebeugt und beständig glühte sein Gehirn von den kühnsten und seltsamsten Entwürfen der Befreiung. Aber leider stand Allem und Jedem die bleierne Unmöglichkeit entgegen.

Eines Abends fand **Budiatſ**, mit seinem Unglücksgefährten von der Arbeit heimkehrend, in einem Winkel ein scharfes Beil, das wahrscheinlich einer der Aufseher vergessen hatte. Gierig griff er darnach und verbarg seinen Fund sorgfältig im Stroh. Die Obhut der Wächter war mit der Zeit lässiger geworden. Man sperrte die Gefangenen, wenn sie ihr Tagwerk vollbracht hatten, in die Kasematten eines entlegenen Walles, ohne sich viel um sie zu bekümmern. Daß sie entkämen, schien wegen der großen Entfernung von der Heimath lächerliche Besorgniß. So konnten sie in verschwiegener Nacht ungestört den Versuch machen, durch gewaltige Hiebe ihre Kette zu zerhauen.

Aber alle Anstrengung war umsonst. Verzweifelnd ergoß sich der sonst so starkmüthige Ritter von Löwenstein in den wildesten Jammer, die geliebte Gattin und die zarten Kinder und den heiligen Boden Ungarns nie mehr wieder zu sehen — niemals!

---

*) Diesen Namen führt in der Geschichte die berühmte Schlacht, welche Sultan Soliman den 29. August 1526 bei Mohacs gewann. Der Kern des ungarischen Heers war aufgerieben und selbst der König (Ludwig der Zweite) gefallen.

Diese Wehklagen zerfleischten des getreuen Dieners Herz. „Herr!“ rief er: „dieses Jammers Zeuge kann ich nicht länger seyn. Der Tod ist nicht so bitter. Sterben will ich für euch, aber mein Tod soll euch befreien.“ Und nun ein mächtiger Hieb — und **Budiatſ's** gefesselter Fuß fiel vom Beine getrennt an die Erde; mit ihm zugleich die hemmende Kette.

Wie versteinert starrte der Ritter auf die Wunde seines Dieners; er wollte ihm helfen, das strömende Blut stillen. Aber **Budiatſ** gebot ihm zu eilen, damit das Opfer der Treue nicht vergebens gebracht sey. Der Löwensteiner schied thränend; leicht erbrach er die schlecht verwahrte Thür und floh unverfolgt die ganze Nacht. Bis tief in den Vormittag schwamm **Budiatſ** ohnmächtig in seinem Blute. Mit Schrecken fand der Aufseher nur mehr den einen Sklaven, und auch diesen mit abgehauenem Fuße, verblutend und dem Ende nahe. Selbst mehr todt als lebendig brachte er dem Pascha die Kunde des Vorfalls, und dieser trat unverweilt mit seinem Arzte vor **Budiatſ** Sterbelager.

Mit vieler Mühe wurde der Edle in's Leben zurückgerufen, und erzählte triumphirend seine That. Der Pascha war sichtbar erschüttert. „Den Entflohenen verfolge Niemand!“ sagte er nach einer Pause ernsten Stillschweigens, und dann zum Arzte gewendet: „diesen da zu retten, sey dein höchstes Augenmerk.“ Wirklich genas **Budiatſ** in einiger Zeit. Achmet Pascha ließ den Geheilten vor sich bringen, lobte seine Treue, ließ ihn frei, schenkte ihm Gold und Kleider, Waffen und ein gutes Roß. Langsam aber glücklich erreichte **Budiatſ** wieder das geliebte Ungarn. Auf dem Löwenstein war über seine wunder-gleiche Rückkehr gränzenlose Freude. Der dankbare Burgherr beschenkte ihn mit einem großen selbstständigen Besitzthume, und der König erhob ihn in den Adelstand. Er erhielt als Wappenbild einen abgehauenen Fuß mit herabhan-gender Kette. Noch leben in Ungarn Nachkommen dieses **Andreas Budiatſ.**

Unter der Regierung Ludwig des XIV. von Frankreich lebte zu Paris eine Frau von Varonne, die dürftige Wittwe eines Stabsoffiziers. Seit Langem schon hatte sie um eine Pension gebeten, aber immer nur leere Versprechungen erhalten. So Weniges ihr sonst, bei Lebzeiten ihres Mannes, an den Annehmlichkeiten des Lebens gefehlt hatte, so sehr gebrach es ihr jetzt an den nöthigsten Bedürfnissen. Alle entbehrlichen Personen ihrer ehemaligen Dienerschaft mußten abgeschafft werden, und nur der treue **Anton** blieb, welcher schon durch zwanzig Jahre mit der Familie des Obersten Leid und Freud getheilt hatte. Als aber Silberzeug und das beste Hausgeräth um Brod hingegeben war, die letzte Hilfsquelle vertrocknete, der Mangel auf's Höchste stieg, sah sich Frau von Varonne genöthiget, auch diesem alten Diener seine Entlassung anzukündigen.

Anton ging nicht. „Gnädige Frau," sagte er: „ich bleibe, bis Sie mich mit Gewalt von sich jagen. Ein Schurke, der seine Wohlthäter in der Noth verläßt! Wenn es Ihnen bei Ihren gegenwärtigen Verhältnissen zu schwer fällt, mich zu ernähren, so bin ich der Mann, der seine Mittagskost selber zu verdienen weiß. Und was meinen Lohn betrifft — darüber machen Sie sich nicht die geringste Sorge. Zuverläßig wird es Ihnen in der Welt noch wohl ergehen; Sie sind so gut und verdienen das beste Loos auf Erden. Wenn das Glück wiederkehrt, dann ist es immer noch Zeit, die kleine Schuld zu berichtigen."

Frau von Varonne mußte nachgeben, und noch an demselben Tage verdingte sich **Anton** bei einem Schmiede in der Nachbarschaft und nahm bei diesem Kost und Wohnung. Der treue Diener arbeitete nun für sich und zugleich für seine Gebieterin. Der Meister fand nicht Worte genug, die Emsigkeit seines neuen Gesellen zu rühmen, und dieser war nie vergnügter, als wenn er ein paar Franken erübriget hatte, womit er seiner guten Gebieterin einige Bequemlichkeiten mehr verschaffen konnte.

Regelmäßig jeden Morgen und Abend fand sich **Anton** bei seiner Herrschaft ein, verrichtete die Geschäfte eines Bedienten und eilte dann wieder in die Schmiede zurück. So ging es mehrere Monate hindurch, aber eines Tages blieb er plötzlich aus. Die Oberstin wurde unruhig; da kam der Schmied und brachte ihr die traurige Nachricht, daß sein fleißiger Geselle schwer krank sey und ihm aufgetragen habe, dies der gnädigen Frau zu melden, damit sie nicht etwa auf den Verdacht käme, als fange er an, in seinem Dienste nachläßig zu werden: „Der arme Schelm hat sich überarbeitet," fügte der Erzähler bei: „um einige Franken mehr zu verdienen, gönnte er sich keine Nachtruhe und stand täglich bis Morgens zwei Uhr an der Esse. Das ist mehr, als die Kraft des gesündesten Menschen auszuhalten vermag."

Frau von Varonne ließ es ihre erste Sorge seyn, zu einem geschickten Arzte zu eilen. Unverholen gestand sie diesem ihre Verbindlichkeit gegen den edlen **Anton** und beschwor ihn, sein Möglichstes für den theuren Kranken zu thun. Der Arzt, gerührt von der Treue des Dieners und der Erkenntlichkeit der Gebieterin, unterzog sich der Heilung mit einem Eifer, als gälte es, das Leben eines reichen Finanzpächters zu retten. Er that noch mehr, er erzählte die Geschichte der Frau von Maintenon, welche bei dem Könige sehr viel galt. Man muß dieser Dame die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie ein sehr menschenfreundliches Herz hatte und gern half, wo sie konnte. Sobald sie die traurige Lage der Wittwe erfahren hatte, verwendete sie sich für sie beim Könige und erwirkte, daß ihr die so lange vergeblich nachgesuchte Pension bewilliget wurde.

Mit freudigem Erstaunen empfing Frau von Varonne das königliche Patent. Dankbar theilte sie die Gaben des neuen Glückes mit dem guten **Anton.** Auf ihre Kosten genoß er im Hause des Schmiedes die beste Pflege, und als er hergestellt war, wurde er für immer in das wieder reich gesegnete Haus seiner Gebieterin aufgenommen und von dieser mit all' der Achtung behandelt, welche seine Treue verdiente.

Unter den Männern, welche König August I. von Polen vorzüglich schätzte, befand sich auch sein Leibchirurg, **Johann Friedrich Weiße**, gebürtig aus Kallen in Schwaben. Der Günstling vergalt die Zuneigung seines Herrn mit der innigsten Liebe und Anhänglichkeit.

Nun belästigte den König schon seit langer Zeit ein Schaden an einer Zehe, welcher durch Vernachläßigung immer bösartiger wurde und endlich sogar Spuren von Brand zeigte. Die Leibärzte und der Chirurg wurden berufen. Letzterer stimmte für schleunigen Schnitt; allein die Aerzte, heimliche Neider des Begünstigten, widersprachen und riethen, den berühmten Wundarzt Petit aus Frankreich kommen zu lassen. Die weite Entfernung ließ bei aller Eile einen für die Umstände viel zu langen Verzug voraussehen, und der treue **Weiße** war vollkommen überzeugt, daß das Leben seines Herrn bei so verkehrten Maßregeln in die äußerste Gefahr gerathen müsse.

Einige Stunden lang folterten ihn die peinigendsten Zweifel, wie er sich hier wohl klug genug benehmen sollte; endlich entschloß er sich zu einer That, welche bei der lautersten Absicht seines Herzens die gefährlichsten Folgen für sein Glück, ja sogar für sein Leben haben konnte. Er wachte nämlich die nächste Nacht bei dem Könige, den er durch ein betäubendes Pulver in einen tiefen Schlaf versenkt hatte, und löste mit eben so viel Muth als Geschicklichkeit das brandige Glied ab.

Als nach einiger Zeit der König erwacht, fühlt er heftige Schmerzen; er wirft einen Blick auf seinen Fuß und vermißt erstaunt die Zehe. „Wer hat das gethan?“ fragt er in einem Tone, der den Herzhaftesten zag machen konnte.

„Ich, Ew. Majestät!“ antwortet **Weiße** und langt die abgelöste Zehe aus der Tasche hervor.

„Und wie konntest du dich dessen ohne mein Wissen unterstehen?“

„Verzeihen Ew. Majestät, wenn der Mann, der Sie in augenscheinlicher Gefahr sieht, alles wagt, Ihr theures Leben zu retten. Ging es nach dem Willen der Leibärzte und wurde,

ehe der Schnitt geschah, Petit's noch so weit entfernte Ankunft erwartet, so ergriff indeß der tödtliche Brand den Fuß und alle menschliche Hilfe war vergebens."

„Und es hätte kein anderes Mittel mehr gegeben, außer der Ablösung?"

„Keines! das wird Petit bezeugen; und auch ich bürge mit meinem Leben dafür."

„Wer war beim Schnitte zugegen?"

„Niemand, als ich; den Kammerdiener hatte ich zu entfernen gewußt."

„Wohl! so beobachte so lange ein unverbrüchliches Stillschweigen, bis ich anders befehle. Und dieses — hier zog der König seine Dose hervor, schüttete den Tabak aus und legte die abgeschnittene Zehe hinein — behalte indeß zum Andenken."

Niemand muthmaßte nur das Geringste von dem was vorgegangen war, und ungefähr zwölf Tage nachher kam Petit an. Sogleich wurde er zu einer medizinischen Berathschlagung gerufen, und ihm die ganze Geschichte des Fusses erzählt. Voll Erstaunen rief er aus, daß bei so bewandten Umständen nur ein Wunder den König bis jetzt erhalten haben müsse, daß es ihm unbegreiflich sey, wie man in einem so wenig Aufschub vertragenden Falle auf so weit hergeholten Rath habe warten können, und daß kein Rettungsmittel außer dem schleunigsten Schnitte übrig sey.

Man kann leicht erachten, wie beschämt **Weiße's** Gegner zur Erde niederblickten; aber ihre Beschämung wurde Bestürzung, als dieser vortrat, die Dose öffnete und sie Petit mit den Worten gab: „Ein Mittel, das ich bereits gewagt habe! Hier ist die Zehe mit allen Merkmalen eines unheilbaren Brandes."

Der französische Wundarzt brach in die gerechtesten Lobsprüche aus und versicherte den König, daß er sich bereits in den besten Händen befinde und daher seines Rathes nicht weiter bedürfe. Dieser Vorfall ließ das Verdienst des treuen Dieners in den Augen seines Fürsten glänzender als je hervortreten. **Weiße** wurde königlich belohnt.

Als der russische Minister Graf Ostermann 1741 nach Sibirien wandern mußte, traf das nämliche Schicksal auch seinen Sekretär Emme. Dieser hatte seinen Bedienten mit Aufträgen über Land geschickt, wohl nicht ahnend, daß in der Zwischenzeit er selbst eine so weite Reise antreten mußte. **Feodor** fand bei seiner Heimkunft den ostermannischen Palast öde und menschenleer, und war nicht wenig aufgebracht über seinen unbesonnenen Herrn, daß er abreisen konnte, ohne es ihn wissen zu lassen, ohne ihm den Ort seines Aufenthaltes anzuzeigen. Entschlossen, ihn aufzusuchen, wo er auch seyn möchte, ging er in den Senat und fragte einen guten Bekannten nach dem Sekretär Emme. „Dein Herr wird bald in Sibirien seyn," antwortete man ihm.

„Wie," ereiferte sich **Feodor:** „er ist so gottvergessen, mich im Stiche zu lassen? Sie wissen doch, in welcher Gegend von Sibirien er sich aufhält?"

Der Ort konnte genannt werden.

„Gut, so will ich meine sieben Sachen verkaufen und nachreisen, um ihn tüchtig auszuschelten."

Der Senator lachte und wollte den sonderbaren Menschen durch triftige Gründe von seinem Vorhaben abwendig machen. Allein dieser blieb fest auf seinem Sinne. „Nein, nein — ich muß nach — ich muß ihm den Kopf waschen," war alles, was er erwiederte. Er verkauft wirklich seine Habseligkeiten, reiset mit einer kleinen Summe Geldes ab, langt in Sibirien an und ist so glücklich, seinen Herrn zu treffen, dem er die bittersten Vorwürfe macht. Es war vergebens, daß Emme ihm vorstellte, man müsse der Nothwendigkeit weichen, die Zeit sey zu kurz, die Verwirrung zu groß gewesen. Da **Feodor** keine Entschuldigung gelten lassen will, so fragt ihn sein Herr endlich: „Du bist nun in Sibirien, was willst du aber hier anfangen?"

„Schöne Frage, bei Ihnen bleiben und Sie bedienen."

„Ich danke dir für deinen guten Willen, aber meine geringe Einnahme reicht kaum hin, mir das Unentbehrlichste zu verschaffen?"

„Das darf Ihnen keine Sorge machen; ich bin nicht ohne Geld gekommen und will Ihnen aushelfen, wenn Sie keines haben. Ohnehin wird man Sie zurückrufen, eher als Sie es vermuthen.“

Emme brauchte ein Kleid. **Feodor** bemerkte es und ließ den Schneider kommen. Als er diesen bezahlte, versicherte er seinen Herrn, daß weder Kleidung, noch Unterhalt, noch irgend eine andere Bequemlichkeit ihm in der Folge fehlen sollte. Er hielt redlich Wort; allein darüber erschöpfte sich allmählich seine Baarschaft. Sein Herr, dem er den drohenden Bankrott nicht verhehlte, erschrack, **Feodor** aber sagte lachend: „Seyen Sie getrost; der Tag unserer Befreiung ist nicht mehr fern.“

Er hatte wahr gesprochen. Vier Wochen nach diesem Auftritte ließ sich die Kaiserin Elisabeth die Liste der Verbannten bringen. Sie erstaunte, eine Menge von Sekretären und andern Subalternen verzeichnet zu finden, welche mit den Großen in's Elend geschickt worden waren. „Was haben diese Leute verbrochen?“ fragte sie.

„Sie für ihre Person nichts,“ gab man ihr zur Antwort: „aber sie waren Diener der Verbrecher.“

Dieser Grund genügte der menschenfreundlichern Monarchin nicht. Sie gab Befehl, diese Schuldlosen unverzüglich frei zu lassen. Emme war unter den Glücklichen; er kehrte nach Petersburg zurück und stieg bald von Ehrenstelle zu Ehrenstelle, so daß er es bis zum Range eines Staatsrathes und Ritters des St. Annaordens brachte. Dankbar gedachte er bei dieser so günstigen Wendung seiner Verhältnisse der Treue **Feodor's** und sicherte ihm einen Jahresgehalt von fünfhundert Rubeln zu.

Selten durfte der Herr seinem braven Diener etwas befehlen. Meistens wußte dieser durch seine Aufmerksamkeit den Befehlen zuvorzukommen und jeden Wunsch zu errathen. Nichts übertraf die Wachsamkeit in Betracht alles dessen, was die Gesundheit seines Herrn anging. Er stand täglich sehr früh auf; dann war es sein Erstes, nach der Witterung zu sehen. Fand er sie zu kalt oder zu feucht, so ging er zu seinem Herrn in's Zimmer und sagte: „Iwan Feodorowitsch, bleiben

Sie nur im Bette; heute gehen Sie nicht in's Kollegium, wir haben schlechtes Wetter.“ Zuweilen gehorchte Emme, aber wenn dringende Geschäfte ihn auszugehen nöthigten, so mußte er seine Beredsamkeit und sein ganzes Ansehen gebrauchen, um den treuen **Feodor** dahin zu bewegen, daß er ihn ausgehen ließ. „Sie haben genug gearbeitet,“ sagte dieser oft zu ihm: „lassen Sie jetzt Andere arbeiten. Sie werden alt und schwach; sorgen Sie für Ihre Gesundheit.“

Feodor starb vor seinem Herrn und gab noch auf dem Todbette einen Beweis seiner Treue. Er ließ einen Notar rufen und diktirte diesem ein Testament, durch welches er seinen Herrn zum Erben seines ganzen, durch Sparsamkeit beträchtlich herangewachsenen Vermögens einsetzte.

Bei dem Erdbeben zu Port au Prince, auf der Insel St. Domingo, im Jahre 1770 befand sich eine Negersklavin allein in dem Hause ihres Herrn mit dem Kinde desselben, das sie an der Brust hatte; Jedermann suchte sich durch die Flucht zu retten. Hätte auch sie es so gemacht, so wäre das Leben des ihr anvertrauten Säuglings in Gefahr gewesen. Sie opferte aber lieber das ihrige auf, bedeckte ihn mit ihrem Körper und fing mit unglaublichem Muthe alle herabfallenden Trümmer des Hauses auf. Das Kind wurde erhalten; aber sie ward wenige Tage darauf ein Opfer ihres edlen Herzens.

Im Winter 1776 reiste der Graf Podovsky mit seiner Gemahlin von Wien nach Krakau. Als er zwischen den beiden Städtchen Okviezs und Zator fuhr, kamen die Wölfe, welche in den karpathischen Gebirgen sehr häufig und bei strenger Kälte wilder und kühner sind, als gewöhnlich, in Scharen herab und verfolgten mit heißhungrigem Geheule den Wagen. Von den beiden Bedienten war einer vorausgeschickt, Postpferde zu bestellen. Der andere, ein Heiducke, dem der Graf wegen seiner Treue besonders zugethan war, sehend, daß die Wölfe

immer näher heranstürzten, bat seinen Herrn, ihm zu erlauben, daß er ihnen sein Pferd überließe, wodurch ihre Wuth aufgehalten und Zeit gewonnen würde, Zator zu erreichen. Der Graf war es zufrieden, und der Heiducke stieg nun hinten auf den Wagen und ließ sein Pferd laufen, das bald von den Wölfen ergriffen und in tausend Stücke zerrissen wurde. Unterdessen wurde die Reise schleunigst fortgesetzt, in der Hoffnung, die nicht mehr ferne Stadt zu erreichen. Die Pferde waren aber schlecht, und die Wölfe, durch das gekostete Blut wilder geworden, hatten beinahe den Wagen wieder eingeholt.

In dieser äußersten Noth rief der Heiducke: „Hier ist nur ein Weg zur Rettung. Ich will den Wölfen entgegengehen, wenn Sie mir schwören, für mein Weib und meine Kinder sorgen zu wollen. Ich bin verloren; während aber die Bestien über mich herfallen, entkommen Sie.“

Podovsky stand eine Weile an, dieses Opfer anzunehmen; als er aber keine andere Rettung sah, willigte er endlich ein, heilig versichernd, für die Familie des treuen Dieners als ein Vater sorgen zu wollen. Der Heiducke stieg sogleich ab, ging den Wölfen entgegen, wurde umringt und zerrissen. Der Graf erreichte die Thore von Zator und war gerettet. Er müßte kein Menschenherz gehabt haben, hätte er sein gegebenes Wort nicht gewissenhaft erfüllt.

Eines der merkwürdigsten Beispiele von der Treue und Anhänglichkeit eines Dieners gegen seinen Herrn gab ein **portugiesischer Sklave,** welcher sich selbst die Freiheit verschafft hatte und in die Wälder geflüchtet war. Als dieser seltene Mensch in seinem neuen Aufenthalte erfuhr, daß sein ehemaliger Herr wegen eines ihm angeschuldigten Mordes in Verhaft genommen worden sey und am Leben gestraft werden sollte, eilte er nach dem Orte, wo der Verurtheilte gefangen saß. Er meldete sich vor Gericht und klagte sich selbst des Verbrechens an, um dessentwillen sein Herr in Fesseln lag. Er

wußte seine beispiellos großmüthige Lüge so wahrscheinlich zu machen, daß man ihm glaubte, seinen Herrn der Ketten entledigte und ihn selbst dem Tode überlieferte.

In einer stürmischen, sehr veränderlichen Jahreszeit segelte ein Fahrzeug mit 28 Passagieren durch den Ozean, und während das Wetter sich ausnahmsweise friedlich, der Himmel heiter zeigte, versprach man sich eine angenehme glückliche Ueberfahrt. Vertraulich unterhielten sich die Reisenden mit gern besprochenen Gegenständen, und der Kapitän Hodoul, neben Madame Mulsit sitzend, wählte sein Vaterland zum Stoffe des Gespräches. Doch plötzlich unterbrach die Unterhaltung der Schreckensruf: „Feuer!“ und leider war es nicht blos blinder Lärm, denn zugleich leuchtete die Feuersäule weit in die bereits angebrochene Nacht hinaus. In kurzer Zeit hatte die Flamme den größten Theil des Schiffes ergriffen, und alle Anstrengungen, ihrer Wuth Gränzen zu setzen, blieben fruchtlos; denn während der Versuche zu löschen erhob sich der Wind, der im verderblichen Bunde mit dem verzehrenden Elemente aller Arbeiten spottete, den Brand allgemein machte und nicht eher nachließ, bis die zischenden Trümmer in den Wogen der See versanken. Kurz vor dem Eintritte dieses entsetzlichen Augenblickes hatten die Passagiere sich nach Rettung umgesehen, das kleine von der Gluth unversehrte Boot losgemacht und sich mit wilder Hast hineingedrängt, um ein neues Unglück zu veranlassen. Viel zu eng war nämlich die Schaluppe für so Viele, und der Steuermann behielt nicht den kleinsten Platz, das überfüllte Fahrzeug selbst beim geringsten Sturme vor dem Stranden zu bewahren. Ein Gewitter gesellte sich noch zu den Schrecken dieser entsetzlichen Nacht, hohl ging die See und grollender Donner begleitete die gleich feurigen Schlangen sich durchkreuzenden Blitze; selbst die Muthigsten gaben die Rettungshoffnung auf. Alles war im Boote so zusammengedrängt, daß keiner nur einen Arm bewegen konnte, um zur Landung desselben mitzuwirken.

Schnell berieth sich der Kapitän mit den Offizieren über das, was hier zu thun sey, und einstimmig wurde beschlossen, einige Leute über Bord zu werfen; zwei sollten den Anfang machen. Allein wen soll die verhängnißvolle Wahl treffen? Mit rührender Sorgfalt waren die zwei Negersklaven der Madame Mulsit um ihre Gebieterin und ihren Knaben beschäftiget, dem eine daneben stehende Amme die Brust reichte. Der Berathenden Blicke fielen auf diese beiden Schwarzen, doch ihr herkulischer Körperbau, ihre muskulösen Arme erregten Bedenklichkeiten, sie würden sich zur Wehre setzen und durch ihren Widerstand auf dem überfüllten beengten Kampfplatze das Boot in Gefahr bringen, umzuschlagen. Doch heftiger brauste der Sturm, mächtiger rollte der Donner über den Häuptern der Unglücklichen, man mußte zu einer neuen Wahl schreiten, und diese fiel auf die Mutter und ihr Kind. Dem Kapitän erstarrt das Blut in den Adern, allein er kann, er darf sich dem einstimmigen Beschlusse nicht widersetzen. Kaum hört der eine Neger, wovon die Rede war, als er sich an seinen Kameraden wendet, mit ihm ein paar Worte lebhaft wechselt, und dann zu Madame Mulsit spricht: „Ich und mein Landsmann wollen freiwillig den Platz räumen; die verehrte Herrin mit dem Kleinen soll das Vaterland wieder sehen;“ dann sprach der Schwarze zum Kapitän: „Schwöre mir, die Herrin und ihr Kind zu retten, und augenblicklich sind wir bereit zu sterben.“ Der Kapitän schwur, und ehe Madame Mulsit, der die Unterredung jetzt erst verständlich zu werden anfing, es hindern konnte, sagten die beiden Schwarzen zu dem Kinde: „Lebe wohl, lieber Knabe, komm im Himmel wieder zu uns!“ und stürzten sich mit der Schnelle eines Pfeiles über Bord, worauf sich, wie durch ein Wunder, der Sturm legte. Kein Opfer wurde weiter nöthig, und die Mannschaft war gerettet. —

Gute Fürsten.

Unter allen spanischen Völkerschaften zeigten die Aragonier das eifrigste Streben, ihre bürgerliche Freiheit zu gründen und zu befestigen.

König **Alphons IV.** (1327 — 1336) ehrte, ein weiser und redlicher Fürst, diesen Sinn seines Volkes. Als ihm einst seine Gemahlin Eleonora, erstaunt über den unbeweglichen Gleichmuth, womit er die dreisten Reden seiner Vasallen von Valencia angehört hatte, sagte, ihr Bruder, der König von Kastilien, würde solche freche Worte mit dem Tode bestrafen, antwortete er ihr vor der Versammlung: „Unser Volk, Königin, ist frei, und Freiheit ihm recht angeboren; die können wir ihm nicht nehmen, noch verwehren. Es duldet keine Knechtschaft, wie andere Völker, und also ehren unsere Unterthanen uns als ihren Herrn und wir achten sie als treue Leute und Gefährten.“

Einer der Würdigsten von allen, welche auf dem erzbischöflichen Stuhle von Trier gesessen sind, war **Balduin**, ein Bruder Kaiser Heinrich des **VII.** Ein milder und gerechter Herrscher und dabei ein kluger und gewandter Staatsmann, genoß er, so lange er lebte, das größte Ansehen im Reiche. Als er die Regierung angetreten hatte, ließ er sich die erste Sorge seyn, Ruhe und gute Ordnung in seinem zerrütteten Erzstifte herzustellen. Streng züchtigte er den fehdelustigen Adel und ließ manchen unruhigen Kopf unter dem Henkerbeile fallen. Dieses Loos traf vorzüglich jene hochgebornen Räuber, welche in festen Burgen horsteten und ohne Scheu vor Gott und der Welt ihr freches Unwesen trieben. **Balduin** zerstörte die Raubnester und rottete ihre verworfnen Bewohner aus.

Die Finanzen des Erzstiftes waren in der erbärmlichsten Lage; leer die Kassen und Vorrathskammern. Das Land erlag unter einer übermäßigen Schuldenlast, und überdies war

der beste Theil versetzt und verpfändet. **Balduin** hob auch diesen Uebelstand. Aus seinem eignen Säckel befriedigte er die Gläubiger und löste die verpfändeten Städte und Schlösser wieder ein, so daß das Erzstift in kurzer Zeit sich von seinen Schulden befreit sah.

Der ruhmwürdige **Balduin** starb 1354 im siebzigsten Jahre seines Alters, nachdem er sechs und vierzig Jahre die Zügel der Regierung so trefflich geführt hatte, daß sein Tod von den Unterthanen tief und herzlich betrauert wurde.

Von **Don Pedro**, der im Jahre 1357 den portugiesischen Thron bestieg, sagte man: er hätte nie regieren sollen, oder ewig.

Folgender Zug bezeichnet die eigenthümliche Denkart dieses Fürsten sehr auffallend.

Ein Domherr von hohem Adel ermordete seinen Schuster. Was liegt auch an einem rechtschaffenen Handwerksmanne, der dabei Hausvater und Ernährer einer wackern Familie ist! So dachte das hohe Tribunal, und schloß den Domherrn zur Strafe seines Verbrechens nur auf ein Jahr lang vom Chore aus.

Aber dem Sohne des Ermordeten leuchtete der Richter Grundsatz nicht ein; er ermordete rächend den Mörder seines unglücklichen Vaters. Da verurtheilte der König **Pedro** den Verbrecher, ein Jahr lang keine Schuhe zu machen. —

Herzog **Heinrich** von Sachsen, Vater der berühmten sächsischen Kurfürsten Moritz und August, war ein milder, gutmüthiger, herablassender Fürst. Das beweist unter andern folgender Zug.

Am ein und dreißigsten Julius 1526 wurde ihm sein zweiter Sohn August geboren. Weit entfernt, bei der Bestimmung eines Taufpathen auf hohen Rang und Stand zu sehen, wählte er einen seiner Unterthanen, und der Grund dazu war blos die anerkannte Frömmigkeit dieses Mannes. Unvermuthet bekam

der ehrwürdige Archidiakon Apt zu Chemnitz ein fürstliches Handschreiben, des Inhalts:

Weil wir zu Euch sonderliche Meinung tragen, begehren wir gütlich bittend, Ihr wollet auf Sonnabend nach Assumtionis Mariæ gegen Abend zu Freiburg bei uns einkommen, und Sonntags darnach unsern Sohn nach christlicher Ordnung zum Sakrament der heiligen Taufe bringen helfen, alsdann des Kindes Pathe und unser und unsrer lieben Gemahlin lieber Gevatter seyn.

Heinrich.

Der Archidiakon erschien zur bestimmten Zeit und wohnte als Taufpathe der heiligen Handlung bei. Nach Beendigung reichte er als Geschenk für den Prinzen einen Dukaten, sich entschuldigend, daß er bei seiner Armuth keine würdige Gabe für einen solchen Pathen hätte. Der Herzog aber antwortete: „Ich habe nicht darauf gesehen, sondern es war mir blos an eurem andächtigen Gebete gelegen.“ Mit diesen Worten machte er seinem Gevatter einen Becher voll Dukaten zum Gegengeschenke.

Heinrich den Vierten beschäftigte fortwährend die Sorge für das Wohl Frankreichs. Die Ständeversammlung zu Rouen (1596) eröffnete er mit den königlichen Worten: „Ich habe euch nicht hieher berufen, um euch zur blinden Befolgung meines Willens zu zwingen, wie es unter meinen Vorgängern geschah, sondern um euren Rath zu vernehmen, auf ihn zu vertrauen und mich gleichsam unter eure Vormundschaft zu begeben.“

Oft äußerte er sich gegen seine Umgebung: „Ich wünsche nichts sehnlicher, als es so weit zu bringen, daß der ärmste Landmann in Frankreich jeden Sonntag sein Huhn im Topfe hat.“

Heinrich mußte sich seine Krone mit den Waffen in der Hand zu verschaffen suchen, denn ein Theil der französischen Nation hatte sogar Spanien und die Schweiz gegen ihn zu Hilfe gerufen. Es kämpften auch Franzosen gegen Franzosen,

und dies schmerzte den edlen **Heinrich** so sehr, daß er vor der Schlacht ein lautes feuriges Gebet zum Himmel sandte: Gott möge ihm Leben und Krone nehmen, wenn dadurch der Friede in Frankreich und das Wohl des Landes hergestellt werden könnte. Viele Soldaten rührte dieses Gebet zu Thränen, und alle riefen: „Hoch lebe der König!“

Als man ihm rieth, das widerspänstige Paris mit Sturm zu nehmen, entgegnete er: „Ich will die Stadt lieber gar nicht haben, als verwüstet und entvölkert.“

Nebst Heinrich IV. war **Ludwig** XII. der beste König, welchen Frankreich gehabt hat. Als er des Krieges wegen eine Summe von 100,000 Thalern von seinen Unterthanen erheben mußte, sagte er zu Thränen gerührt: „Ich schwöre es bei dem allmächtigen Gotte, daß ich meine Foderung nur aus Noth mache, und gewiß — nichts als der Tod soll mich hindern, diese Summe meinen guten Unterthanen wieder zu ersetzen.“

Ein Vorbild für Prinzen.

Mit Wohlgefallen weilt man auf dem Bilde eines Prinzen, dessen Leben eine Reihe edler Gesinnungen und Thaten ist; der, von warmer Menschenliebe durchdrungen, keinen höhern Beruf, kein reiners Vergnügen kennt, als Glück und Freude in der Nähe und in der Ferne zu verbreiten. Ein solcher Prinz war der Dauphin **Ludwig**, der Vater des unglücklichen Königs, dessen Blut unter dem Mordbeile der Guillotine floß.*)

Ludwig äußerte schon in seinen jungen Jahren so aufrichtige Tugendliebe, daß seine Mutter, die Königin, öfters

*) Ludwig XVI.

sagte: „Der Himmel hat mir nur Einen Sohn gewährt; aber er gab mir einen solchen, den ich nicht besser wünschen könnte.“ **Ludwigs** Herz und Verstand rechtfertigten diesen Lobspruch. Er erinnerte sich bei allen seinen Handlungen, daß er ein Enkel Ludwig des Heiligen und Heinrich des Vierten sey. Sein Mitgefühl ließ ihn an den Schicksalen der Menschen in einem hohen Grade theilnehmen. Die Religion hatte einen aufrichtigen Verehrer an ihm; am meisten aber lag ihm die Beobachtung ihrer Sittenlehren am Herzen. Künste und Wissenschaften liebte und unterstützte er.

Als Vater war er ganz mit der Erziehung seiner Kinder beschäftiget. Eines Tages ließ er die Taufbücher bringen und zeigte sie seinen Kindern. „Seht!“ sprach er: „eure Namen stehen neben denen der Armen und Niedrigen. Religion und Natur machen alle Menschen gleich; nur die Tugend unterscheidet sie. Vielleicht sind welche dieser Armen, deren Namen ihr hier leset, in den Augen Gottes größer, als ihr es in den Augen der Völker jemals werdet.“ Den Hofmeistern befahl er: „Führet meine Kinder in die Hütte des Landmannes; zeigt ihnen alles, was sie rühren kann. Sie sollen das schwarze Brod sehen, mit dem sich der Unglückliche nährt; mit ihren Händen sollen sie das Stroh befühlen, das ihm zum Lager dient! Sie sollen weinen lernen! Ein Prinz, der niemals Thränen vergoß, kann niemals gut seyn.“ Statt bei der Geburt seiner Kinder kostspielige Prunkfeste zu geben, vertheilte er das Geld an Nothleidende und heirathete arme Mädchen aus. Bei einer solchen Gelegenheit sagte er zu dem spanischen Gesandten: „Wollte ein Fürst seine Feste mit voller Wonne feiern, so müßte er die ganze Nation bewirthen, oder wenigstens, wenn er sich zur Tafel setzte, versichert seyn, daß keiner seiner Unterthanen ohne Nachtessen zu Bette geht.“

Nichts hielt er für so schwer, als die Kunst, zu regieren. „Ach!“ sagte er einst zu dem Abbe von St. Cyr: „wie viele Mühe kostet es, die Menschen unter sich einig zu machen! Der Hirt ist besser daran, als der König; ihm folgt seine Heerde auf ein einziges Zeichen mit dem Horne. Der König

findet, je aufrichtiger er seine Untergebenen zum Heile lenken will, desto mehr Widerstand von Seite der Thoren und der Böswilligen." Das allgemeine Unglück, welches seines schwachen Vaters, des fünfzehnten Ludwig, gewissenlose Minister und habsüchtige Buhldirnen über Frankreich gebracht hatten, ließ ihn die Schwierigkeiten voraussehen, welche ihm als Thronfolger bevorstanden. „Fast verzweifle ich," seufzte er, „daß unser krankes Frankreich jemals wieder geheilt werden kann. Es müßten zwei gute Regierungen auf einander folgen — die eine, um die Uebel auszurotten, die andere, um ihr neues Heranwachsen zu verhindern."

Den Landmann und seine Arbeit schätzte er, wie selten Große thun. Er befahl, bei der Jagd stets die Felder zu schonen. Oft machte er einen großen Umweg, um die Saat nicht zu verderben. „Seht!" riefen die Bauern, „wie der gute Dauphin unser Korn schont." So sehr er aber die Jagd liebte, so opferte er doch dieses Vergnügen von dem Augenblicke an auf, da er das Unglück hatte, einen seiner Stallmeister zu erschießen. Lange war er über diesen Unfall untröstlich. „Sagt was ihr wollt," antwortete er denen, welche ihn zu beruhigen suchten: „der arme Mann ist todt — todt von einem Schusse, der aus meiner Hand fuhr. Nie kann ich mir meine Unvorsichtigkeit verzeihen. Noch sehe ich den Ort, wo das schreckliche Ereigniß geschah; noch den Unglücklichen, wie er die bluttriefenden Hände ausstreckte, als wollte er den Himmel zur Rache gegen seinen Mörder anrufen! Noch wimmert in meinen Ohren das Geröchel des Sterbenden! Es ist mir, als ob ich sein trostloses Weib fragen hörte: warum machtest du mich zur Wittwe? seine weinenden Kinder: warum machtest du uns zu Waisen?"

Ludwig glaubte mit Mark Aurel: „Fürsten müssen den Göttern ähnlich werden, einmal darin, daß sie wenige Bedürfnisse haben, und dann, daß sie so viel Gutes thun, als möglich. Wer kann, was er will, ist glücklich; und groß ist, wer will, was er kann." Mit philosophischem Auge betrachtete er die Leidenschaften der Menschen, besonders der-

jenigen, welche die Fürsten umringen, um die Ausflüsse der Gnade auf sich zu leiten und die Kanäle Andern abzugraben. „Sie sind glücklich," sagte er einst zu seinem Vorleser, dem Abbe Marbeuf: „Sie sehen oft Menschen." — „Sie auch, gnädiger Herr!" — „Nein, was ich sehe, sind nur Automaten, die durch geheime Federn in Bewegung gesetzt werden."

Dieser edle Prinz war den niederträchtigen Günstlingen seines Vaters zu gefährlich. Bestieg er den Thron, so foderte er strenge Rechenschaft von ihnen. Dem mußte zuvorgekommen werden. Man gab ihm — Gift. Plötzlich fühlte er seine Kräfte schwinden; er wurde blaß und bekam ein leichenhaftes Ansehen. Das waren die Vorboten seines schnell herannahenden Todes. Er fühlte es, daß seine Krankheit keinen natürlichen Grund habe und — verzieh seinen Feinden. Am 20. des Novembers 1765 legte er sein Haupt zur Ruhe, mit der Ergebung und Standhaftigkeit eines wahren Christen.

Selbst sein Vater gab ihm das Zeugniß der Tugend, das um so herrlicher ist, als es aus dem Munde eines Fürsten floß, der nicht durch Tugenden seinen Namen verewiget hat. „Wie ist es möglich," sagte der Herzog von Orleans, „daß man an den Pforten des Todes so viel Heiterkeit und so tiefen Seelenfrieden zeigen kann?" — „Das muß wohl so seyn," antwortete Ludwig XV., „wenn man auf ein vorwurffreies Leben zurückdenken kann."

Deutsche Prinzen.

Ludwig von Preußen, welcher im Jahre 1796 durch einen frühen Tod den Seinen entrissen wurde und die Achtung und Liebe des ganzen Königreiches mit sich in's Grab nahm, gab schon in zartester Jugend Beweise seltner Herzensgüte.

Als ihm, dem Knaben, die Königin den ersten harten Thaler zum freien Gebrauche schenkte, gab sie seinem Kam-

merdiener den Auftrag, zu beobachten, wie er denselben verwenden würde. Dieser war gerade etwas niedergeschlagen über das Unglück eines Mannes, dessen Armuth ihn gerührt hatte. Theilnehmend an der Noth dieses Hilflosen, dachte er eben darüber nach, wie er thätig für denselben seyn könnte, als der Prinz in das Zimmer trat und sogleich seine Traurigkeit bemerkte. Er fragte nach der Ursache derselben, und der Kammerdiener erzählte ihm, daß er sich über das Unglück eines Mannes betrübe, der krank sey und auf gar keine Hilfe Rechnung machen könne. Der Prinz langte in die Tasche, holte den lieben blanken Thaler heraus, besah ihn eine Weile und brach endlich in die Worte aus: „Nein, besser kann ich dich nicht anwenden — geh' und erquicke einen armen kranken Mann!" Die Königin freute sich herzlich über diesen Zug edler Denkungsart. Sie ließ den Prinzen rufen und händigte ihm, zum Lohne für die gute Verwendung seines ersten Geldes, einen Friedrichsd'or ein. Wer war froher als der Prinz! Nun, dachte er bei sich selbst, kann ich mein gutes Werk vollenden. Er ließ wirklich den Friedrichsd'or wechseln, dem armen Kranken noch einen Thaler davon übergeben und ihm fernere Unterstützung zusichern.

Die Zeitschrift „Eos" erzählt Folgendes: „Ein deutscher Prinz, vor mehreren Jahren in Rom sich aufhaltend, wanderte oft ganz allein zu Fuß in die schönen Umgebungen dieser majestätischen Stadt. Eines Morgens spazierte er weit von der Stadt fort und verweilte auf einer Anhöhe, dort die herrlich ausgebreiteten Fluren zu beschauen. Nicht ferne war eine Bauersfrau beschäftigt, ihre Wäsche aufzuhängen. Als sie fertig war, trat sie zu dem Prinzen, den sie nicht kannte, mit der Bitte, daß er einige Minuten auf ihre Wäsche Acht geben möchte, indem sie in ihre ferne Hütte ginge, um nach ihren Kindern und ihrem Hauswesen zu sehen. Der Prinz willfahrte ihr mit freundlicher Güte, und sie eilte fort, die Aufsicht ihrer Wäsche diesem erhabenen Beschützer anvertrauend.

Aber die Minuten wachsen bald zu einer Stunde, und der Nichtgekannte saß auf's Grüne, in einem Buche lesend und so lange in der Hut der Wäsche harrend, bis endlich die Bäuerin kam, die sich entschuldigend voll Freude über den gefälligen Dienst bedankte. Hätte diese geahndet, daß der einstige Regent eines schönen Reiches damals so lange mit solcher Güte und Herablassung auf ihre Wäsche Acht gab, was sie wahrscheinlich noch nicht weiß, sie würde diesen Ruheplatz oft ihren Kindern zeigen, sich dieser fürstlichen Güte erinnernd.

Unterthanenliebe.

Die Inschrift, die man zu Paris auf dem Grabe des edlen Portugiesen **Diego Bothelho** liest, gehört zu den rührendsten, die man hat. — König Anton hatte seine Ansprüche auf die portugiesische Krone gegen die Macht Philipps von Spanien nicht durchsetzen können. Er hatte die Schlacht am Alcantara verloren und mußte, nach erlittenem unsäglichen Ungemache, sich noch sehr glücklich schätzen, aus seinem Reiche nur entfliehen zu können. Sein Begleiter auf dieser Flucht und nachheriger unzertrennlicher Gefährte aller seiner Leiden und Gefahren war eben obenerwähnter **Bothelho.** Die Grabschrift sagt uns: daß er ursprünglich aus königlich-böhmischem Blute abstamme; daß er Haupt der portugiesischen Familie seines Namens gewesen; daß er Vaterland, Freunde, Gattin, Kinder, Alles für seinen König verlassen, und daß er durch keine Bitten, durch keine versprochenen Ehrenstellen und Belohnungen sich zur Rückkehr in's Vaterland habe bewegen lassen. Nach dem Tode des Königs, den er volle zwölf Jahre überlebte, blieb er noch der Asche desselben getreu. Er ging auch da noch in sein Vaterland nicht zurück, sondern behielt seinen Aufenthalt zu Paris, weil dort Anton begraben lag,

und das letzte Wort seiner erstarrenden Lippen war: daß seine Gebeine nirgends anders, als neben den Gebeinen seines Freundes und Königs ruhen sollten. —

Am 15. Oktober 1808 starb in Moskau der Fürst Paul Michaelowitsch Wolchonski in einem Alter von sechs und vierzig Jahren. Als die Nachricht davon auf sein Gut nahe bei Moskau gelangte, kamen an 200 Bauern, ihren Aeltesten an der Spitze, und baten um die Erlaubniß, die Leiche ihres Herrn zu Grabe tragen zu dürfen. Die Verwandten des Fürsten waren zwar sehr gerührt von diesem Beweise treuer Ergebenheit, sagten aber den guten Leuten, daß der Verstorbene nicht in Moskau, sondern in dem etwa 90 Werst entfernten Kloster Barofsk, wo seine Vorältern ruhten, beigesetzt werden würde. Weit entfernt sich dadurch abschrecken zu lassen, wurde der Eifer der Bauern nur noch mehr entflammt und ihre Zahl wuchs bald zu 300 an. Sie theilten sich in kleine Haufen, welche einander alle zwei Werst ablösten, und ließen sich so, trotz der strengen Kälte eines russischen Winters, das Vorrecht, ihren „Vater" zu seiner letzten Ruhestätte zu geleiten, durch Niemand entreißen.

Vaterlandsliebe.

Nach einer Belagerung, welche beinahe ein volles Jahr (1346 — 1347) gedauert hatte, zwang der Hunger die Vertheidiger von Calais, sich an Eduard den Dritten zu ergeben. Ergrimmt, daß er den Kern seines Heeres vor dieser Stadt verloren hatte, wollte der König anfangs von keiner Gnade hören; auf die Vorstellungen seiner Feldherren aber ließ er sich endlich gefallen, nur sechs Schlachtopfer zu verlangen, welche mit bloßem Haupte, einen Strick um den Hals und

die Schlüssel der Stadt in den Händen, vor ihm erscheinen sollten.

Als der Abgeordnete Eduard's unabänderlichen Entschluß den versammelten Einwohnern bekannt gemacht hatte, entstand eine dumpfe Stille unter ihnen. Verzweifelnd sahen sie sich einander an; ohne Hoffnung sie zu finden, suchten ihre Augen die Opfer des gemeinen Wohles. Inzwischen näherte sich die kurze Frist, welche der Sieger gegönnt hatte, unaufhaltsam ihrem Ende; man mußte handeln. Da erhob sich voll hoher Selbstverläugnung **Eustach von Saint Pierre** aus der Mitte der trostlosen Bürger und stellte sich zum Opfer für das Volk. **Johann von Aire**, sein Vetter, war der zweite, welcher das Verdienst, für sein Vaterland zu sterben, mit ihm theilen wollte. Die Brüder **Jakob** und **Peter Wissant** schlossen sich diesen edlen Männern an. Der Undank der Nachwelt hat die Namen der übrigen zwei vergessen.

Johann von Vienne, der brave Befehlshaber der Stadt, stieg zu Pferde und begleitete, von Schmerz gebeugt, die großmüthigen Mitbürger bis an's Thor, wo er sie den Engländern übergab. Sie erschienen vor dem Könige. Alle, die zugegen waren, konnten ihr Mitleid und die Bewunderung, welche eine solche Vaterlandsliebe einflößte, nicht verbergen. Eduard allein blieb ungerührt; er befahl, die Helden zum Tode zu führen. Umsonst bat der Prinz von Wallis für sie; Eduard wiederholte seinen Befehl. Da kam die Königin herein, warf sich ihrem Gemahle zu Füssen und bestürmte ihn mit den mächtigsten Beweggründen der Ehre, der Menschlichkeit und der Religion, seinen Sieg nicht mit dieser grausamen Blutthat zu beflecken. Eduard schlug die Augen nieder und sagte nach einem kurzen Stillschweigen mürrisch zu der Flehenden: „Ich wünschte, Sie wären anderswo; Ihren Bitten kann man nicht widerstehen. Schalten Sie mit Ihren Schützlingen nach Belieben.“

Die Königin führte die Geretteten in ihr Zimmer, ließ sie kleiden, gab jedem sechs Goldstücke und schickte sie unter sicherm Geleite in ihre Vaterstadt zurück, wo sie durch die

unbegränzte Verehrung ihrer Mitbürger herrlich für ihre schöne That belohnt wurden.

An der Spitze von achtzigtausend Mann brach im Jahre eintausend sechshundert und sechs und dreißig der kaiserliche Feldherr Galas in der französischen Provinz Bourgogne ein und wendete sich gegen St. Jean de Saone, ein Städtchen von vierzehnhundert Einwohnern, unter welchen höchstens zweihundert waffenfähige Männer waren. Die ganze Befestigung des Ortes bestand in einer schwachen Mauer von Backsteinen und in einem ungefähr fünfzehn Fuß breiten Walle, welchen ein von der Saone gewässerter Graben umzog. Dagegen hatten die Bürger in ihren Herzen Wehrmittel, die manchmal den Vertheidigern großer Festungen fehlen — unerschütterlichen Muth und glühende Vaterlandsliebe.

Sobald die Kunde von der Annäherung des Feindes erscholl, rüstete sich das kleine Völkchen in St. Jean zum tapfersten Widerstande. Eine beträchtliche Anzahl Edelleute aus der Nachbarschaft zog mit ihren Familien und Schätzen in die Stadt, fest gewillt, die Mauern, die ihr Theuerstes umschlossen, bis zum letzten Blutstropfen zu vertheidigen. Unter diesen muthigen Patrioten war auch der Baron **des Barres**, der reiche Vater eines einzigen noch jungen Sohnes. Beide brannten vor Begierde, auf den Wällen des Städtchens für's Vaterland zu streiten. Einige Freunde des Greises fanden diesen Entschluß unüberlegt und baten ihn, wenigstens seinen Sohn, den einzigen Erben seines Namens und seiner großen Güter, der Gefahr nicht auszusetzen. Zürnend entgegnete der alte Krieger: „Den Degen wollt' ich meinem Sohne durch den Leib rennen, wüßte ich, daß er im Geringsten Antheil an eurem ehrlosen Rathe hätte. Weder ich noch er können eine schönere Gelegenheit finden, dem Vaterlande zu dienen, als wenn wir jetzt unser Blut in der Vertheidigung einer Stadt verspritzen, von deren Erhaltung das Schicksal Frankreichs abhängt."

Mit beispielloser Unerschrockenheit kämpfte die Handvoll Helden gegen die ungeheure Uebermacht, und selbst die traurige Wahrnehmung, daß ihnen, außer ihrem Muthe, fast alle übrigen Mittel zur Gegenwehr fehlten, sogar das nöthige Geschütz — sechs kleine eiserne Kanonen machten die ganze Artillerie der Belagerten aus — konnte sie nicht einschüchtern. Vergebens schleuderte der Feind, als er die Aufforderung zur Uebergabe schnöd zurückgewiesen sah, binnen vier und zwanzig Stunden mehr als tausend Kugeln aus seinen Feuerschlünden. Man hätte denken sollen, der Donner dieser furchtbaren Kanonade allein müßte die armseligen Mauern niederwerfen. In der That stürzten zwei Häuser ein und einige andere geriethen in Brand. Doch diese Unfälle konnten die Standhaftigkeit der tapfern Bürger von St. Jean nicht erschüttern; sie blieben auf dem Walle, und überließen den Greisen und Weibern die Dämpfung des Feuers.

Vor Allen that sich der Baron **des Barres** hervor. Der Greis, zu altersschwach, um sich auf den Füssen halten zu können, ließ einen Armstuhl auf die Mauer tragen, und feuerte sitzend ein Gewehr nach dem andern gegen die Feinde ab. Sein Sohn, ein rascher Jüngling, eilte nach den gefährlichsten Orten, sprach den Kämpfenden Muth ein und ermunterte Kinder und Greise zur Ausbesserung der Breschen.

Als die Kaiserlichen merkten, daß ihr Bombenhagel, so zerstörend er auch wirkte, die tapfere Stadt dennoch nicht überwältigte, rüsteten sie sich zum Sturme, in der Meinung, mit ihren gewaltigen Heermassen das Häuflein der Vertheidiger beim ersten Anlaufe niedertreten zu können. Sie irrten; wie dem wildesten Andrange der Meereswogen die Felsen des Ufers, eben so unerschütterlich trotzten die Bürger von St. Jean den zahllos herbeistürzenden Scharen ihrer Feinde. Es schien, als ob jeden Einwohner, ohne Unterschied des Alters und Geschlechtes, ein Heldengeist beseelt hätte, denn sogar die Kinder und Frauen eilten, mit Piken bewaffnet, auf den Wall und fochten wie Männer. Nach einem dreistündigen hitzigen Treffen mußte sich der Feind in sein Lager zurückziehen.

Trotz dieses Sieges aber konnten sich die Belagerten nicht verhehlen, daß nach wiederholten Angriffen ihr immer mehr schmelzendes Häuflein endlich doch der Uebermacht werde erliegen müssen. Sie vereinigten sich daher zu einem Entschlusse, der unglaublich seyn würde, wenn nicht alle gleichzeitigen Geschichtschreiber ihn bestätigten — zu dem heroischen Entschlusse: „im Falle die Mauern von dem Feinde erstiegen würden, mit eignen Händen ihre Stadt in die Luft zu sprengen und sich unter den Ruinen derselben zu begraben.“ Zu diesem Zwecke wurden in den Hauptstrassen Minen gegraben und, um die Zerstörung vollkommen zu machen, die Häuser mit Stroh und andern feuerfangenden Materialien gefüllt. Die Bürger trafen diese furchtbaren Anstalten mit solcher Kaltblütigkeit, als ob es den Untergang des Feindes, nicht aber die Vernichtung ihres eignen Gutes und Lebens gälte.

Glücklicher Weise kam es nicht zu diesem Aeußersten. Nach einem wiederholten Sturme, der eben so tapfer wie der erste abgeschlagen wurde, erschien der von dem Prinzen Condé geschickte Entsatz, und Galas mußte die Belagerung aufheben, nicht ohne einen Theil seines frühern Kriegsruhmes verloren zu haben, indem er mit achtzigtausend frischen, geübten Kriegern die paar hundert Bürger nicht hatte bezwingen können.

Richelieu verlangte von dem berühmten **Callot**, er solle die Einnahme seiner Vaterstadt Nancy in Kupfer stechen. Der patriotisch gesinnte Künstler erwiederte: „Eher haue ich mir den Daumen ab, als daß ich die Erniedrigung des Vaterlandes durch mein Talent verewige.“

Der Nordamerikanische Freistaat liefert unzählige Beispiele von heroischem Patriotismus. Im Freiheitskampfe gegen die Engländer wollte der Kongreß eine reguläre Miliz errichten; man setzte die Dienstzeit nur auf zwei Jahre und versprach hohen Sold; aber nicht ein einziges vollständiges Regiment

war aufzubringen. Der Kongreß verdoppelte die Löhnung, vergebens; die Nation hielt es nicht für ehrenvoll, dem Vaterlande für Geld zu dienen. Aber alle streitbare Mannschaft griff freiwillig zu den Waffen. Der einzige Staat Kentuki stellte 10 Regimenter, und so groß war der Enthusiasmus, daß die Regierung einschreiten mußte, um einen Theil der Freiwilligen zu vermögen, wegen Bestellung der Felder zu Hause zu bleiben. Die Frauen überboten das männliche Geschlecht in patriotischer Gesinnung. Mit eigener Hand umgürteten sie die Söhne und Gatten mit dem Schwerte, das die Freiheit vertheidigen sollte; man sah keine Thräne fließen, keine Klage wurde gehört. Als der Krieg mit England ausbrach, eilten von allen Seiten die amerikanischen Seeleute aus der Fremde ihrem Vaterlande zu Hilfe, selbst unter den größten Lebensgefahren. Von einem dieser Matrosen, der 1820 noch lebte, erzählt man folgenden Zug, welcher die That des römischen Skävola wieder in Erinnerung bringt. Dieser war nämlich von den Engländern auf einem Fahrzeuge der vereinigten Staaten gepreßt und gezwungen worden, auf einem englischen Kriegsschiffe zu dienen. Sobald der Krieg erklärt war, begehrte er seine Entlassung, denn er wollte nicht gegen sein Vaterland kämpfen, und da man ihm diese verweigerte, nahm er ein Beil, hieb sich selbst die eine Hand ab und zeigte sie dem Kapitän mit den Worten: „Glauben Sie, das sey noch nicht genug, mich für die Feinde meines Vaterlandes undienstfähig zu machen, so habe ich noch eine Hand, um mir auch ein Bein abzuhauen.“

Als im Jahre 1808 Napoleon den Spaniern seinen Bruder Joseph zum Könige aufdringen wollte, und Madrid schon unterjocht war, widersetzte sich Saragossa, eine Stadt ohne Festungswerke, ohne Wälle, ohne Gräben, dem Weltstürmer. Aber ihre Bürger, ihre Bürgerinen waren ihre Wälle, und **Don Jean Palafox**, ein edler Jüngling von 28 Jahren, war ihr Thurm. Mit einem Wetter von Bomben und Feuerkugeln

wurde die kühne Stadt stracks überschüttet; die Häuser stürzten zusammen; die morschen Mauern wurden an manchen Stellen zerbrochen; da meinten die Stürmer, es würden die geängstigten Einwohner es als eine Gnade annehmen, wenn man ihnen auch noch eine gute Uebergabe vergönnte. Aber **Palafox** beantwortete den Antrag mit drei Worten: „Ein unversöhnlicher Krieg!“ Jedes schon erbrochene Thor, jede Mauerlücke, jede Gasse, jedes einzelne Haus wurde mit dem letzten Blutstropfen vertheidigt. — Donna **Burita**, eine Gräfin, vereinigte die Frauen zu einem heiligen Bunde. Sie trugen die Verwundeten auf ihren Armen aus dem Kugelregen und dem gräßlichen Getümmel, verbanden und verpflegten sie mit ihren zarten Händen. Den Kämpfern aber trugen sie Kugeln und Erfrischungen zu. **Augustina Saragossa** richtete und löste die Geschütze. Da verloren die Franzosen vor solchen Heldenherzen den Muth und die Hoffnung und machten sich in nächtlicher Weile (am 14. August 1808) von diesen Mauern des Todes hinweg.

Aber schon im Dezember desselben Jahres sandte Napoleon wiederum zwei neue Heere mit einer Menge Geschütze gegen die Stadt ab. Denn Saragossa ist ein Eingangsthor aus Frankreich in Spanien. Darum wollte er sich der Stadt bemächtigen, koste es auch, was es wolle. **Don Palafox** hatte sich aber, so viel die Eile zuließ, bereits darauf vorbereitet. Hier und da waren Schanzen aufgeworfen, alle irgend haltbaren Kirchen, Klöster und andere Gebäude außerhalb und innerhalb der Stadt, waren in Festungen verwandelt, Gassen und Plätze mit Quergräben durchschnitten, alle untern Stockwerke der Häuser vermauert. Die ganze Bevölkerung der Stadt und die Tausende, welche zu Hilfe geeilt waren, hatten einen Eid geschworen, den Feind abzuwehren oder zu sterben. Das ahnte Marschall Moncey nicht, lief flugs einen wilden Sturm und wurde mit blutiger Stirne zurückgeschlagen. Nun wollte er es mit guten Worten versuchen: „Madrid hat sich ergeben!“ rief er (am 30. Dezember) den Bürgern zu. „Oeffnet eure Thore! Ich verspreche euch Sicherheit der Personen und des Eigenthumes und Achtung für die Religion!“ — „Wenn

es wahr ist, daß Madrid sich ergeben hat," antwortete **Palafox**, „so ist es verrathen oder verkauft worden. Was mich betrifft, so werden ich und meine Mitbürger uns viel lieber unter den Trümmern der Stadt begraben, als sie euch einräumen!" — Hierauf rief Napoleon den Moncey ab und schickte den verwegenen Jünot, den er seinen Kriegsdonner zu nennen pflegte. Der übergoß nun auch zwölf Tage und zwölf Nächte lang (1. — 12. Jänner 1809) die Stadt mit Bomben, Granaten und Pechkränzen, lief Sturm auf Sturm, umgeben von Donner und Flammen, opferte Tausende und abermals Tausende auf, konnte aber doch nichts ausrichten. Da rief Napoleon den kraftlosen Donnerer ab und schickte den Dritten, den kühnen und klugen Marschall Lannes. Der ging mit ruhiger Ueberlegung zu Werke, schoß aus der Ferne, am 27. Januar, die Mauer in Stücken, und rüstete dann sich zum Sturme. Aber schon hat **Palafox**, nicht minder vorsichtig, hinter den Mauerbrüchen Wollsäcke aufgethürmt. Die Sturmglocken ertönen. Jedes Haus wird im Augenblicke zu einer Schanze und Festung. Es sprühen Granaten und Kugeln hinter den Wollsäcken hervor und aus allen Fenstern und von allen Dächern. Minen, hie und da angelegt, zersprengen den Boden und schleudern eingedrungene Feinde in die Lüfte. Bricht eine Schar in ein Haus ein, so muß sie nun erst jedes Zimmer erobern. Angezündete Granaten und Bomben rollen auf den Treppen entgegen und zerschmettern Haus, Freund und Feind mit schrecklichen Donnerschlägen. Schon hat Lannes in diesem Wetter des Todes eine solche Menge seiner besten Krieger verloren, daß ihm unheimlich zu Muthe wird, und er einen Schritt zurückweicht. Da er aber über der Erde hat nicht vorrücken können, so will er es nun unter der Erde versuchen. Minirer müssen sich unter den Strassen vorwühlen, jedes einzelne Gebäude untergraben und in die Luft sprengen. Aber auch hier rückt ihnen **Palafox** unerschrocken entgegen, und nun lieferte man sich in der Finsterniß der Grüfte und Gewölbe unerhörte Gefechte. Doch auf Lannes Seite ist die Uebermacht. Nachdem er allmählich an 60 Gebäude niedergestürzt hatte, dringt er

endlich, alles zerschmetternd, verbrennend, erwürgend (am 12. Februar) bis auf den Marktplatz vor. Ein langgestreckter Leichen- und Trümmerhügel bezeichnet von Gasse zu Gasse seinen Weg. Dazu wüthet eine tödtliche Seuche mit dem Feinde in die Wette. Dennoch ist und bleibt der Muth der Helden von Saragossa noch immer ungebrochen. Jeden Schritt vorwärts muß Lannes um Ströme Blutes erkaufen. Die Weiber tragen Kugeln und Lebensmittel zu; manche Gattin und manche Mutter tritt für ihren gefallenen Mann oder Sohn sogleich an die Stelle und ergreift die blutigen Waffen. Auch die Geistlichen erblickt man überall mitten im Schlachtgewühle, aufmunternd, tröstend, segnend, kämpfend. Zuletzt sind aber von 50,000 Kriegern, welche den Kampf begannen, nur noch 12,000 Sieche und Ermattete übrig. Da naht das Ende. Die fürchterliche Seuche greift immer grimmiger um sich; — auch **Palafox** sinkt nieder; mit ihm Saragossa. Lannes bietet den übriggebliebenen Bürgern und Bauern Sicherheit an, den wenigen, verschmachteten und schwankenden Kriegern einen ehrenvollen Auszug und milde Kriegsgefangenschaft. Da wird (am 21. Februar) die Stadt, oder vielmehr der dampfende Schutthaufe, übergeben.

Brave Soldaten.

Dominikus von Vic erhielt im Kriege eine Wunde in die Wade, so daß er nach der Zeit nicht mehr ohne den empfindlichsten Schmerz zu Pferde sitzen konnte. Er zog sich daher auf sein Landgut zurück und lebte hier drei Jahre, bis die Umstände Heinrich den Vierten nöthigten, alle seine treuen Diener zur Vertheidigung des gefährdeten Thrones aufzubieten.

Dominikus ließ sich das Bein ablösen, verkaufte seine Güter und ging in's Feld.

Zwei Tage nach Ermordung des guten Königs Heinrich ging **von Vic** zu einem seiner Freunde, und als er an die Stelle kam, wo der Mord vorgefallen war, ward er ohnmächtig und starb.

Im Jahre 1640 belagerten die Marschälle Meillerai und Chatillon die niederländisch-spanische Festung Arras. Zur Entsetzung dieser Festung eilten der kaiserliche General Lamboi, dann der Herzog von Lothringen herbei, und mit diesem, schon für sich beträchtlichen Korps war auch noch der spanische Kardinal-Infant im Begriffe, sich zu vereinigen. Die Ankunft dieses letztern setzte auch den einen der französischen Generale in eine solche Bestürzung, daß er Willens war, mit Aufhebung der Belagerung dem Kardinal entgegen zu gehen; allein der andere französische Befehlshaber, **Chatillon**, blieb stehen, indem er zu den Offizieren sagte: „Laßt den Kardinal mit seinen Truppen nur kommen. Diese Truppen werden uns nichts zu leid thun. Sie werden nur zusehen, wie man Arras erobert.“ Bald darauf ergab sich die Festung.

In einem der italienischen Feldzüge unter Ludwig XIV. ging Asti an den Feind über. Alle Posten der Franzosen auf dem linken Ufer des Po wurden angegriffen, zurückgedrängt und genommen; die Belagerung von Alessandria mußte aufgegeben, und das ganze Gebiet des Tanaro*) geleert werden.

Bei dieser Ausleerung vergaß man ein Hospital von 200 Kranken, welches im Schlosse Alfieri sich befand. Unter diesen Kranken war ein Sergeant von dem Regimente Tournaisis, **Va-de-bon-coeur** von seinen Kameraden zugenannt.

Der tapfere Mann schlug seinen übrigen Kranken vor, sich in Vertheidigungsstand zu setzen und sich nicht früher zu

---

*) Eines Flusses, der sich in den Po ergießt.

ergeben, als bis sie eine kleine Belagerung ausgehalten hätten. Der Vorschlag wurde einmüthig angenommen, man verließ die Betten, ergriff die Waffen, schloß die Thore und erwartete den Feind.

Nach einigen Tagen kam ein piemontesischer Offizier mit einem kleinen Detaschement, um das Hospital in Empfang zu nehmen. Er wurde mit einem: Wer da? und mit einer Ladung Kleingewehrfeuer und einer Kanone empfangen, die man im Schlosse gefunden hatte.

Der Offizier hatte diesen Empfang nicht erwartet und stattete dem General von Leutrum Bericht ab. Der Merkwürdigkeit der Sache wegen nahm dieser den Platz selbst in Augenschein und verlangte eine Unterredung mit der Besatzung; **Va-de-bon-coeur**, der von seinen Kameraden einmüthig zum Kommandanten ernannt worden war, erschien und erklärte dem piemontesischen General, daß das Hospital in eine Garnison verwandelt worden, welche entschlossen sey, sich so lang als möglich zu wehren. Er würde, setzte er hinzu, nicht eher kapituliren, als bis er eine gute Zahl Kanonenschüsse empfangen und die Trancheen, wenn es nur seine Pfeife lang wäre, eröffnet gesehen hätte.

Der General Leutrum bezeugte dem Kommandanten seine Bewunderung und versprach ihm diese Freude zu machen. Wirklich wurde die Tranchee eröffnet und das Schloß mit zwei Kanonen, die man auf Maulthieren herbeischaffte, beschossen.

Nach zwei Tagen dieser Belagerung, welche die Kranken mit ununterbrochenem Feuern ausgehalten hatten, verlangte der Kommandant zu kapituliren.

Er erhielt eine ehrenvolle Kapitulation, und alle militärischen Ehrenbezeugungen. Man schickte der Garnison die nöthigen Erfrischungen und bot ihr alles an, was sie wünschen könnte. Sie verlangte zwanzig Wagen zum Transport, welche den andern Tag triumphirend in Novi, wo das französische Hauptquartier war, einzogen. Die Kranken trugen, so weit sie es vermochten, noch selbst ihre Gewehre und hatten alle ihre Geräthe, selbst die vom Hospital bei sich.

Der Marschall Maillebois, welcher wohl wünschte, daß die Besatzung von Asti sich eben so gut gehalten hätte, schrieb dem Könige diesen ganzen Vorfall. **Va-de-bon-coeur** erhielt das Ludwigskreuz, 400 Livres Pension und eine gute Offiziersstelle.

Der Kapitän **Macdonald**, ein geborner Irländer, bekam bei dem Ueberfalle von Cremona den französischen Marschall Villeroi gefangen. „Hören Sie," sagte dieser: „ich bin Villeroi; fünfzigtausend Thaler und ein Regiment sind Ihre, wenn Sie mich frei lassen."

Der brave Soldat antwortete: „Ich diene dem Kaiser, meinem Herrn, schon zu lange Jahre, als daß ich heute an ihm zum Verräther werden möchte." Diesem Gefühle der Pflicht huldigte selbst der Feind; Villeroi rühmte in einem Briefe an den Kardinal d'Etree die Treue **Macdonalds**, und die ganze damalige Welt pries den wackeren Krieger. Doch den schönsten Lohn fand der biedere **Macdonald** in dem Lobe seines Vaters, den Frohsinn und Heiterkeit auch in einem hundertjährigen Alter nicht verlassen hatten.

Oft, wenn dieser gefragt wurde, wie er sich so frisch und munter erhalte, gab er zur Antwort: „Durch die Erinnerung an die edlen Thaten meines Sohnes."

An dem verhängnißvollen ersten November des Jahres 1755, welcher der Stadt Lissabon den Untergang brachte, hatte ein junger Offizier das Kommando über die im Münzgebäude postirte Wache. Als die heftigen Erdstöße das Gemäuer des Hauses wanken machten, suchten sich die Soldaten durch eilige Flucht zu retten. Kein Befehl konnte sie zurückhalten; in diesen schrecklichen Stunden waren alle Bande des Gehorsames gelöst. Der Offizier allein blieb seiner Pflicht getreu; er behauptete, ungeachtet der augenscheinlichsten Lebensgefahr, standhaft seinen Posten. In der allgemeinen Verwirrung

kamen die Vorgesetzten erst spät dazu, sich des reichen Schatzes zu erinnern, welcher in der Münze aufbewahrt lag. Man gab ihn verloren, weil man wußte, daß die Trümmer der unglücklichen Stadt mit zahlreichen Räuberbanden überschwemmt waren, welche plünderten, was die zerstörende Natur an Gütern noch übrig gelassen hatte. Um jedoch das Seinige zu thun, schickte man eine Abtheilung Truppen an den Ort, und diese traf den wackern Offizier, welcher vor dem Eingange des seinem Schutze anvertrauten Gebäudes mit bloßem Degen Wache stand. Als man sich wunderte, daß er allein den Muth gehabt habe, auf dieser gefährlichen Stelle auszuharren, gab er zur Antwort: „Wenn ich auch gewußt hätte, daß sich im nächsten Augenblicke die Erde unter mir aufthun und mich verschlingen würde, so hätte mich das doch nicht bewegen können, meinen Posten zu verlassen.“ Der muthigen Treue dieses braven Soldaten war es zuzuschreiben, daß die Münze nicht beraubt wurde, in welcher sich um diese Zeit über zwei Millionen baaren Geldes befanden.

Bei der Belagerung von Danzig im Jahre 1807, während des nächtlichen Ueberfalles, welcher die Insel Holm in die Gewalt der Franzosen brachte, wurde ein gemeiner Soldat, Namens **Fortunas**, in der Hitze des Gefechtes vorwärts getrieben und von einem feindlichen Detaschement gefangen genommen, das einige Minuten nachher von der Kompagnie überfallen wurde, zu welcher **Fortunas** gehörte.

„Schießet nicht!“ — riefen die russischen Offiziere in französischer Sprache — „wir sind Franzosen!“ — Zu gleicher Zeit richteten sie ihre Degenspitzen auf **Fortunas** Brust, welcher muthvoll ausrief: „Schießt nur zu, Hauptmann, es sind Russen!“

Von mehreren Klingen durchbohrt, starb er mit einem Ausrufe des Patriotismus und der Ehre. —

Epaminondas der Zweite.

In der blutigen Schlacht auf der Melzerheide, welche 8000 Graubündtner am 22. Mai 1409 gegen 15,000 Oesterreicher gewannen, wurde der Ritter **Benedikt Fontana**, Heerführer der Graubündtner, nach vielen tapfern Thaten tödtlich verwundet. Mit der einen Hand hielt er seine Eingeweide, welche aus der breiten Wunde quollen, zurück, mit der andern faßte er die Lanze gegen den hereinbrechenden Feind. Doch nur zu bald entgingen ihm die Kräfte, deren letzte Macht er noch dazu benützte, seinen erschrockenen Kämpfern mit lauter Stimme zuzurufen: „Muthig, Kameraden! rettet das Vaterland; wenn ich falle, fällt blos ein Mann!“ — Diese Worte beseelten sie zu neuer Tapferkeit, und noch ehe **Fontana's** Auge brach, sah es den Sieg für die Sache der Freiheit entschieden. —

Selbst im wilden Getümmel des Krieges und Aufruhres bewahret so manches Herz die bessern Gefühle.

Es gereicht der Menschheit zum Troste und zur Ehre, daß die Geschichte, wenn sie die Gräuel des Krieges und der Revolutionen beschreibt, neben den vielen Beispielen barbarischer Willkühr und Abscheu erregender Bestialität doch anderseits auch nicht wenige edle Züge und Handlungen zu erzählen weiß, welche darthun, daß die ungebundenste Wildheit und Lasterhaftigkeit die Sitten nie so allgemein verderben können, um in jedem Herzen die angebornen Gefühle des Guten und Göttlichen auszurotten. Ich glaube meinen Lesern einen Gefallen zu erweisen, wenn ich unter gegenwärtigem Titel mehr

Erzählungen aufnehme, als unter jedem vorhergehenden. Ein edler Charakter, der in ausgearteter Zeit und unter dem verwildernden Einflusse des Krieges seine sittliche Würde beibehielt, erregt unsere Theilnahme im höchsten Grade. Er gleicht einer schönen Blume, die einsam unter wucherndem Unkraute blüht, und auf welcher eben darum unser Blick mit desto innigerm Wohlgefallen ruht.

Salaheddin, Sultan von Schiras, hatte nach einer drei und dreißigtägigen Belagerung Jerusalem mit Sturm erobert. Als der Held seinen Einzug in die Stadt hielt, zeigte er sich nicht als wuthentbrannten Sieger, wie es bei solchen Gelegenheiten häufig zu geschehen pflegt. Nein! Großmuth und Menschlichkeit leuchteten aus allen seinen Handlungen deutlich hervor. Er gebot seinen Soldaten, die Kirchen zu schonen, kein Leben, kein Eigenthum zu verletzen. Den abendländischen Christen erlaubte er so viel von ihrer Habe mit sich aus der Stadt zu nehmen, als sie fortbringen konnten.

In den Reihen der Auswandernden befand sich auch Sibille, die Gemahlin des Königes von Jerusalem, Guido von Lusignan, welcher schon früher in die Gefangenschaft der Sarazenen gerathen war. Als der Sultan die Fürstin erblickte, stieg er vom Pferde und empfing sie mit aller möglichen Ehrerbietung und Leutseligkeit. Er tröstete sie in ihrem Unglücke und machte ihr Hoffnung, bald den Gemahl in Freiheit zu sehen. Ueberdies gab er ihr auch eine hinlängliche Bedeckung bis nach Askalon mit.

Das Jammergeschrei und Händeringen des Volkes, besonders die verweinten Augen und wehmüthigen Blicke der christlichen Frauenzimmer rührten das Herz des Sultans so mächtig, daß er sie fragen ließ, womit er ihnen helfen könnte. Alle baten einmüthig um ihre Väter, Männer und Brüder, die bei Tiberias mit dem Könige gefangen worden. Sogleich wurden alle Gefangenen, welche sich noch vorfanden, losgegeben, und — der edle Sieger zeigte noch mehr Menschlichkeit — er

machte allen namhafte, ihrem Stande angemessene Geschenke und tröstete sie liebreich über ihr Schicksal.

So schön, groß und edel handelte ein muhamedanischer Fürst, zu einer Zeit, wo die Christen sich alle Grausamkeiten und Ausschweifungen erlaubten. Was nach Eroberung einer Stadt der Wuth der Kreuzfahrer nicht entfliehen konnte, fand sicher einen blutigen Tod.

In dem Kriege gegen den Herzog **Boleslaus von Münsterberg** belagerte Kaiser Karl IV. die Stadt Frankenstein. Der Herzog machte einen Ausfall in des Kaisers Lager und führte einige böhmische und mährische Edelleute als Gefangene mit sich hinweg. Der Kaiser, der des Herzogs Gemüth kannte, beschied sogleich die Weiber der gefangenen Edelleute in's Lager, stellte ein großes Gastmahl an und bat auch den Herzog dazu. Der Herzog stellte sich ein. Nach der Tafel, da der Frauen gute und freundliche Gebärden und Reden den Herzog noch gutwilliger gemacht hatten, als er schon von Natur war, baten ihn die Weiber, ihnen die Freiheit ihrer gefangenen Männer aus angeborener Milde und Gütigkeit zu schenken. **Boleslaus** erzeigte sich sogleich so tugendhaft, daß er ihnen ihre Bitte gewährte, die Männer aus der Stadt holen ließ, ihnen die Freiheit schenkte und sie ihren Frauen wieder gab. Es war kein kleines Opfer, das der Herzog den guten Weibern brachte, denn das Lösegeld der Gefangenen hätte beinahe so viel betragen können, als sein Fürstenthum werth war. Dem Kaiser gefiel dieses edle Betragen des Herzogs so wohl, daß er sogleich beschloß, sich an Güte und Großmuth von seinem Feinde nicht übertreffen zu lassen. „Herzog!“ sagte er, „laßt uns Freunde seyn. Gegen einen so edlen Mann, wie Ihr seyd, mag ich nicht fechten.“ Der Herzog schlug ein. Der Friede wurde geschlossen und der Kaiser schenkte dem Herzoge auf seine Lebenstage die Grafschaft Glatz. —

Als **Alphons V. von Aragonien** Gaeta*) belagerte, trieb der Befehlshaber der Festung, durch den Mangel an Lebensmitteln gezwungen, viertausend Einwohner — Greise, Weiber und Kinder — aus der Stadt. Diese Unglücklichen hatten kaum noch so viel Kräfte, sich vor die Füsse der Belagerer zu schleppen, die sogleich schrieen, man sollte sie wieder zurückjagen.

Aber der König dachte menschlicher, als seine Soldaten. „Diese Elenden zurücktreiben," sagte er, „hieße sie alle dem sichern Tode aufopfern. Solche Grausamkeit möchte ich mir nicht um hundert Städte, wie Gaeta, zu Schulden kommen lassen. Man reiche ihnen Erquickung, und dann mögen sie gehen, wohin es ihnen gutdünken wird."

Ein Kosake fand während des siebenjährigen Krieges in einem pommerschen Dorfe eine ganz verfallene Hütte, bewohnt von einem Manne und seiner Frau, welche eben in's Wochenbett gekommen war. Alles Vieh hatten andere Kosaken fortgetrieben. Das Elend war auf's Höchste gestiegen. Die Hausfrau lag schwach auf hartem Strohlager, der Vater konnte keine Nahrungsmittel schaffen, der Säugling hatte keine Erquickung. Den ehrlichen Russen jammerte der Zustand der hilflosen Familie. Er eilte zur Wöchnerin, nahm das Kind in seine Arme, küßte es, versprach durch Zeichen des Mitgefühles der Mutter seinen Schutz und hielt sein Versprechen.

Mehrere Tage lang wartete er das Kind mit unglaublicher Sorgfalt; er theilte sogar seine kleine Baarschaft mit der unglücklichen Familie. Kameraden eilten herzu, wollten plündern; er stellte ihnen mit warmer Beredsamkeit vor, wie abscheulich es wäre, wenn sie gegen wehrlose und überdies von dem bittersten Mangel gedrückte Menschen ihrer Raubluft freien Lauf ließen, und, mit dem Kinde auf dem Arme, erweichte er die rohen

---

*) **Gaeta** — westlich von Capua, sehr starke Felsenfestung — das italienische Gibraltar.

Herzen. Treu hielt der großmüthige und edle Mann bei den Hilfsbedürftigen aus, bis ihn die Annäherung der Preußen sie zu verlassen zwang. Er schied mit Thränen im Auge von Mutter und Kind.

Der französische General **Conflans**, welcher 1777 in einem Alter von acht und achtzig Jahren starb, kommandirte schon während des siebenjährigen Krieges in Deutschland. Einst, da er im Nachsetzen begriffen war, gewahrte er unvermuthet, daß einer seiner Husaren einem Deutschen, der um Pardon bat, die aufgehobenen Hände mit einem Streiche abhieb. Das Treffen war vorbei; **Conflans** ließ Fronte machen und dankte seinen Leuten für die bewiesene Tapferkeit. „Aber das, was ich von dir sah, mein Sohn," sprach er zu jenem Husaren, „übersteigt alle Glaubwürdigkeit. So mit einem Hiebe beide gefaltete Hände —"

„O Herr General, wo ich hinhaue!" — —

„Ja, das hab' ich gesehen, und zum Beweise, daß ich Herzhaftigkeit und Stärke belohne, hast du hier meine Börse." Er gab dem Husaren die Börse und schwieg. „Aber," fing er auf einmal mit donnernder Stimme an: „zum Beweise, daß ich Menschlichkeit schätze, will ich dich Kanaille auf den Tod hauen lassen. Einem Manne, der vor mir kniet und um Pardon bittet, die Hände abzuhauen! Steigriemen herab! haut den Kerl, daß er krepirt." —

„Herr General, Gnade!"

„Gnade? dir, der du selbst keine Barmherzigkeit gegen den Nächsten ausübst? Gott müßte keine Gnade für mich haben, wenn ich sie für dich hätte."

Er ließ den Husaren bis beinahe auf den Tod hauen, und dann sagte er: „Bringt das Scheusal weg! und Kerl, wo ich dich je zu Gesicht kriege, so schieße ich dir eine Kugel vor den Kopf, wie einem tollen Hunde."

Im Verlaufe des Freiheitskampfes, den die Nordamerikaner gegen ihre Unterdrücker, die Engländer, führten, begegneten sich zwei Schiffe dieser feindlichen Nationen auf hoher See. Ein gewaltiger Sturm regte das Meer auf; die schäumenden Wogen schleuderten die Schiffe mehrmal gegen einander, aber wenn eines seinen Gegner angreifen wollte, wurde es von einem plötzlichen Windstosse zurückgetrieben. Bald gaben die Kapitäne das nutzlose Treffen auf und dachten nur mehr auf die Rettung ihrer Schiffe, welche vom Sturme sehr gelitten hatten.

Nach einigen Stunden legte sich die Wuth des Orkans und schon glaubte man die Gefahr vorüber, als unvermuthet ein Blitzstrahl aus den Wolken zuckte und das Schiff des Amerikaners in Flammen setzte. Der Engländer bemerkte den Brand und eilte mit vollen Segeln herbei. In der Meinung, sein Feind nähere sich, ihn anzugreifen, strich der Amerikaner die Flagge, zum Zeichen, daß er sich auf Diskretion ergeben wolle. Da seine ganze Mannschaft mit Löschen beschäftiget war, konnte er an Widerstand nicht denken.

Der edle Britte aber verschmähte den Sieg über einen Wehrlosen und sagte zu dem Amerikaner: „Wäre Ihr Schiff im Vertheidigungsstande, würde ich mich gern mit Ihnen gemessen haben; so aber sind Sie nicht mehr mein Feind, sondern ein Unglücklicher, dem ich Hilfe zu leisten verbunden bin.“ Sogleich wurden englische Soldaten auf das brennende Schiff beordert; doch alle Anstrengung konnte der Wuth des Feuers nicht Einhalt thun; die Flamme fraß unaufhaltsam um sich. Als der Engländer sah, daß keine Rettung mehr möglich sey, überließ er das Schiff dem Brande, nachdem er vorher die ganze unglückliche Mannschaft zu sich an Bord genommen hatte. Er brachte sie in den nächsten englischen Hafen, wo sie so lange mit allen Bedürfnissen reichlich versehen wurde, bis sie Gelegenheit fand, in ihr Vaterland zurückzukehren.

Die Engländer führten Krieg mit den Maratten. Ein Korps unter den Befehlen des General Carnac machte einen

Einfall in das Gebiet dieses kriegerischen und freiheitliebenden Volkes. Je weiter die Engländer vorrückten, mit desto größern Schwierigkeiten hatten sie zu kämpfen. Zuletzt sahen sie sich ringsum von den Truppen des Marattenführers **Madagon Scindia** eingeschlossen und mußten, entblößt von Lebensmitteln und Kriegsbedürfnissen, die Waffen strecken.

Die Kapitulation, welche der feindliche Feldherr den Engländern vorschrieb, war weit besser, als es diese irgend erwarten konnten. Er erlaubte ihnen, nach Bombay zurückzukehren und versah sie für die Dauer des Marsches mit allem Nöthigen. Jedoch mußten sie sich verbindlich machen, ihre Regierung zu einem Vertrage zu bewegen, nach welchem die Britten mit den Maratten Frieden schließen und die Insel Salsette zurückgeben sollten, welche sie zu Anfang dieses ungerechten Krieges weggenommen hatten. Die Abgeordneten des englischen Heeres nahmen diese Bedingungen an und stellten als Geisel für die Erfüllung ihres Versprechens den Rechtsgelehrten Farmer und einen Fähnrich Stewart.

Als aber das Heer nach Bombay zurückgekommen war, weigerte sich das dasige habsüchtige Gouvernement, einen Vertrag anzuerkennen, welcher diese Krieger doch offenbar vom Verderben errettet hatte. **Madagon Scindia** begab sich nach dem Hause, in welchem die englischen Geiseln eingeschlossen waren, und sagte: „Eure Landsleute haben den Vertrag gebrochen, und ihr hättet sonach das Leben verwirkt. Aber die Maratten verschmähen es, unschuldigen Menschen das Leben zu rauben. Geht und dient eurem Vaterlande!“

Erstaunt über die Großmuth des Indiers und von Dankbarkeit entflammt, wollte Stewart schwören, daß er nie mehr gegen die Maratten dienen wolle. „Nein, nein!“ rief **Scindia**: „kämpfe gegen die Feinde deines Landes, wer sie immer seyn mögen; und — braver Krieger! erinnere dich, daß ich dir im nächsten Gefechte auf dem Schlachtfelde zu begegnen hoffe.“ —

Zur Zeit als die Gräuel der Revolution in Lyon wütheten, fielen zwei öffentliche Beamte in die Hände der blutgierigen Menge. Schon waren die Mordwerkzeuge gegen sie gezückt, als plötzlich eine Frau, eine Wäscherin ihres Gewerbes, mitten in den Haufen sich drängte. „Zurück," schrie sie den Aufrührern zu: „zurück! diese beiden Verbrecher gehören mir allein zu. Ich kenne ihre Frevelthaten besser, als ihr. Sie haben die Hälfte meiner Familie ermordet; mir kommt es zu, sie zu bestrafen."

Ohne Widerspruch überließ man ihr die beiden Opfer; sie schleppte dieselben in ihr Haus und verschloß die Thüre. Bald hörte man den Lärm eines Handgemenges und ein entsetzliches Jammergeschrei. Alles glaubte die beiden Unglücklichen ermordet.

Doch dem war nicht so. In ihrer Stube angekommen erhob die Frau selbst jenes fürchterliche Gepolter. Die unfreiwilligen Gäste, welche zitternd ihren Tod erwarteten, beruhigte sie mit den Worten: „Mein Toben ist nur Täuschung; es hat keinen andern Zweck, als euch zu retten."

Es wurde Nacht; das Volk verlief sich. Die Frau brachte ihre Schützlinge durch eine Hinterthüre nach der Rhone hinaus und führte sie mit Hilfe einer Freundin über den Fluß. Aber damit, sie gerettet zu haben, war sie noch nicht zufrieden. Sie bemerkte, daß die Kleider der Beiden von den rauhen Händen ihrer Verfolger in Fetzen zerrissen waren, wodurch sie leicht wieder erkannt werden konnten. Ohne sich lange zu bedenken, gab sie jedem einen vollständigen Anzug ihres Mannes und Geld, was sie hatte. So großmüthig handelte ein Weib aus dem niedrigsten Stande — eine Wäscherin.

Die Flüchtlinge entkamen glücklich. Nach der Hand ersetzten sie Kleider und Geld hundertfach, ohne sich damit der Verpflichtung gegen ihre Wohlthäterin entlediget zu glauben. Es gibt keinen Beweis von Dankbarkeit, welcher mit einem solchen Dienste im Verhältnisse stünde.

Bei den schrecklichen Kriegen der Franzosen mit den Russen und Oesterreichern waren (1799) viele kranke und verwundete Franzosen zu Bobbio liegen geblieben. Als aller Vorrath der armen **Waldenser***) aufgezehrt war, sagten sie: „Wir haben nun nichts mehr, um euch zu erquicken. Da aber unsere Heimath euch keine Hilfe mehr gewähren kann, so wollen wir euch in eure — tragen." Das schien nun zwar unmöglich. Wie sollte man dreihundert Männer, die zum Theil an sehr gefährlichen Wunden litten, über die rauhen, unwirthbaren Gebirge schaffen? Aber die Samariter von Bobbio wußten doch Rath. Sie bereiteten Tragbahren, legten die Verwundeten darauf und trugen so auf ihren Schultern die 300 Kranken und Verwundeten über die Alpen nach Frankreich hinab. —

Als die russischen Truppen vom Gotthard herab durch das Schächen- und Maderanerthal vordrangen, stellten ihnen die Franzosen am Rande eines fürchterlichen Abgrundes den hartnäckigsten Widerstand entgegen. Dreimal mußten die Kosaken, welche zu Fusse mit den Säbeln in der Faust angriffen, zurückweichen; endlich überwältigten sie ihre Gegner, hieben einen Theil derselben nieder und sprengten einen andern in die gräuliche Tiefe. Ueber der Blutarbeit war der Abend hereingebrochen. Es wurde Halt gemacht, und die Kosaken suchten unter dem Schutze der überhängenden Felsen sich's bequem zu machen.

Still und heiter lag die Nacht über der Einöde; jeder Laut erstarb; man hörte nichts, als zuweilen das Anrufen der ausgestellten Schildwachen. Endlich vernimmt einer der Kosaken ein leises Wimmern; es scheint aus dem Abgrunde herauf zu tönen. Er nähert sich dem Rande, ruft, erhält aber

---

*) Dreizehn arme, evangelische Christengemeinden, 20,000 Seelen zählend, wohnen in den Wildnissen der piemontesischen Alpenthäler, von welchen sie den Namen „Waldenser" (Thalbewohner) angenommen haben. —

keine Antwort; doch fährt es fort zu jammern. Ohne sich lange zu besinnen, steigt der brave Mann mit Gefahr seines Lebens hinab, klimmt von einem aus der Felsenwand hervorspringenden Steine auf den andern, kommt dem Gewimmer näher und findet endlich in einer Tiefe von mehr als zweihundert Fuß — einen jungen französischen Offizier, welcher durch einen Hieb in die Schulter verwundet und herabgestürzt war.

Sich durch Worte verständlich zu machen, war für Menschen nicht möglich, die von den entgegengesetzten Enden Europa's hieher geführt waren, um einander zu vertilgen. Auch hält sich der Anwohner des Dniepers damit nicht auf, sondern sucht ohne weiteres den Leidenden empor zu richten. Dieser aber ist durch seinen Fall so zerschmettert, daß er sich nicht auf den Beinen zu halten vermag. Der edle Kosake weiß Rath; er löset sein Wehrgehenk, befestiget sich damit den Franken auf seinem Rücken und beginnt emporzuklimmen. Wenige Schritte hat er aber erst gethan, da schießt der Stein, auf dem er fest zu fussen glaubt, unter ihm hinweg und er stürzt mit seiner Last eine beträchtliche Strecke hinab. Das Schlimmste ist, daß er sich an einem scharfen Felsstücke eine lange von Blut strömende Wunde im Schenkel schlitzt. Doch vermag dieser Unfall seinen menschenfreundlichen Eifer nicht zu hemmen. Er rafft sich auf, steigt mit verdoppelter Vorsicht wieder hinan und gelangt endlich nach unsäglicher Mühe oben an den Rand des Felsens. Der den Posten kommandirende Offizier lobt die rettende That und sorgt selbst für den Kranken.

Dieser kam in der Folge, um völlig geheilt zu werden, nach Ilanz in das Haus eines angesehenen Bürgers, wo er die Geschichte öfters und mit inniger Rührung erzählte.

Regensburg war erstürmt (1809) und die Franzosen zerstreuten sich in der Stadt, die zurückgebliebenen Feinde aufzusuchen. Ein Grenadier wagte sich allein in eine etwas

abgelegene Gasse. Aus einem ansehnlichen Hause drang ihm starkes Gepolter und ängstliches Wimmern zu Ohren. Der Grenadier eilte die Treppe hinauf, stieß die verriegelte Thüre eines Zimmers ein und fand drei österreichische Nachzügler, welche beschäftiget waren, Schränke und Kommoden zu erbrechen. Ein vierter hatte den kranken Hausherrn aus dem Bette gerissen und drohte eben, ihn zu durchstechen, wenn er nicht sogleich gestände, wo das Geld verborgen sey. Mit einem kräftigen Bajonettstosse streckte der Grenadier den Räuber nieder. Feig entflohen die andern.

Der wackere Franzose verriegelte nun die Hausthüre, ging wieder in das Zimmer des Kranken zurück und suchte gutmüthig diesen zu beruhigen. „Sie at sik niks su befürkt," sagte er in seinem deutschfranzösischen Jargon: „ik bleiben da als Sauvegarde." Papiere und Pretiosen lagen zerstreut umher; er verschloß alles in ein Schreibpult und nahm nichts an, als einige Lebensmittel, welche die Plünderer ungenossen hatten zurücklassen müssen.

Nach einiger Zeit wurde stark an die Hausthüre gepocht. Der Grenadier sah aus dem Fenster; es waren Franzosen. Personne ne peut entrer, rief er hinab, il y a içi un officier blessé. (Niemand darf herein, es liegt hier ein verwundeter Offizier.) Bis gegen Abend, wo es wieder ruhig zu werden anfing, blieb er bei dem Kranken. Während seine Kameraden reiche Beute machten, pflegte und beschützte er einen hilflosen Fremden. Beim Abschiede wollte ihm der dankbare Gerettete eine mit Goldstücken gefüllte Börse aufdringen, aber standhaft verweigerte sie der brave Grenadier, mit den Worten: Je ne serois pas honnêt homme, si je me faisais payer mon devoir. (Ich wäre kein Mann von Ehre, wenn ich mir meine Pflicht bezahlen ließe.)

Beim Vordringen der französischen Armee an der Donau (1809) hatte sich ein vermöglicher Müller, der etwas abgelegen wohnte, von dem Befehlshaber des anmarschirenden

Korps eine Sauvegarde erbeten. Es erschien ein Soldat von martialischem Ansehen. Sein wildes Aeußere setzte das ganze Haus in Schrecken; doch da er sich freundlich benahm, faßte die Familie bald Vertrauen zu ihm. Der Müller suchte ihn auf's Beste zu bewirthen; die Hausfrau nahm sich seines verletzten Fusses an, reinigte die Wunde mit warmem Wasser, verband sie und schob ein weiches Kissen unter die Ferse. Behaglich saß der Soldat im geräumigen Großvaterstuhle.

Bis jetzt war alles ruhig gewesen, aber die Ruhe dauerte nicht lange. Es kam eine Truppe Soldaten an die verriegelte Hausthüre und pochte mit starken Kolbenstössen. Der Verwundete donnerte ihnen mit gewaltiger Stimme entgegen, sie sollten sich packen, er sey hier zur Sauvegarde, und sie zogen wieder ab. So ging es mehrere Male bis gegen Abend.

Inzwischen hatte der Franzose öfters zu erkennen gegeben, daß er mit der Pflege und Wartung hier sehr zufrieden sey. Zum Danke wollte er jetzt seinen guten Wirthsleuten sagen, daß er sie bald verlassen müsse, was er um so mehr bedauere, als in der Nacht wieder ein starkes Korps eintreffen werde. Der Landessprache unkundig, suchte er sich durch Zeichen und Gebärden verständlich zu machen, aber Niemand verstand den Sinn derselben. Da sprang er plötzlich vom Stuhle auf, rannte in die Mühle, warf einige Säcke mit Getreide um, streute das Mehl umher, stürzte dann wieder in die Stube, riß die Betten aus der Sponde, zerrte das Stroh in der Stube herum und schüttelte die Federn aus den Kissen. Starr vor Schrecken sah ihm die Familie zu. Jetzt spannte er den Hahn seiner Muskete, ging wild auf den Hausherrn los und foderte Geld. „Kelt, Kelt," schrie er, „geschwind all Kelt." Der Müller und seine Frau erhoben ein großes Klaggeschrei. Aber da half kein Bitten und kein Sträuben; sie mußten ihre Sparpfennige herbeibringen, wollten sie nicht die Kolbenstösse des tobenden Soldaten fühlen. Die Beutelchen mit Goldstücken und Schatzthalern, die silberne Halskette der Frau, die Uhr des Mannes — alles wanderte in den geräumigen Tornister des Räubers, der jetzt unter einem Donner französischer Flüche

das Haus verließ, nachdem er zum Abschiede noch einen Wandschrank in den Hof hinab geworfen hatte.

Sprachlos sahen die Geplünderten sich einander an; endlich machte ein reichlicher Thränenstrom dem Herzen der Frau Luft. „Gott, wir arme Leute!“ fing sie an: „aber dem Kerl hätten wir's gleich ansehen können, daß er der leibhafte Satan ist. Ach wir arme Leute!“

Ihre Klagen unterbrach ein neuer Auftritt.

Entrons içi! schrieen draußen einige Stimmen, und im Augenblicke war das ganze Haus mit Soldaten angefüllt. Doch kaum traten sie herein und sahen den Gräuel der Verwüstung, Tische und Stühle umhergeworfen, Schrank und Kästen offen, Mann und Frau in Thränen, als sie schleunig den Rückweg suchten. Andere Abtheilungen folgten; weil aber die ganze Verfassung des Hauswesens vermuthen ließ, daß ihre Vorgänger nicht das Geringste übrig gelassen hätten, so hielten sie sich nicht auf, sondern zogen ihres Weges weiter.

Die Durchmärsche dauerten einen Theil der Nacht und fast den ganzen folgenden Tag. Am Abende machte der Müller seine Hausthüre zu, um ein wenig zu ruhen; aber bald nach Mitternacht erweckte ihn ein ungestümes Klopfen. Zitternd schob er die Riegel weg — und wer beschreibt sein Entsetzen, als er das grimmige Gesicht seines Sauvegarde erblickte. Der Müllerin vollends preßte der Schrecken einen lauten Schrei aus. „Nu Diable, was ist das?“ ruft der Soldat, wirft seinen Torniſter ab, schnallt ihn auf und langt Geld, Uhr und alles was er mitgenommen hatte, heraus. „Nehm Sie!“ sagt er, „Kefahr iß vorbei.“ Und auf den zerstreut herumliegenden Hausrath deutend, fährt er lachend fort: „Ik wollt Sie zeig, wie man muß maken im Krieg. Adieu! ik returnir keschwind su mein Regiment, das iß vier Stund von ier.“

Ehe die Müllersleute sich von ihrem freudigen Staunen erholen konnten, war der brave Krieger fort, ohne für seinen guten Dienst einen Lohn verlangt zu haben.

Ein unglückliches Treffen ihrer Landsleute mit den Bayern hatte einen Schwarm tyroler Insurgenten so sehr in Erbitterung versetzt, daß sie, eine grausame Rache nehmend, alle Gefangenen ermordeten, welche in ihrer Gewalt waren.

In dem Städtchen, wo diese abscheuliche Metzelei vorfiel, befand sich auch die Frau eines bayerischen Stabsoffiziers, die durch ein unglückliches Verhängniß in die Hände der aufrührerischen Bauern gefallen war. Man hatte ihr eine enge, düstere Kammer des Wirthshauses zur Wohnung angewiesen.

Eben wollte sie ihren Säugling an die Brust legen, als es draußen mit wildem Geschrei die Treppe heranlärmte. Die Thüre wurde aufgerannt und herein stürmte eine Rotte jener blutdürstigen Würger. Die verzweifelnde Mutter warf sich den Eindringenden zu Füssen: „Tödtet mich," flehte sie, „aber schonet dieses unschuldige Geschöpf." Das Kind lächelte arglos seinen Mördern entgegen.

Wie von einer plötzlichen Lähmung überrascht blieb der vorderste der Bauern stehen und ließ die Mordwaffe sinken. „Fort Kameraden!" rief er nach einem schrecklichen Augenblicke tiefer Stille: „fort, dieses Weib ist uns immer gewiß. Wir wollen ihr nach Christenpflicht einige Stunden gönnen, damit sie sich zum Tode bereite."

Alle folgten willig; der Wortführer verschloß außen die Thüre. Weinend drückte die unglückliche Mutter den geliebten Knaben an's Herz, dann, ihren Schmerz standhaft niederkämpfend, sank sie in die Kniee und bat mit frommer Ergebung den Himmel um Vergebung ihrer Sünden und um einen kurzen Todeskampf.

Kaum hatte sie geendet, als die Thüre geöffnet wurde und der schreckliche Rebellenführer erschien. Die Gefangene glaubte sich ihrem letzten Augenblicke nahe. Aber welche Ueberraschung! Der Mann, aus dessen Hand sie den Tod erwartete, drang mit besorgter Hast ihr einen Bündel Kleidungsstücke auf, sie ermahnend, eilig von dieser sichernden Vermummung Gebrauch zu machen. „Nur schnell, schnell, gute Frau!" sagte er: „Kein Wort des Dankes. Die Zeit zur Rettung ist kurz

gemessen; wenn wir uns säumen, sind wir Beide verloren.“ Während die Mutter sich umkleidete, nahm er das Kind in die Arme, küßte es und gestand mit sichtbarer Rührung, daß das Lächeln dieser Unschuld ihn heute entwaffnet habe. „Herziger Bube!“ setzte er hinzu: „nimmermehr könnt' ich es mir vergeben, wenn ich deinen oder deiner Mutter Tod zugelassen hätte. Ich bin selbst Vater, selbst Gatte. Ach! was würde ich fühlen, wenn mir aus der Heimat die Nachricht käme, daß mein liebes Weib, meine Kinder“ — — er konnte nicht weiter.

Jetzt stand die Oberstin als schmuckes tyroler Mädchen da. Der Bauer legte das Kind in einen Armkorb, warf alte Wäsche darüber und gab es der Mutter zu tragen; dann eilte er mit seinen Schützlingen die Treppe hinunter. An der Hausthüre hielten ihn einige Schützen auf. „Nun, Seppel! was macht deine Gefangene?“ fragten sie ihren Führer.

„Die sitzt fest im Loche,“ antwortete er: „doch sie soll bald erlöst seyn! ich hole jetzt den Schlüssel vom Rathhause und dann — —“ Ein Geschrei wilder Mordlust unterbrach ihn, welches der Oberstin das Blut in den Adern erstarren machte. In einer engen Gasse kam ihnen ein halbtrunkner Bursche entgegen, den die Reize der vermeintlichen Landsmännin nicht gleichgültig ließen. Mit plumper Galanterie wollte er ihr den Korb abnehmen. Aber der Führer schalt, große Geistesgegenwart verrathend: „Pfui Toni! ist es jetzt Zeit zu Karessen? Geh auf deinen Posten, die Feinde sind vor der Stadt.“

Ohne fernern Anstoß erreichten sie endlich das Thor. Der Tyroler ging mit der Oberstin eine Anhöhe hinauf und wies ihr ein kleines Wäldchen; das sollte sie zu erreichen suchen, denn dort stünde der Vortrab der Bayern. Noch sprachen sie mit einander, als sich unvermuthet ein Detaschement Chevauxlegers zeigte. Der Tyroler lief, so schnell er konnte, dem Thore zu; doch war seine Flucht vergeblich. Die Reiter holten ihn ein und er war nahe daran, niedergehauen zu werden, wenn nicht die Oberstin herbeigeeilt wäre und sich zu erkennen gegeben hätte. „Laßt ab von diesem

braven Manne!" rief sie den erstaunten Soldaten zu: „seinem Edelmuthe verdanke ich meine Rettung. Ich bin die Gemahlin des Obersten von G..."

Jetzt schon begann der wackere Tyroler den Lohn seiner schönen That zu ernten. Denn die Bayern bemächtigten sich nach schwachem Widerstande des unbefestigten Städtchens und ließen, bis zur Wuth aufgereizt durch die grausame Ermordung ihrer Kameraden, die ganze Besatzung über die Klinge springen. Von allen entkam nur er, welcher, seine Gefangene den mörderischen Händen jener Unmenschen zu entreißen, in einer guten Stunde die unglücklichen Mauern verlassen hatte. Die Oberstin ihrerseits begnügte sich nicht, ihrem Retter nur mit Worten und Thränen des Dankes erkenntlich zu seyn; sie sendete ihm von ihrer Heimat aus jährlich eine für seine Lage beträchtliche Summe, unter der Zuschrift: „Abtrag einer Schuld an den edelsten Tyroler." —

Gleich nach der Einnahme von Talavera besuchte der Anführer der Franzosen, Marschall **Mortier**, die Kranken und Verwundeten, welche die Engländer bei der schnellen Räumung der Stadt hatten zurücklassen müssen. Er sprach liebevoll zu den armen Leidenden und versicherte sie, daß, da das Kriegsglück sie nun einmal in seine Hände gegeben habe, er gewiß sein Bestes thun werde, ihre Lage zu erleichtern. Sie möchten ihr Mißgeschick mit Geduld ertragen; zuverlässig könnten sie darauf rechnen, bald ausgewechselt zu werden. Dann ersuchte er Herrn Higgins, den Oberarzt, ihm Bericht über den Zustand seiner Kranken abzustatten, freundlich hinzufügend, daß dies täglich gegen fünf Uhr vor der Mittagstafel geschehen könne, bei welcher er jedesmal ihn als seinen Gast erwarte. Als die Landleute Lebensmittel in die Stadt brachten, gab er Befehl, die englischen Lazarethe vor den französischen zu versorgen.

Herr Higgins erzählt, daß der menschenfreundliche Marschall sich mit folgenden Worten gegen ihn äußerte: „Wenn

ich gleich keine Macht habe, über die Kriegskasse frei zu gebieten, so bin ich doch Herr meiner eigenen Börse: daher mache ich Ihnen ein Geschenk mit dieser Summe Geldes (es waren fünfhundert Napoleonsd'or). Verwenden Sie dieselbe, ich bitte darum, ganz zum Besten Ihrer Leute."

Im Feldzuge 1812 hatten Wittgensteins tapfere Scharen so eben ein hitziges Gefecht mit den Franzosen siegreich bestanden und lagerten sich um ihre Feldkessel her, um nach großen Anstrengungen sich wieder zu erquicken. In demselben Augenblicke wurde ein großer Haufe Gefangener vorbeigeführt. Diese halb Verhungerten blickten sehnsüchtig nach den dampfenden Kesseln der Russen und riefen kläglich: Seit zwei Tagen ist kein Bissen in unsern Mund gekommen."

„Kameraden," erhob ein alter russischer Unteroffizier seine Stimme: „was macht es für uns aus, ob wir einmal einen Tag überschlagen oder nicht? — Laßt uns unsere Töpfe für heute den armen, elenden Schluckern da abtreten. Es sind ja auch Menschen, und hungern nun schon zwei Tage. Daß Napoleon die armen Schelme hierher geschleppt hat, was können eigentlich sie dafür? Wenn's auf sie angekommen wäre, so hätte sich wohl Keiner von ihnen auf diese üble Reise nach unserm Rußland begeben."

Augenblicklich standen die braven Russen auf, gaben mit herzlichem Mitleid den Hungerleidern die Löffel und die Kessel, und diese stürzten mit Begier darüber her und sättigten sich und dankten mit Beschämung diesen Feinden, welche ihnen das Böse durch Gutes vergalten.

Einen Zug menschenfreundlicher Großmuth des Großfürsten **Konstantin**, aus dem den Franzosen so verderblichen Kriegesjahre 1812, hat der General Vaudoncourt in einem vor 14 Jahren geschriebenen Werke aufbewahrt. „Der Großfürst **Konstantin** ließ in seiner Gegenwart, und sogar in seinen

Zimmern, die kranken französischen Offiziere pflegen, die er selbst aus dem Lazarethe geholt. Er besuchte sie in ihren Betten und sprach ihnen in den gütigsten Ausdrücken Trost zu. Er rettete zwei Offiziere aus einem brennenden Hause. Den einen lud er auf seine Schultern, den andern trug sein Kammerdiener. Er wagte die Gefahr der Ansteckung einer Seuche, um seinem großmüthigen Herzen zu folgen. Soll ich noch von der Hilfe reden, die er jedem, der ihn ansprach, ja, der ihm nur zu begegnen das Glück hatte, gewähren ließ? Viele gemeine Soldaten, die dem unheilvollen 10. Dezember entgingen und Wilna erreichten, hat er vom Tode errettet. Er sandte sie in seine eigene Wohnung. Der Palast Strelna bei St. Petersburg war gleichsam in eine Kolonie französischer Veteranen verwandelt, die, wohlgekleidet und genährt, auf **Konstantins** Kosten unterhalten wurden." —

Peyronnet, einer der Minister Karl des X., mußte nach dem Ausbruche der letzten französischen Revolution (1830) flüchtig gehen. So schnell hatte ihn der Volkssturm überrascht, daß er nicht mehr Zeit hatte, sich in Reisekleider zu werfen. Er war am 30. Juli von Rambouillet in Schuhen und seidenen Strümpfen Chartres zu gegangen, um daselbst den König zu erwarten, der, wie es allgemein hieß, sich dahin wenden wollte. **Peyronnet** verirrte sich unterwegs und kam erst den folgenden Tag früh nach Chartres, so erschöpft und hungrig — er hatte seit zwei Tagen nichts gegessen — daß er sich genöthigt sah, in einem Gasthause einzusprechen, obgleich ein Aufstand auch hier, wie in Paris, der Herrschaft Karl des X. ein Ende gemacht hatte. Man pflegte seiner, ohne ihn zu kennen, versah ihn mit Speise und Trank, wusch ihm die blutenden Füsse und brachte ihn zu Bette. Der Mann, der vor wenigen Stunden noch die Herrschaft über das mächtige Frankreich getheilt, war in die Hand eines Schenkenaufwärters gegeben. — Kaum hatte er drei Stunden geschlafen, so meldet man ihm einen Offizier. Großer Gott! ein Offizier

fragt nach dem Flüchtlinge in einer Stadt, wo die weiße Fahne nicht mehr weht. Man müßte selbst vor der Wuth der Parteien flüchtig gewesen seyn, um ganz zu fühlen, was es heißt, so zu erwachen. Es war indessen nichts, als daß der Offizier von einem armen Flüchtlinge gehört hatte und ihm nun seinen Rath, einen Aufenthaltsort, vielleicht eine kleine Geldunterstützung anbieten wollte. **Peyronnet** hörte ihn an. „Bevor Sie," sagte er dann, „Ihre ganze Existenz wegen einer menschenfreundlichen Handlung auf's Spiel setzen, müssen Sie wissen, wer ich bin. Ich bin nicht gewohnt, Zweifel in die Ehre eines Mannes zu setzen, der einen Degen trägt, und mein Geheimniß ruht sicher im Herzen eines französischen Offiziers; aber Ihre Theilnahme für mich könnte Ihnen leicht gefährlich werden. Ich heiße Peyronnet." Der Offizier drückte ihm die Hand und rief: „Gut, schön, aber die Zeit drängt, ich will Sie retten!" Eine würdige Dame wurde in das Geheimniß gezogen; Abends war ein Fuhrwerk für **Peyronnet** gekauft, und das gute Geschick führte ihm ein unbeschriebenes Paßformular zu, das er mit eigner Hand ausfüllte.

Seine Verhaftung war wahrscheinlich die Folge einer Gefälligkeit von seiner Seite. Kaum war er nämlich von neun Uhr Abends an eine Stunde mit Postpferden unterwegs, so holte er einen Mann auf einem stätigen Pferde ein; dieser bat, ihn bis zu der nächsten Post in das Kabriolet zu nehmen. Es war ein armer Handelskourier, der sich verspätet hatte und, wie er versicherte, verloren war, wenn er nicht zur bestimmten Zeit in Bordeaux ankam. **Peyronnet** gewährte freundlich die Bitte, ließ ihn bei der nächsten Post nicht fort und fuhr so mit ihm ruhig weiter bis oben an den Berg vor Tours, von wo er eine große Menschenmenge auf der Straße erblickte, die man von da bis an den Berg gegenüber vor sich sieht. Er hielt es für gerathener, zu Fuß durch die Menge zu gehen, um weniger Verdacht zu erregen, stieg ab und durchschritt zuversichtlich die durch die Pariser Ereignisse aufgeregten Haufen; schon hatte er sie im Rücken, ja er hatte

mit mehreren Wachen gesprochen, schon war er außerhalb der Stadt, nahe dem Orte, wo er wieder einsteigen sollte, da hörte er Reiter von der Nationalgarde hinter sich „Halt!“ rufen. Er ging ruhig weiter, als ob ihn der Ruf nicht anginge, und die Reiter holten ihn ein. — Sein Reisegefährte war von der Menge angehalten worden und hatte keinen Hehl daraus gemacht, daß er nicht allein reise. **Peyronnet** war gerettet, wenn der Mann geschwiegen hätte; ja, dies wäre wohl auch geschehen, hätte der Mann gewußt, wer der gefällige Fremde sey. So aber beschäftigte der fehlende Reisende die Einbildungskraft der aufgeregten Menge, und die Nationalgarde fand ihn und brachte ihn auf das Stadthaus. Nicht lange, so war dort und rings umher großer Lärm. Der geheimnißvolle Mann, der aussteigt und zu Fuß durch eine mit Volk in Aufstand gefüllte Stadt geht, das muß Polignac, das muß Peyronnet seyn! Aber des Gefangenen zuversichtliche Sprache, seine Kaltblütigkeit, die Ruhe in dem sanften, ernsten Gesichte, die scheinbare Richtigkeit seines Passes, dies alles sprach gegen den schlechtbegründeten Verdacht. Schon war davon die Rede, den Fremden loszulassen, schon fing man an, sich gegen ihn zu entschuldigen; ein Dutzend Personen, welche die Minister gut kennen wollten, hatten ihn nicht erkannt, und **Peyronnet** will gern glauben, daß sie ihn nicht kennen wollten; man wartet nur noch, bis sich die Volksmenge etwas verlaufen hatte, da verlangt ihn auf einmal Jemand zu sehen. Der Mann kommt herein, stellt sich vor den Fremden hin, kehrt sich zum Offizier und sagt: „Herr von Polignac? nein! aber Herr von Peyronnet? ja!“ und somit war die Sache entschieden.

Es läßt sich denken, daß ein Mann von **Peyronnets** Charakter unter Umständen, wo ihm nichts übrig blieb, als sein Selbstbewußtseyn im Unglücke, jetzt keinen Hinterhalt mehr hatte. Er steht rasch auf und spricht: „Genug ihr Herren, ich will nicht länger heucheln, das ist meine Sache nicht. Ich bin Graf Peyronnet, Minister des Königs von Frankreich,“ und zu seinem Angeber sich wendend: „Ich ver-

gebe Ihnen, mein Herr; mögen Sie glücklicher seyn, als ich.“ — Diese wenigen Worte rührten alle Umstehenden auf's Tiefste; denn großherzige Gefühle finden immer Anklang und die Parteisucht tritt davor in den Hintergrund. Die vielen Zeugen dieses Auftrittes gaben freiwillig ihr Ehrenwort, des Gefangenen Namen zu verschweigen; denn noch brüllte der Aufruhr, und **Peyronnet** hauchte sein Leben auf dem Pflaster aus, wenn sein Name auskam. Das Geheimniß, um das so viele Menschen wußten, die in ihm einen Feind erblickten, wurde treu bewahrt. —

Freundschaft.

Herr de la Tremouille war bei Heinrich dem Vierten in Ungnade gefallen; dessen ungeachtet setzte sein Freund, der Graf **d'Aubigne**, den vertrauten Umgang mit ihm fort. Als ihm der König darüber Vorwürfe machte, entgegnete **d'Aubigne:** „Mein Freund ist unglücklich genug, daß er die Gnade seines Herrn verloren, und eben jetzt darf ich ihn am wenigsten verlassen.“

Chateauneuf, der Großsiegelbewahrer Ludwig des XIII., fiel in Ungnade. Er wurde verhaftet und mit ihm zugleich der Ritter **von Jars**, sein vertrautester Freund. Man bot alles auf, diesem ein Geständniß zum Nachtheile Chateauneuf's zu entlocken.

Als die Künste der Ueberredung fehlschlugen, war man schamlos genug, den Ritter vor Gericht zu stellen und über ihn die Todesstrafe auszusprechen. Er wurde auf's Blutgerüst geschleppt; aber selbst der Anblick des Henkerbeiles konnte ihn nicht wanken machen. Er öffnete die Lippen nur, um die

Treue und Unbescholtenheit des Großsiegelbewahrers am Rande des Grabes feierlich zu bestätigen.

Schon kniete er am Blocke, als der Ruf: „Gnade“ ertönte. Ein Abgeordneter des Königs näherte sich dem angeblichen Verbrecher, und eröffnete ihm, daß der Monarch ihn begnadige, aber dagegen vollen Aufschluß über die strafbaren Umtriebe Chateauneuf's erwarte.

„Dieser Kunstgriff kann zu nichts führen,“ rief **Jars** mit edlem Unmuthe aus. „Die Furcht vor dem Tode wird mich nie bestimmen, die Pflichten der Freundschaft zu verletzen. Ich bleibe fest dabei, daß der Großsiegelbewahrer ein durchaus redlicher Mann ist, der seinem Könige immer treu gedient hat.“

Jars wurde wieder in seinen Kerker zurückgeführt, aber einige Zeit darnach, ehrenvoll gerechtfertiget, in Freiheit gesetzt.

Während der Belagerung von la Capelle *) (1650) wurde ein Spanier, der den Wall vertheidigen half, von einer Kugel getroffen. Sein Freund hört es und eilt herbei, um ihm Hilfe zu leisten; schon aber hatte der Verwundete das Leben ausgehaucht. Vor Schmerz außer sich wirft der zärtliche Freund sich über die Leiche, drückt sie an die Brust und gibt in diesem Augenblicke gleichfalls seinen Geist auf.

Der spanische Feldherr war von dieser Begebenheit sehr gerührt. Er ließ die beiden Freunde, welche selbst der Tod nicht hatte trennen können, mit großem Prunke nach Avesnes bringen, dort zusammen in ein Grab legen und darüber ein Denkmal von Marmor aufrichten.

Colincourt, Hofkaplan Ludwig des Fünfzehnten, hatte bei zwanzigtausend Thaler Schulden. Als er im Sterben lag, entdeckte er seinem Freunde **Galaiziere**, daß ihm nichts den

---

*) Ein Flecken in der Pikardie, ehemals befestiget.

Uebergang in jene Welt so schwer mache, als die Unmöglichkeit, seine Gläubiger vorher befriedigen zu können.

Stillschweigend entfernte sich **Galaiziere**, bezahlte die Schulden und brachte dem Sterbenden die Quittungen.

Der Doktor Freind wurde auf Veranlassen eines Ministers in den Tower*) gesetzt. Sechs Monate darauf erkrankte dieser Minister und ließ den Doktor **Mead** holen, zu dem er großes Zutrauen hatte. **Mead** versicherte jedoch, er würde keine Feder zu einem Rezepte ansetzen, bevor nicht Freind aus dem Tower befreit wäre.

Der Befehl zur Loslassung des Gefangenen wurde ausgefertigt; **Mead** schrieb aber nicht eher ein Rezept, bis er seinen Freund wirklich frei sah.

Darauf heilte er den Minister sehr bald und glücklich und schickte seinem Freunde fünftausend Guineen, die er während seiner Gefangenschaft von dessen Patienten erhalten hatte.

Moore erzählt folgende rührende Anekdote von dem berühmten Lord **Byron.** Als **Byron** und der nachherige Minister Peel auf der Schule zu Harrow waren, ließ es sich ein tyrannischer, einige Jahre älterer Schulkamerad beigehen, den kleinen Peel, weil dieser sich einem übermüthigen Verlangen desselben widersetzte, tüchtig durchzuprügeln. **Byron** sah das Leiden seines Freundes, und obgleich er wußte, daß er nicht stark genug war, sich mit dem Schlaghart zu messen, trat er mit Thränen in den Augen und vor Wuth zitternder Stimme hinzu und fragte sehr demüthiglich, wie viel Schläge Peel bekommen sollte? — „Warum, du kleiner Halunke, was geht das dich an?“ — „Weil ich,“ erwiederte **Byron**, „wenn es dir gefällig ist, lieber X..., die eine Hälfte der Schläge für Peel nehmen will.“ —

---

*) Das Staatsgefängniß in London.

Zwei junge Maler, die in ein und demselben Atelier arbeiteten, schlossen bald innige Freundschaft; denn die Kunst ist ein Band der Sympathie von unwiderstehlicher Kraft. Beide strebten nach einem Ziele, nach Ruhm. Obschon von gleichem Talent, hatte der eine doch mehr Wahrscheinlichkeit, seinen Wunsch erfüllt zu sehen; denn er besaß Vermögen und brauchte daher nicht auf die Stimme der Noth zu horchen, während der andere genöthigt war, aus der Kunst ein Handwerk zu machen: der Hunger trieb ihn dazu. Der Freund, der seine Lage bald erkannte, drang in ihn mehrere Mal, seinen Beistand anzunehmen; aber sein Stolz erwachte bald; er vermochte es nicht, sich zu überwinden, und lehnte seines Freundes fernere Unterstützung ab. Ihm blieb nur ein Hilfsmittel übrig, nämlich das letzte Gemälde zu verkaufen. Nun entstand aber die besorgliche Frage, ob er Jemand finden werde, der ihm sein Gemälde zu einem lohnenden Preise abkaufe? — Vielleicht wird es sein Freund auf sich nehmen, es an den rechten Mann zu bringen? — In der That wurde es den andern Tag um baare tausend Franken abgeliefert. Der junge Maler war so erfreut über diesen guten Verkauf, daß er gar nicht nach dem Namen des Käufers fragte. Vier Jahre verflossen; die Freunde waren getrennt, Jeder schon renomirt, als eines Morgens der Eine folgenden Brief erhält: „Mein lieber Gerard! Ich kaufte vor vier Jahren ein Gemälde von Dir, für das ich Dir tausend Franken bezahlte. Ein Liebhaber hat es in meinem Atelier gesehen und gab mir zehntausend Franken dafür. Ich übermache Dir hiemit eine Anweisung von 9000 Fr. auf die Bank. Dein treuer Freund **Isabey.**“ —

Gastfreundschaft.

Ein Spanier hatte einen jungen Mauren im Zweikampfe erstochen; er wurde verfolgt und sprang, um sich zu retten, über die Einfriedigung eines Gartens. Der Eigenthümer, den er um Schutz anflehte, reichte ihm liebreich einen Pfirsich und sagte: „Iß von dieser Frucht, so kann ich dir meine Gastfreundschaft nicht versagen.“ Der Spanier aß, und nun führte ihn der alte Maure in sein Haus.

Aber welch ein Anblick erwartete den Greis! Man brachte ihm seinen Sohn todt auf einer Tragbahre entgegen. Zeugen, welche mitgekommen waren, klagten den anwesenden Fremdling als den Mörder an.

Einige Augenblicke kämpfte der unglückliche Vater mit sich selbst, dann wendete er sich zu dem bestürzten Spanier und sagte: „Du hast meinen einzigen Sohn erschlagen! Die Rache ist süß, aber — du bist mein Gastfreund. Geh, besteige mein bestes Pferd, damit du auch der Rache der Gerechtigkeit entrinnest.“

Karl Eduard, der Sohn des bekannten Prätendenten, flüchtete sich nach der für ihn unglücklichen Schlacht bei Culloden nach Kingsbury, auf der Insel Skye. Der Eigenthümer des Schlosses, **Alexander Donald**, verstattete ihm willig Zuflucht und alle Rechte der Gastfreundschaft. Indessen hatte die Regierung Georg des Zweiten einen Preis von fünftausend Pfund (60,000 fl.) auf den Kopf des flüchtigen Prinzen gesetzt. **Donald**, dessen Umstände eben nicht die besten waren, hätte durch diese beträchtliche Summe sein und der Seinigen Glück machen können; aber viel zu heilig waren ihm die Pflichten der Gastfreundschaft, als daß er sie um noch so großen Gewinn hätte verletzen mögen. Durch die Treue und Wachsamkeit dieses großmüthigen Beschützers entging der unglückliche Flüchtling allen Verfolgungen seiner Feinde.

Ein französischer Oberoffizier jagte in den Gebirgen Korsika's und verirrte sich. Von Hunger und Müdigkeit ganz entkräftet, erblickte er eine Hütte, schleppte sich hin und bat mit sterbender Stimme um Obdach. Der Bauer nahm ihn bereitwillig auf und machte ihm in der Stube ein Streulager zurecht. „Es thut mir leid," sagte er, „daß ich dir dieses elende Bett anweisen muß, allein ich habe kein bequemeres; versuche, ob du schlafen kannst."

„Wolltest du mir nicht auch etwas zur Labung geben?" stammelte der ohnmächtige Offizier.

„Ach Gott," rief der arme Korse aus: „Küche und Keller hier sind schlecht bestellt für einen Mann wie du."

„Freund, gib mir, was du hast, es ist alles willkommen; gib, oder ich verschmachte."

Der Korse brachte sein aus Kastanienmehl gebackenes Brod und ein wenig Ziegenmilch. „Das ist mein ganzer Vorrath," sagte er; „aber ich gönn' ihn dir von Herzen und will heute gern einen Fasttag halten."

Der Offizier nahm, aß und fühlte sich von der frugalen Mahlzeit ausnehmend gestärkt. Das erste war, dem gastfreundlichen Wirthe seine Erkenntlichkeit bezeugen zu wollen. Er zog seine Börse und nahm einige Louisd'or heraus. „Was willst du mit dem Gelde?" rief der Korse erstaunt und unwillig aus: „Mich bezahlen? Seit wann übt man die Gastfreundschaft für Geld?" Alles Dringen, alles Bitten des Franzosen war vergebens; der Bauer wies mit edlem Stolze die Goldstücke zurück, obgleich sie in den Augen eines Mannes von seinen Verhältnissen ein reicher Schatz seyn mußten. „Laß mich mit deinem Gelde," sagte er, „und verdirb mir die Freude nicht, nach der Sitte meiner Väter die Pflicht der Gastfreundschaft erfüllt zu haben." Der Offizier mußte nachgeben und sich begnügen, mit einem dankbaren Händedrucke zu scheiden.

Später fügte sich's, daß der Korse nach der Stadt kam, wo der Offizier in Garnison lag. Dieser erblickte ihn, umarmte den schlicht gekleideten Landmann vor Aller Augen und zog ihn an seine Tafel. „Meine Herren," sagte er zu den

Anwesenden: „sehen Sie hier einen Gast, der jeder Gesellschaft Ehre macht, die er besucht.“

Die Araber üben mit unverbrüchlicher Treue die Pflichten der Gastfreundschaft, und selbst Räuber von Profession erlauben sich nie eine Verletzung derselben. Eine Karavane französischer Kaufleute reiste von St. Croix nach Mogador*). Der Häuptling einer Bande Araber, lüstern nach der reichen Beute, verlegte mit vierhundert Mann einen engen Paß, durch welchen der Weg der Reisenden führte. Die Kaufleute, deren Bedeckung lange nicht so stark war, mußten ohne Rettung der Habgier dieser Räuber zum Opfer werden, hätte nicht ein heftiger Regenguß die Karavane genöthigt, Halt zu machen, noch ehe sie an den Paß kam. Die Nacht war vor der Thüre, als der Führer beschloß, den Weg zu ändern und sich in die Wohnung eben des Häuptlings zu flüchten, dessen Absicht sie so wenig ahnten. Bereitwillig gewährte ihnen dieser Obdach und Schutz, und sie luden die Kamele ab. Sogleich nach der ersten Begrüßung bekannte ihnen der Araber frei heraus, er habe vierhundert seiner Leute in einen Hinterhalt gestellt, um ihnen aufzulauern und sie zu überfallen. „Doch der Prophet selbst,“ fügte er hinzu, „muß euch auf den Gedanken gebracht haben, eure Zuflucht zu mir zu nehmen; dadurch seyd ihr einer Schlinge entgangen, in welcher ich euch unfehlbar gefangen haben würde. Nun aber,“ schloß er, „habt ihr nichts weiter zu befürchten, denn meine Religion befiehlt mir, euch zu schützen, und eben die Leute, die euch überfallen sollten, werden euch als Bedeckung nach Mogador geleiten.“

Er hielt Wort, bewirthete und pflegte seine Gäste köstlich und nahm weder selbst etwas von ihnen, noch erlaubte er seinen Leuten, irgend ein Geschenk anzunehmen.

---

*) **Mogador oder Suira,** bedeutende Hafenstadt im Reiche Marokko.

Edelsinn, Großmuth, Hochherzigkeit, Seelenadel.

Adelstan, während der sächsischen Dynastie der achte König von England, wurde als der jüngste seiner Brüder durch Liebe und freie Wahl des Volkes im Jahre 925 auf den englischen Thron erhoben. Konstantin König von Schottland vergaß die Verträge, in denen er mit **Adelstan** stand, und rückte verheerend in England ein. **Adelstan** zog ihm entgegen und in den Ebenen von Bronfeld kam es zur Schlacht, die dreißig Stunden dauerte. Die gerechte Sache siegte, und fünf Anführer der Schotten, Irländer und Galen fand man unter den Erschlagenen. Der Sieger verfolgte seinen Sieg, eroberte Schottland und gab dem treulosen Fürsten seine Länder mit den Worten zurück: „Es ist rühmlicher, Könige zu machen, als zu entthronen.“ —

Graf Konrad von Luxemburg, ein gewaltthätiger Herr, überfiel den Erzbischof **Eberhard** von Trier, als dieser die Gränzen seines Sprengels umritt. Mit frecher Faust riß er dem frommen Gottesmanne die bischöfliche Kleidung vom Leibe, zerfetzte das Pallium und goß das heilige Salböl in den Koth. Des Frevels war noch nicht genug; Konrad schleppte den guten Bischof, welcher sich der Schmach nicht wehren konnte, gefangen auf eine feste Burg und warf ihn in das Verließ des Schloßthurmes. Die Mißhandlung eines so hoch gestellten und allgemein geachteten Mannes erregte in ganz Deutschland Unwillen. Vorzüglich fühlte sich die Geistlichkeit gekränkt; sie berichtete nach Rom, und der heilige Vater that den Grafen mit seinen Begleitern in den Bann.

Als Konrad sah, daß der ganze, damals so mächtige Klerus über ihn herfiel, entsagte er seinem Trotze, gab den Gefangenen ledig und suchte demüthig Versöhnung mit der erzürnten Kirche. Der Papst überließ dem beschimpften Erz-

bischofe, die an die Lossprechung vom Banne geknüpfte Buße nach eigenem Gutdünken zu bestimmen, und dieser hatte damit die Macht in Handen, seinem Feinde bitter zu vergelten. Allein großmüthig vergab **Eberhard** dem Grafen und legte ihm zur Strafe weiter nichts auf, als eine Reise nach Jerusalem, welche der Luxemburger, froh so leichten Kaufes davonzukommen, ungesäumt antrat.

Cencius, Präfekt von Rom, bricht in der Christnacht des Jahres 1075 mit Bewaffneten in der Kirche von Santa Maria Maggiore ein, wo **Gregor VII.** friedlich am Hochaltare stand und Messe hielt. Der Papst, schwer verwundet, wird seiner priesterlichen Gewänder entkleidet und ihm das Gefängniß angekündigt. Ohne ein Wort zu reden, mit stolz erhobenem Haupte folgt er der Rotte, die vor ihm hergeht. Doch es sollte mit **Gregor** nicht zum Aeußersten kommen. Das Volk, das die Eifersucht der Vornehmen auf die päpstliche Gewalt nicht theilt, erfährt kaum, daß der Papst gefangen sich in einem Thurme befindet, als es zu den Waffen eilt, um ihn zu befreien. Bei dem Anblicke der erbitterten Menge wirft sich Cencius dem Papste zu Füssen und bittet ihn um Verzeihung. **Gregor,** die Bitte gewährend, zeigt sich, um die Gemüther zu besänftigen, an einem Fenster, das Volk aber, in seiner Aufregung, dringt in den Thurm, überläßt sich zuerst, da es den Papst blutig geschlagen sieht, den Eingebungen des Schmerzes und dann führt es ihn nach Santa Maria Maggiore zurück, wo der hochsinnige **Gregor** den Muth hat, die unterbrochene Messe vom Neuen zu beginnen, als ob die Scene, wovon er das Opfer gewesen, ihn nichts anginge, mit ruhiger Stimme die Gebete spricht, und mitten unter den Aeußerungen liebender Anhänglichkeit seinen Befreiern den Segen ertheilt.

Zeno Somo de Silva war von niederer Abkunft und anfänglich Buchhalter bei einem Banquier in Cadiz. Seine

ausgezeichneten Talente machten ihn bald bekannt. Er schwang sich von Stufe zu Stufe empor, ward unter der Regierung Ferdinand des V. Intendant der Armee, kam von da in das Ministerium, wo er sich in dem ungetrübten Glanze eines Mannes zeigte, der allein Schöpfer seines Glückes war.

Erhaben über alle kleinliche Eitelkeit nannte er sich, als ihn der König zum Marquis machte und er als solcher einen andern Namen annehmen sollte, **La Ensenada** (An sich nichts).

Die Gunst, mit welcher der König dem ausgezeichneten Manne zugethan war, erregte den Neid der Höflinge. **La Ensenada** wurde durch Kabalen gestürzt. Jetzt in seinem Unglücke zeigte er sich eben so groß, ja vielleicht noch größer, als zur Zeit seines höchsten Glückes. Man gab ihm die Erlaubniß, eine gewisse Anzahl von Bedienten in sein Exil mitnehmen zu dürfen. „Als Minister hab' ich dergleichen nöthig gehabt," sagte er; „in meiner dermaligen Lage aber kann ich mich sehr gut selbst bedienen."

Der König vermißte den redlichen und talentvollen Staatsmann recht sehr, und wenn er von ihm sprach, geschah es stets mit der Aeußerung: „Der arme La Ensenada."

Der unglückliche König von Frankreich Franz I. war noch in Spanien gefangen, als der Herzog von Bourbon, sein Unterthan und Verräther, den prachtvollsten Einzug in Toledo hielt.

Aber ungeachtet Kaiser Karl V. diesen Prinzen auf alle Weise mit zuvorkommender Gnade überhäufte, so zeigten doch die Spanier den entschiedensten Unwillen gegen ihn, vor allem der Markis **von Villena.** Der Kaiser ersuchte diesen, seinen Palast dem Herzoge zur Wohnung zu geben, so lange der Hof zu Toledo seyn würde. Der Markis sagte gleich Ja, „aber," fügte er hinzu, ehe Karl ihm noch danken konnte: „Ew. Majestät müssen sich dann auch nicht wundern, daß ich meinen Palast niederreißen lasse, sobald der Herzog ausgezogen ist."

Der Kaiser fragte ihn sehr betroffen, was er damit sagen wolle?

„Unter dem Dache, unter welchem ein Verräther gewohnt hat, soll kein ehrlicher Mann schlafen," gab der Markis zur Antwort.

Der Herr von Fervaques gerieth bei Heinrich dem Dritten in Verdacht, um die Entweichung des jungen Königs von Navarra gewußt zu haben. Der ergrimmte Tyrann schwor, daß Fervaques diese Verrätherei mit seinem Leben bezahlen müsse. Zugleich drohte er den Anwesenden, daß es demjenigen von ihnen, welcher diesem Treulosen ein Wort der Warnung zuflüstern würde, unfehlbar den Kopf kosten solle. Unter andern Herren des Hofes war auch **Crillon** gegenwärtig. Er hörte mit Schaudern einem Manne den Tod zuschwören, den er wegen seiner Tugenden hochschätzte und überdies in seinem Herzen von aller Mitschuld an dem zugemutheten Verbrechen freisprach. Bei jeder Gelegenheit edelmüthig, bei keinem Unternehmen furchtsam die damit verbundene Gefahr berechnend faßt er den Entschluß, den Verfehmten zu retten. Er begibt sich zu dem Herrn von Fervaques, erzählt ihm alles, und dringt in ihn, so schnell wie möglich die Flucht zu ergreifen.

Den Tag darauf erfuhr Heinrich, daß Fervaques verschwunden sey, und gerieth darüber in schreckliche Wuth. Einige Augenblicke musterte er in Gedanken alle, welche bei jenem Schwure zugegen gewesen waren; aber bald blieb sein Verdacht bei **Crillon** stehen. Ein Page mußte ihn rufen. „Fervaques," zürnte der König dem Eintretenden entgegen, „der schändliche Fervaques ist entflohen und läßt meiner Rache nur den zurück, welcher ihn so unberufen gewarnt hat. Kennt ihr ihn, Crillon?" „Ich kenne ihn, Sire," versetzte der unerschrockene Ritter. „Nun gut," rief der König und seine Augen funkelten: „so sagt mir den Namen des Todeswürdigen."

„Er heißt von seinen Eltern Lones Balbe-Berton de Crillon," lautete die Antwort. „Sein König nennt ihn aber seit

langem schon den Braven, und das Heer den Mann ohne Furcht. Ja, Sire! ich selbst war es, der den Fervaques warnte, und ich that's, einen Unschuldigen zu retten und Ihnen einen schwer zu verantwortenden Mord zu ersparen."

Heinrich staunte den großen Mann eine geraume Weile schweigend an. Endlich brach er in die Worte aus: „Es gibt nur einen Crillon in der Welt," und reichte dem Ritter, als Zeichen der Vergebung, die Hand zum Kusse. —

Derselbe Heinrich III. wollte den seiner Macht gefährlichen Herzog von Guise heimlich aus dem Wege räumen lassen. Er hielt, den Mord auszuführen, Niemanden geeigneter, als **Crillon**, weil er des Ritters treue Anhänglichkeit an das königliche Interesse kannte und wohl wußte, wie sehr er und der Herzog sich einander haßten. „Ihr seyd es," sagte er zu **Crillon**, „den ich gewählt habe, dem Beleidiger meiner Majestät den Tod zu geben." „Ich eile zu ihm, Sire!" entgegnete der Ritter: „mein Degen soll sein Herz finden, mag ich auch, von dem seinigen durchbohrt, mit ihm zugleich fallen." Sprach's und wollte hastig das Zimmer verlassen.

„Halt!" rief ihm der König nach: „es ist nicht mein Wille, daß ihr euch mit diesem Manne schlagen sollt."

„Und wie denn?" fragte **Crillon.**

Heinrich flüsterte: „Der Streich, welcher dem Herzoge das Leben nehmen soll, muß ganz unvermuthet geführt werden und — —"

„Fahren Sie nicht fort, Sire!" unterbrach ihn **Crillon** voll innern Abscheues: „Sie machen sonst, daß ich über meinen König erröthen muß."

Der Günstling des Sultans Mustapha I. warf einst einen Stein nach einem Derwisch, der um ein Almosen bat. — Der Derwisch nahm diesen Stein zu sich, und verwahrte ihn wohl mit dem Vorsatze, früh oder spät den grausamen Höfling damit zu treffen.

Einige Zeit nachher ergab es sich, daß dieser Günstling in Ungnade fiel, und der beleidigte Derwisch kam eben dazu, als der Unglückliche durch die Straffen der Stadt geführt wurde, um von dem Pöbel verspottet und beschimpft zu werden.

Rasch griff der Derwisch nach dem Steine, den er immer bei sich trug, — und — warf ihn in einen Brunnen.

„An einem mächtigen Feinde, sagte er, rächt sich nur der Thor; an einem Unglücklichen nur ein Schurke.“ —

Herr von **Brissac** kam aus einem zehnjährigen Kriege in Italien so arm und entblößt von Allem zurück, daß er sogar Tischzeug und Hausgeräth hatte verkaufen müssen, um seine Schulden zu zahlen. Beweis genug für des Edlen seltene Redlichkeit und Uneigennützigkeit! Ihn begleitete ein Haufen Kaufleute, welche bei dem Hofe um Zahlung für das, was sie der Armee geliefert hatten, anhalten wollten. Aber anstatt daß diese Bedauernswerthen erhielten, was sie rechtmäßig zu fodern hatten, mußten sie sich in dem theuern Paris noch vollends aufzehren. **Brissac**, gerührt von dem Zustande dieser armen Leute, beschloß, den Rest seines Vermögens aufzuopfern, um sie wenigstens zum Theil zu entschädigen. Seine Gemahlin, die Marschallin von **Brissac**, war seit einigen Tagen mit 20,000 Thalern angekommen, die sie als Mitgabe für ihre Tochter zusammengebracht hatte. **Brissac** ließ die Kaufleute rufen und stellte sie seiner Frau vor. „Meine Liebe,“ sagte er: „dies sind Leute, welche mir auf mein Ehrenwort ihr Vermögen aufgeopfert haben. Der Hof weigert sich, sie zu bezahlen; wir wollen die Verheirathung unserer Tochter auf eine andere Zeit verschieben und das ihr zur Mitgabe bestimmte Geld diesen Unglücklichen geben.“

Die Marschallin willigte ohne Widerrede ein, und durch Hilfe eines Anlehens brachte **Brissac** 100,000 Livres zusammen — gerade die Hälfte der Summe, die der Staat den Kaufleuten schuldig war. Ueber den Rest gab er ihnen Sicherheit. —

Nach dem langen Kriege war eine große Anzahl Offiziere verabschiedet worden. Da sie nirgends einen Zufluchtsort für sich sahen, so wendeten sie sich an den Marschall **Brissac** und fragten ihn, ob man ihnen nicht wenigstens anzeigen wollte, wo sie Brod bekommen würden. „Bei mir," antwortete **Brissac**, „so lange ich welches haben werde."

Die Prinzessin von **Longueville** hatte sich im Unmuthe einige beleidigende Aeußerungen über Ludwig den Vierzehnten erlaubt. Ein Hofkavalier, der die unglücklichen Worte mit angehört hatte, dachte niedrig genug, sie dem Könige zu hinterbringen. Dieser redete darüber mit dem Bruder der Prinzessin, welcher aber durchaus nicht zugestehen wollte, daß seine Schwester sich so weit vergessen haben könnte. „Wohlan," unterbrach der König seine Betheuerungen: „wenn die Prinzessin selbst mich des Gegentheils versichert — ihr will ich es glauben."

Der Prinz eilt zu seiner Schwester, die ihm alles gesteht. Bestürzt müht er sich, sie zu überreden, „daß sie ihre Sache sehr verschlimmern würde, wenn sie gestünde; dem Könige selbst geschähe damit kein Gefallen." Er verschwendet seine Beredsamkeit vergeblich; die hochherzige Prinzessin entgegnet ihm: „Wollen Sie denn, daß ich meinen Fehler durch einen zweiten, durch eine Unwahrheit, wieder gut machen soll? Ich würde es um keinen Preis der Welt über mich gewinnen können, dem Könige vorzulügen — ihm, der so viel Zutrauen auf meine Wahrhaftigkeit setzt, daß er, wie Sie mir sagten, auf's Wort glauben will. Zudem käme der Edelmann in eine böse Klemme; er hat zwar übel an mir gehandelt, aber deswegen bin ich nicht berechtiget, ihn als Verläumder zu erklären, da er es in der That nicht ist."

Des andern Tages ging sie zum Könige, fiel ihm zu Füssen, bekannte offenherzig ihr Vergehen und bat um Gnade. Ludwig zeigte sich eben so edelmüthig und verzieh ihr nicht

nur von ganzem Herzen, sondern behandelte sie nachdem noch mit mehr Achtung und Güte, als zuvor.

Der Fürst **Menzikoff** kommandirte eine russische Armee, bei welcher sich durch seine Nachläßigkeit viele Mißbräuche eingeschlichen hatten. Ein deutscher Offizier, der mit diesen Unordnungen nicht zufrieden war, gab dem Czar davon Nachricht, welcher seinem Günstlinge deswegen harte Verweise gab. Viele Offiziere zürnten wider den Deutschen, der einen Fürsten zu beleidigen und seine Klage bei höchster Stelle vorzubringen sich erkühnet hatte. **Menzikoff** selbst gab sich alle Mühe seinen Ankläger zu erfahren und redete ihn folgender Gestalt an: „Sie müssen in der That ein schätzbarer Mann seyn, daß Sie sich lieber meiner Rache haben aussetzen, als den Czar in dieser Sache unwissend lassen wollen. — Gönnen Sie mir Ihre Freundschaft; geben Sie mir zuweilen einen guten Rath und nehmen Sie jetzt ein Geschenk von zweitausend Dukaten, als ein Zeichen meiner Hochachtung von mir an."

Unter der Regierung des Kaisers Iwan befand sich ein deutscher Baron, **von Heimburg**, in russischen Diensten. Er war Generaladjutant des Herzogs Anton Ulrich, des Vaters des jungen Kaisers. Durch die große Staatsveränderung (1742) wurde der Herzog von der Regierung entfernt; seine Getreuen schleppte man nach Sibirien. **Heimburgs** Verbannungsort lag zweihundert Meilen hinter Moskau.

Hier bekam er weiter nichts zu seinem Unterhalte, als Brod und Gerstenwasser. Das Geld, welches ihm die Kaiserin Elisabeth ausgesetzt hatte, unterschlug der gewissenlose Offizier, dem der Gefangene zur Bewachung anvertraut war. Durch die Schuld dieses Elenden mußte **Heimburg** lange Jahre mit dem bittersten Mangel kämpfen. Erst 1763, unter der Regierung der Kaiserin Katharina, schlug ihm die Erlösungsstunde.

Der Offizier verkündigte **Heimburg** seine Befreiung, und gleich darauf stürzte er ihm zu Füssen und gestand, daß er das zu seinem Unterhalte ausgesetzte Geld für sich behalten hätte. **Heimburg** vergab dem Elenden. Geraden Weges eilte er nach Moskau, um der Kaiserin für die erhaltene Begnadigung zu danken. Die gütige Monarchin fragte ihn, ob er in seiner Verbannung das für ihn bestimmte Jahrgeld erhalten habe, und **Heimburg** antwortete mit einem edlen „Ja." Gewiß ein Beispiel von Großmuth, das wenige seines Gleichen haben wird.

In dem Laboratorium des zu seiner Zeit hochberühmten Wunderdoktors Schuppach war eines Tages eine Gesellschaft vornehmer Leute aus allen Gegenden der Welt beisammen. Unter Andern befanden sich bei diesem Besuche mehrere französische Herren und Damen und ein russischer Fürst mit seiner Tochter, welche durch ihre Schönheit die Bewunderung aller Anwesenden erregte.

Die Unterhaltung war eben im lebhaftesten Gange, als ein alter schlechtgekleideter Bauer eintrat, um ein Heilmittel für sein krankes Weib bereiten zu lassen. Während er wartend da stand, machte sich ein junger Marquis an ihn und ersah sich vorzüglich an dem langen grauen Barte des Landmannes einen Gegenstand des Spottes. Nach einer Reihe schlechter Späße schlug der Witzbold endlich eine Wette von zwölf Louisd'or vor, daß keine der gegenwärtigen Damen dem alten häßlichen Kerl einen Kuß geben werde.

Die schöne Russin, welche den herzlosen Neckereien nur mit Unwillen zugehört hatte, legte jetzt zwölf Louisd'or auf einen Teller und übersendete diesen durch einen Bedienten dem Marquis, zum Zeichen, daß sie die Wette angenommen habe. Der Franzmann stand verblüfft, mußte aber Ehren halber auch seine zwölf Stücke beilegen. Nun näherte sich die Edelmüthige dem mißhandelten Bauer und sagte: „Erlaubt, ehrwürdiger Vater, daß ich euch nach der Sitte meines Landes begrüsse."

Mit diesen Worten umarmte sie den Greis und gab ihm einen Kuß. Dann reichte sie ihm das Geld und fuhr fort: „Nehmt das zum Andenken von mir und zum Zeichen, daß die russischen Mädchen es für Pflicht halten, das Alter zu ehren.“

Der berühmte Sänger **Farinelli** stand bei dem Könige Philipp dem Fünften von Spanien in höchster Gunst und sah sich mit Ehren und Reichthum überhäuft; auch war er wirklich der Auszeichnung werth, obgleich von Vielen beneidet und verläumdet. In seiner Rache zeigte er sich eben so groß, als in seiner Kunst. Als er einst in das Zimmer des Königs ging, schalt ihn ein alter Hauptmann von der Leibgarde, seinen Kameraden zuflüsternd: „Dergleichen Schurken haben vollauf; aber der arme Soldat, der dreißig Jahre lang gedient hat, wird übersehen.“

Farinelli ging, als hätt' er nichts gehört, und als er zum Könige kam, machte er sogleich Gebrauch von der Gewalt, die er über ihn hatte, und erbat sich eine ansehnliche Beförderung für jenen unzufriedenen Krieger. Als er durch das Vorzimmer zurückging, übergab er gutmüthig jenem Tadler das Patent zu seiner neuen Stelle mit den Worten: „Sie hatten Unrecht, sich darüber zu beschweren, daß der König Ihre Dienste unbelohnt lasse; er hat Sie nicht vergessen.“

So überließ er den Beschämten seinem Erstaunen.

Eines Morgens kam ein junger Mensch zu dem berühmten französischen Gelehrten **Diderot** und überreichte ihm ein Manuscript, mit der Bitte, es zu lesen und seine Bemerkungen an den Rand zu setzen. **Diderot** nahm es höflich an und der Unbekannte entfernte sich.

Das Manuscript war die bitterste Satyre über **Diderot** und seine Werke. Des andern Tages erschien der Verfasser wieder.

„Mein Herr," sagte **Diderot:** „ich kenne Sie nicht, und weiß also nicht, wie ich dazu gekommen bin, Sie zu meinem Feinde zu haben. Wollten Sie mir wohl den Beweggrund sagen?"

„Ich habe nichts zu leben," entgegnete der Pamphletist, „und hoffe einige Laubthaler von Ihnen zu erhalten, damit die Broschüre nicht gedruckt würde."

„Also Noth verleitete Sie zu satyrisiren?" versetzte **Diderot** lächelnd: „wissen Sie was, ich will Ihnen einen guten Rath geben, wie Sie Ihr schriftstellerisches Produkt am Besten an Mann bringen können. Dediciren Sie es dem Bruder des Herzogs von Orleans; er haßt mich und wird die Schmähschrift gut bezahlen."

„Aber ich kenne den Prinzen nicht und bin in Verlegenheit, wie ich —"

„Setzen Sie sich hier an meinen Schreibtisch; ich werde Ihnen die Zueignung in die Feder diktiren."

Diderot sagte sie dem jungen Menschen; dieser schrieb sie nieder, brachte Zuschrift und Pasquil dem Prinzen und erhielt fünf und zwanzig Louisd'or.

Einige Zeit darauf besuchte er **Diderot** und stattete seinen Dank ab. „Es ist mir lieb, daß Sie Ihren Zweck erreicht haben," sagte **Diderot:** „aber," indem er ihn freundlich auf die Achsel klopfte — „ich rathe Ihnen doch wohlmeinend, sich für die Zukunft nicht mehr mit so erniedrigenden Arbeiten abzugeben."

Es verräth hohen Edelmuth, sich an dem Beleidiger nicht zu rächen, wenn man volle Macht dazu hat. Ein Beispiel solcher Geistesgröße hat **Marie Antoinette,** die unglückliche Königin von Frankreich, gegeben. Als sie noch Dauphine*) war, wurde sie von dem Obersten der Leibgarde Ludwig des XV., dem Marquis von Pontecoulant, so sehr beleidigt, daß sie

---

*) Kronprinzessin.

diese Kränkung nie vergeben zu wollen schien. Bald darauf gelangte ihr Gemahl durch den Tod seines Großvaters zum Besitze des Thrones. Der Marquis befürchtete nun strenge Ahndung seines Versehens und glaubte durch Niederlegung seiner Stelle dem ihm drohenden Schicksale ausweichen zu müssen. Vorher aber entdeckte er seine Furcht vor der Rache der neuen Königin dem Prinzen von Beauveau und äußerte sich, daß ihm die Nothwendigkeit, den Dienst des Königs zu verlassen, sehr hart falle. Der Prinz rieth ihm, noch zu warten, ging zur Königin, und theilte ihr den Vorsatz des Obersten und die Beweggründe mit, welche denselben zu einem so schmerzlichen Schritte bestimmten. Kaum hatte er ausgeredet, als sie folgende, ihrem Herzen zur Ehre gereichenden Worte erwiederte: „Die Königin weiß nichts mehr von den Beleidigungen, welche der Dauphine zugefügt wurden. Ersuchen Sie den Marquis, daß er sie gleichfalls vergessen wolle."

Als **Karl III.**, König von Spanien, auf dem Sterbebette lag und die heilige Wegzehrung empfangen sollte, wurde er von dem Patriarchen von Indien gefragt, ob er seinen Feinden verzeihe? worauf er die wahrhaft königliche Antwort gab: „Also hätte ich bis auf diesen Augenblick warten sollen, um ihnen zu verzeihen? Ich habe ihnen gleich damals verziehen, als sie mich beleidigten."

Garnier, der berühmte Geschichtschreiber und Philolog, versank durch die Revolution in die bitterste Armuth. Aber nicht die Revolution allein, sondern auch sein hoher Edelmuth brachte ihn so herunter. — Er hörte, daß einer seiner Freunde, ein Kaufmann, in große Bedrängniß gerathen sey. Sogleich suchte er ihn auf und bot ihm 20,000 Franken an, um ihn zu retten. Der Vorschlag wurde angenommen. Ohne Verzug verkaufte **Garnier** sein Landgut zu Bouquival, seinen liebsten Aufenthalt, und brachte seinem Freunde die 20,000 Franken. —

Kurze Zeit darauf starb dieser Freund, ehe er hatte das Geld zurückzahlen können. Man wollte **Garnier** bewegen, mit den übrigen Gläubigern gemeinschaftliche Sache zu machen. „Nein!“ antwortete der edle Mann, „soll einer verlieren, so gebührt dieser Vorzug dem besten Freunde des Hauses, und auf diese Ehrenstelle mache ich Anspruch.“ — Noch einem andern Freunde, den der Revolutionssturm hinraffte, hatte er 12,000 Franken geliehen. Die hinterlassene Familie befand sich in der äußersten Noth. „Meines Freundes Kinder sind schon ohnedies unglücklich genug,“ sagte **Garnier**, „ich werde ihr Unglück nicht noch vermehren!“ Hierauf zerriß er die Schuldverschreibung, und hatte von nun an auch gar nichts mehr.

De la Lande, der berühmte Astronom, fand endlich den ganz verarmten Greis in einem elenden Winkel, aber immer noch unter seinen Büchern, die er durch keine Noth sich hatte entreissen lassen. Er eilte sogleich zum Minister und theilte diesem seine traurige Entdeckung mit. Sogleich wurde ein Jahrgehalt von 1200 Franken bewilligt, und dem Greise nun doch der Abend seines Lebens noch erheitert. —

Als ganz Europa gegen Napoleon in Waffen stand, ließen die Verbündeten dem edlen **Eugen** die Krone von Italien antragen, unter der Bedingung, daß er sich von der Sache seines Vaters und Wohlthäters trenne. Die Abgesandten stellten dem Prinzen vor: „Napoleon's Glücksstern sey für ewig untergegangen; treues Ausharren eines Einzigen werde der verlornen Sache des Besiegten nichts helfen, nur den Bundesgenossen selbst mit in's Verderben hinabreissen. Er solle das Beispiel des Königs von Neapel betrachten, welcher dem Kaiser nicht weniger verpflichtet sey, als er selbst, und doch die Partei seiner Feinde ergriffen habe. Und wenn er ja für sich selbst nicht jenen hohen Werth auf die angebotene Krone lege, um ihretwillen sein Zartgefühl verletzen zu wollen, so müsse er doch bedenken, daß er Vater sey, daß er einen Sohn habe.“

Eugen gab die hochherzige Antwort: „Mon fils pourra se passer d'une couronne, mais jamais de la réputation intacte de son père.“ (Mein Sohn kann eine Krone entbehren, nie aber den unbefleckten Ruf seines Vaters.)

Der Engländer Ward erzählt in der Beschreibung der Reise, welche er im Auftrage seiner Regierung in den Jahren 1826 und 1827 in den mexikanischen Staaten machte, von dem Revolutions-Anführer **Don Nicolas Bravo** folgende Handlung, die letztern in dem Lichte eines wahren Helden an Herz und Gemüth darstellt. **Bravo** besiegte den spanischen General Don Juan Labaqui in einem dreitägigen Kampfe, der damit endete, daß 300 Spanier gefangen wurden, und machte hierauf dem Vizekönige Degenas das Anerbieten, mit solchen seinen in Gefangenschaft befindlichen Vater, Leonardo Bravo, auszulösen. Das Anerbieten wurde jedoch zurückgewiesen, Don Leonardo zum Tode verurtheilt und hingerichtet. Als der Sohn dies erfuhr, setzte er sogleich seine Gefangenen in Freiheit, um, wie er erklärte, sich der Versuchung und der Gelegenheit zu entziehen, den Tod seines Vaters an ihnen zu rächen. Die Geschichte hat wohl wenig schönere Handlungen als diese nachzuweisen.

Feindesliebe.

Ludwig XII. hatte die Namen Aller, die er als seine Feinde kennen gelernt hatte, auf einen Zettel geschrieben und die meisten mit einem Kreuze bezeichnet.

Als er zur Regierung kam, entfernten sich viele vom Hofe, aus Besorgniß vor der Rache des neuen Königs. Aber **Ludwig** rief sie zurück und verwies ihnen ihre Furcht, indem er sagte: „Das Kreuz, welches ich euren Namen vorsetzte,

soll euch nicht meine Rache, sondern wie das Kreuz des Heilandes Vergessenheit und Vergebung der Beleidigungen ankündigen."

Kurz nachdem dieser edelmüthige Fürst den Thron bestiegen hatte, wollte man ihn bewegen, die Güter eines reichen Bürgers von Orleans einziehen zu lassen, der bisher sein erklärter Feind gewesen war. **Ludwig** entgegnete: „Als er mich beleidigte, war ich noch nicht König. Da ich's ward, ward ich sein Vater. Ich muß jetzt verzeihen und ihn beschützen."

Ein hugenottischer Soldat, welcher in dem Feldherrn **Crillon** eine der stärksten Stützen der katholischen Partei aus dem Wege zu räumen glaubte, faßte, von fanatischem Eifer beseelt, den Entschluß, ihn zu ermorden. Er versteckte sich nach der für die Hugenotten so unglücklichen Schlacht von Moncontour an einem Orte, wo **Crillon**, von der Verfolgung der Flüchtlinge zurückkehrend, vorbeikommen mußte. Von hier schoß er seine Büchse auf ihn ab, hatte aber nicht sicher gezielt, indem der Held nur eine leichte Wunde empfing. **Crillon** sah sein Blut fließen, entdeckte den lauschenden Meuchelmörder und eilte wüthend auf ihn zu, um ihn niederzustoßen. Der zitternde Soldat umfaßte seine Kniee und bat um Gnade. **Crillon** kämpfte, ein ächter Christ, die auflodernde Rachgier nieder. „Geh, ich schenke dir das Leben!" sagte er zu dem Elenden. „Danke es meiner Religion, welche mich dem Feinde verzeihen lehrt."

Der Ritter **Vezins** lebte mit seinem Nachbar Regnier, einem Reformirten, in solcher Feindschaft, daß er ihm schon öfters den Tod geschworen hatte. Beide waren in der Bartholomäusnacht, blutigen Andenkens, zu Paris. Das entblößte Schwert in der Hand, stürmt **Vezins** an der Spitze einer

Schar Soldaten in Regnier's Zimmer und ruft diesem mit rauher Stimme zu: „Du bist mein Gefangener!“ Zitternd folgte der Wehrlose seinem Feinde; er glaubte zum Tode geführt zu werden, und mußte zu seinem Erstaunen ein kostbar gesatteltes Pferd besteigen. Im raschen Trabe ging es nach Querci, dem Schlosse **Vezins.** „Nun seyd ihr in Sicherheit,“ begann dieser, als sie durch das Thor einritten. „Wohl hätte ich an euch, der ihr ein geächteter Ketzer seyd, ungestraft Rache nehmen können; doch finde ich es eines Mannes unwürdig, den Gegner durch Meuchelmord niederzulegen. Nur Schwert gegen Schwert mach' ich's mit meinen Feinden aus. Gefällt es euch, den Streit mit zu enden, so wie es sich für Ritter geziemt — ich bin bereit.“

Regnier konnte nur Aeußerungen des Dankes erwiedern. „Haßt oder liebt mich,“ sagte **Vezins:** „meine Pflicht war es, euch zu retten, damit ihr zwischen Liebe und Haß gegen mich wählen könnt.“

Er gab seinem Rosse die Sporen und verschwand. Das kostbare Pferd, auf welchem er Regnier nach Querci gebracht hatte, ließ er ihm zum Geschenke zurück.

Büssy d'Amboise war der erbittertste Feind **Crillon's,** weil ihm dieser den Ruhm streitig machte, der tapferste Ritter Frankreichs zu seyn. Einmal geriethen die stolzen Nebenbuhler sogar mit dem Degen an einander, und sicher hätte es Diesem oder Jenem das Leben gekostet, wenn man sie nicht noch zur rechten Zeit getrennt.

Während der Reise, auf welcher Beide den Herzog von Anjou nach Polen begleiteten, waren sie noch in unversöhnlicher Feindschaft gegen einander entbrannt. Nun trug es sich zu, daß **Büssy** in einer deutschen Stadt mit einigen Edelleuten Händel anfing, vom Leder zog und mehrere seiner Gegner verwundete. Er wurde dieses Vergehens wegen in's Gefängniß geworfen und schon den andern Tag machte man ihm den Prozeß und verurtheilte ihn zum Tode. **Crillon**

hörte von der Gefahr, in welcher sein Gegner schwebte, und vergaß allen Groll. Er sah für diesen Augenblick in **Büssy** nicht den Feind, sondern den Mann, welcher durch seinen Muth ihrem gemeinschaftlichen Vaterlande Ehre machte. Ohne zu säumen begab er sich zu den Richtern und brachte es durch sein Ansehen dahin, daß **Büssy** losgelassen wurde.

Aber kaum war dieser auf freiem Fusse, als er von einem Edelmanne besucht wurde, welcher ihm sagte, **Crillon** wolle sich mit ihm schlagen, und habe bloß in dieser Absicht ihm einen Dienst geleistet, wofür er gar keine Erkenntlichkeit von seiner Seite verlange. Allein **Büssy**, noch voll dankbaren Erstaunens über die Großmuth, welche sein Feind gegen ihn gezeigt hatte, fühlte sich nicht geneigt, diese Ausfoderung anzunehmen. Er ging zu **Crillon** auf's Zimmer und, nachdem er erst den Degen abgegürtet hatte, näherte er sich ihm mit offner Miene und sagte: „Ich bin hier, dem bravsten Ritter Frankreichs zu sagen, daß ich das Leben, welches ich ihm verdanke, nur noch habe, um es im Falle der Noth für ihn aufzuopfern.“ Diese Rede entwaffnete. **Crillon** reichte statt der Antwort seinem Gegner die Hand und von der Stunde an waren sie die wärmsten Freunde.

Peter der Große hatte den Fürsten **Galizin** mit auserlesener Mannschaft zur Erstürmung der hartnäckig widerstehenden Festung Schlüsselburg befehliget. Aber die Truppen wurden am Fusse der Verschanzungen so kräftig empfangen und das Geschütz der feindlichen Werke wüthete so schrecklich unter ihnen, daß der Czar selbst von dem Versuche abzustehen und seinen Russen sich zurückzuziehen gebot. Allein **Galizin** weigerte sich zu gehorchen, vielleicht, weil er voraussah, daß die schwachbemannte Festung bald fallen müsse. „Sage meinem Herrn,“ antwortete er dem Adjutanten des Kaisers, „daß ich mich unter den Schutz einer höhern Macht begeben habe.“ Und somit wendete er sich an seine Krieger, ermunterte sie durch Wort und That, stürzte mit ihnen, wie ein reissen-

der Strom, zum Angriffe, erstieg die Wälle und nahm den Platz ein.

Peter war über diese Heldenthat so erfreut, daß er dem Sieger **Galizin** zurief: „Fodere von mir, was du willst, nur Moskau und meine Katharine nicht.“

Mit einer Großmuth, welche ihm unsterbliche Ehre macht, bat **Galizin** — um Begnadigung seines alten Nebenbuhlers und Widersachers, des Fürsten Regnin, welchen der Czar vom Marschall bis zum gemeinen Soldaten herabgesetzt hatte.

Der letzte König von Polen, **Stanislaus August**, wurde eines Tages von einer Bande Verschworner in den Straßen seiner Hauptstadt mörderisch angegriffen, als er eben nach seinem Palaste fahren wollte. Die verruchten Bösewichte rissen ihn bei den Haaren aus der Kutsche und versetzten ihm einen tiefen Hieb in das Hinterhaupt. Dann zwangen sie ihn auf ein Pferd, nahmen ihn zwischen sich und schleppten ihn an den Stadtgraben, über den er setzen mußte. Der Sprung mißlang; das Pferd brach ein Bein, und der König konnte nur mit größter Mühe aus dem Moraste gezogen werden. Als er wieder auf das Trockne gebracht war, ging es weiter über Berg und Thal, was die Pferde laufen konnten.

Allmählich zerstreuten sich die Räuber, denen nichts Gutes ahnen mochte, bis auf einen. Dieser, dem der König feierlich Verzeihung zusicherte, ließ sich bewegen, seinen erlauchten Gefangenen in eine einsame Mühle zu bringen. Man sandte an den Befehlshaber der Garde, der herbeieilte und den König in einem Wagen nach Warschau zurückbrachte. Alles drängte sich an den Palast; jeder wollte beim Aussteigen die Hand des Königes küssen oder doch wenigstens seine Kleider berühren. Die Wundärzte untersuchten seine Wunde; das Blut war gestockt und der Verband dadurch sehr schwer und schmerzhaft. Mit bewundernswerther Standhaftigkeit ertrug der König alle Schmerzen. Am 5. Jänner 1772 zeigte er sich zum ersten Male wieder öffentlich. Das Jahr darauf wurde im Sena-

torensaale über alle diejenigen Gericht gehalten, welche an dem verbrecherischen Königsraube Theil genommen hatten. In der Stunde, da der Spruch erfolgen sollte, kam der König selbst in den Saal und hielt mit der hinreissenden Beredsamkeit, welche ihm zu Gebote stand, eine Rede zur Vertheidigung seiner Feinde, die ihn so sehr mißhandelt hatten, und bat für sie um Verzeihung. Die königliche Rede hatte zwar nicht den erwünschten Erfolg, indem nur Kosiuski — derjenige, welcher den König in die Mühle gebracht hatte — seine Freiheit erhielt, die übrigen aber ihre Strafe erleiden mußten; indeß bleibt sie doch ein denkwürdiges Beispiel von Versöhnlichkeit und Edelmuth.

Böses mit Gutem.

Leontius, ein athenienſischer Sophist, hatte eine Tochter, die sowohl dem Körper als dem Geiste nach das vollkommenste weibliche Geschöpf ihrer Zeit war. Desto weiter standen seine beiden Söhne zurück, welche kein anderes Verdienst hatten, als Brüder der trefflichen **Athenais** zu seyn. Leontius starb reich und machte folgendes sonderbare Testament: „Ich lasse," sagte er, „mein ganzes Vermögen, alle meine Güter meinen zwei Söhnen, dem Valerius und Genesius, mit der Bedingniß, daß sie ihrer Schwester **Athenais** hundert Goldstücke bezahlen. Ich vermache derselben nur deshalb so wenig, weil mir ihre Eigenschaften, welche sie über ihr Geschlecht erheben, Bürge für ihr künftiges Glück sind."

Athenais sah sich gleichsam enterbt, und aus einer Ursache enterbt, welche jeden andern Vater bestimmt haben würde, gerade deshalb für sie vortheilhafter zu denken. Sie bat und beschwor ihre Brüder, die Ungerechtigkeit des Vaters gut zu machen und ihr das gesetzliche Pflichttheil herauszugeben; sie stellte ihnen vor, daß ihre Armuth ihnen eine bleibende

Schmach seyn werde. Alles vergebens! die gemeinen Seelen hörten nur die Stimme des Eigennutzes und verstießen ihre Schwester, um ihrer ganz los zu werden, endlich sogar aus dem väterlichen Hause.

Die Unglückliche nahm ihre Zuflucht bei einer Tante, welche sie nach Konstantinopel begleitete, um dort die Aufhebung des gesetzwidrigen Testamentes zu bewirken. **Athenais** trug ihre Bitten und Klagen der Schwester des Kaisers, Pulcheria, so rührend und lebhaft vor, daß die Fürstin von dem Verstande und Geiste des Mädchens nicht weniger bezaubert ward, als von ihrer blendenden Schönheit. Pulcheria zog Erkundigungen über die Sitten und den bisherigen Lebenswandel der schönen **Athenais** ein und hörte nur das Beste. Nun glaubte sie ihren Bruder auf dieses seltene Frauenzimmer aufmerksam machen zu müssen. Der Kaiser belauschte ungesehen die liebenswürdige Fremde, als sie sich wieder bei seiner Schwester einfand. Ihre Schönheit, ihre geistvolle Beredtheit, die Anmuth und Sittsamkeit ihres Betragens machten den tiefsten Eindruck auf sein Herz. Er bot ihr Hand und Krone an. Leontius war Heide gewesen; **Athenais**, in der Religion ihres Vaters erzogen, wurde nun in der Lehre der Christen unterrichtet, unter dem Namen **Eudoxia** getauft und bestieg sodann als Gemahlin Theodosius des Zweiten den glänzendsten Thron der damaligen Welt.

Als die Brüder der Kaiserin von dieser staunenswerthen Erhöhung Nachricht bekamen, wurde ihnen vor dem Zorne der so sehr Gekränkten bange. Sie maßen die edlere Gesinnung ihrer Schwester nach ihrer eigenen gemeinen und suchten daher durch schleunige Flucht der bevorstehenden Strafe zu entweichen. Die großmüthige **Eudoxia** aber nahm sich die schönste Rache; sie beschloß, ihre Verfolger, ihre unwürdigen Brüder, mit Wohlthaten zu überhäufen. Nicht eher ruhte sie, bis die Flüchtlinge aufgefunden waren, und als sie zitternd und blaß vor ihr erschienen, sagte sie: „Fürchtet nichts von mir! Weit entfernt, ungehalten gegen euch zu seyn, seh' ich euch vielmehr als die Ursache meiner Erhebung an. Nicht eure Härte war

es, die mich aus dem väterlichen Hause vertrieb, es war der Arm der Vorsehung, welcher mich darum entfernte, um mich zum Throne zu führen.“ Durch ihren Einfluß wurde es ihr leicht, beide zu hohen Ehrenstellen zu erheben.

Aufgebracht über die Weigerung des heiligen Stuhls, die Beschlüsse der griechischen Synode zu unterschreiben, gab Kaiser Justinian II. seinem Stallmeister Zacharias öffentlich Befehl, den Papst **Sergius** gefangen zu nehmen und nach Konstantinopel zu führen. Der Stallmeister traf das römische Volk unter den Waffen, bereit, seinen Hirten zu vertheidigen. Aus dem Exarchat strömt die Miliz herbei in derselben Absicht. Die Stadt erschallt von Geschrei und Drohungen. Zacharias, verfolgt, sucht in dem Zimmer des Papstes selbst Zuflucht, den er anfleht, ihm das Leben zu retten. Die in Rom sich aufhaltenden Gesandten der Lombarden schickten Eilboten ab, mit dem Gesuche um Hilfstruppen zum Beistande des Papstes. Plötzlich verbreitet sich das Gerücht, durch unbegreifliche List und Kühnheit sey der Papst entführt und auf der Tiber eingeschifft worden. Alsbald dringen die Truppen von Ravenna in den Palast ein, verlangen den Papst zu sehen, und drohen, die Thüren zu sprengen, wenn man nicht sogleich öffne. Zacharias, der sich unter das Bett des Papstes versteckt hatte, fürchtet, entdeckt zu werden, und beschwört jenen, ihn nicht zu verlassen. **Sergius** versichert ihn seines Schutzes, läßt die Thüren öffnen und zeigt sich dem Publikum. Volk und Soldaten küssen ihm die Hand und die Gewänder. Man erinnerte sich, welche unwürdige Behandlung früher Papst Martin erfahren hatte*); man wußte, daß Justinian sehr geneigt war, nicht weniger barbarisch zu seyn, als sein Ahne. Der Papst besänftigt das Volk, ertheilt seinen Segen und bittet für Zacharias, daß ihm das Leben geschenkt wird, und er mit dieser Kunde in der folgenden Nacht zu seinem Gebieter abreisen darf.

---

*) Unter der Regierung des Kaisers Konstans.

Viktor Pisani, einer der berühmtesten Seehelden Venedigs, wurde ungeachtet seiner großen Verdienste um das Vaterland von seinen Mitbürgern verkannt, verfolgt und endlich auf Befehl des Rathes in Ketten geworfen. Aller Vertheidigung war der Zugang verwehrt und die Stimme der Gerechtigkeit fand kein Gehör. Es ist oft gefährlich, zu viel Verdienst zu haben. **Pisani** ertrug sein Unglück mit der Standhaftigkeit und Geduld einer großen Seele.

Während er gefangen saß, näherten sich die Genueser, damals die Erbfeinde Venedigs, mit ansehnlicher Kriegsmacht den Mauern der Stadt. Bald waren alle Zugänge in den Händen der Feinde. Nie vorher hatte Venedig eine so harte Belagerung erlitten. Das Volk begann gegen den Rath zu toben und foderte mit Ungestüm die Freilassung **Pisani's**. Wie im Triumphe trug es den Helden auf den Schultern aus seinem Gefängnisse. Als der Zug in der Nähe der Markuskirche ankam, rief einer der dort Versammelten: „Jetzt, Pisani, kannst du dich rächen an denen, welche dir den Feldherrnstab entrissen und dich schimpflich eingekerkert haben. Ein Wort von dir, so metzeln wir den Rath nieder und rufen dich zum unumschränkten Herrn von Venedig aus."

Mit Entrüstung nannte **Pisani** den Sprecher einen Verräther und sagte: „Wer mich liebt, rufe nicht, es lebe Pisani! sondern: es lebe der heilige Markus und die Freiheit!" So zeigte der Held die edelste Selbstüberwindung, zu einer Zeit, da es in seiner Macht stand, sich zum Oberherrn eines mächtigen Staates zu machen und an seinen Beleidigern die vollständigste Rache zu nehmen. Dieser Sieg über sich selbst setzte der glänzenden Reihe der von ihm im Felde errungenen Siege die schönste Krone auf.

Pisani wurde von dem Rathe wieder in alle seine Ehrenstellen eingesetzt. Kaum stand er wieder an der Spitze der venetianischen Kriegsmacht, so fing der Glücksstern der Genueser zu erbleichen an. Sie wurden blutig zurückgeschlagen und mußten die Belagerung aufgeben.

Ignaz von Loyola, der Stifter des so berühmt gewordenen Jesuitenordens, hatte, während er auf der hohen Schule zu Paris studirte, einem seiner Mitschüler eine beträchtliche Summe anvertraut. Dieser, statt das Eigenthum seines Freundes zum Besten desselben zu verwalten, lebte in Saus und Braus, und ergriff schändlich die Flucht, als der letzte Heller verpraßt war. Der Ausgeraubte sah sich durch diesen Verrath an der Freundschaft den bittersten Nahrungssorgen preisgegeben, welche ihn um so mehr drückten, als er beständig kränkelte. Er mußte, um das Leben zu fristen, sich in ein Armenhaus begeben und täglich vor der Thüre sein Brod betteln. Lange Zeit hernach fand **Ignaz** den Lotterbuben gefährlich krank in einem Spitale. Der fromme Mann vergaß den schlimmen Streich, welcher ihm gespielt worden, und gedachte bei dem Anblicke des treulosen Freundes nur der Worte des Heilandes, welcher lehrt: Thut Gutes denen, welche euch Böses gethan. Er besuchte den Elenden, tröstete ihn, pflegte ihn, und that alles, seine traurige Lage zu erleichtern.

Der ungarische Graf und Kriegsheld **Peter Szapary** wurde in einem Treffen von den Türken gefangen, nach Ofen gebracht und vor Hamsa Bey geschleppt, der mit barbarischer Freude den gefährlichsten Gegner des Halbmondes in seiner Gewalt sah. Er überhäufte ihn mit den pöbelhaftesten Schimpfworten, ließ ihm hundert Streiche auf die Fußsohlen geben, und dann an Händen und Beinen Ketten anschmieden. In einem finstern unterirdischen Kerker, ohne Luft, ohne Licht, auf faulem Stroh, bei eckelhafter Nahrung, kam der unglückliche Gefangene dem Tode nahe. Aber diesen wollte der Pascha nicht; er wollte Rache und ein ungeheures Lösegeld. Darum ließ er den Grafen pflegen und heilen. Als er wieder hergestellt war, mußte er in der Küche die Dienste eines Zuträgers verrichten und hatte bei diesem unwürdigen Geschäfte die gröbsten Mißhandlungen zu erdulden.

Eines Tages fragte ihn Hamsa Bey zum Spotte nach seinem Befinden. **Szapary** kehrte ihm verächtlich den Rücken zu. Hierüber aufgebracht ließ ihn der Pascha an einen Pflug spannen und er mußte mit einem andern unglücklichen Christen unter dem Knalle der Peitsche und dem Hohngelächter des Pöbels ein nah gelegenes Feld pflügen.

Graf Bathiany, der Waffenbruder **Szapary's**, bemühte sich vergeblich, diesen seinem Leiden zu entreissen. Die Summe, welche der Pascha als Lösegeld foderte, war unerschwinglich für das verwüstete und ausgesaugte Land. So vergingen drei martervolle Jahre. Da meldeten auf einmal Bathiany's Kundschafter, ein vornehmer Aga mit den Aufträgen der hohen Pforte sey nach Ofen unterwegs. Lauernd legte sich Bathiany in den Hinterhalt, überraschte den Türken und fing ihn nach verzweifeltem Kampfe. Er wurde gegen **Szapary** ausgewechselt.

In einem herzzerreissenden Zustande kehrte dieser zu den Seinigen zurück — ein Gerippe, mit einem langen Barte, voll ungeheilter Wunden, mit erloschenen Augen, kaum fähig auf den Füssen zu stehen. Langsam nur genas er von den Folgen der erlittenen Mißhandlungen. Inzwischen hatte sich das Kriegsglück geändert; die Christen, erst überall geschlagen, waren nun überall Sieger. Den 2. September 1686 wurde Ofen mit Sturm erobert; Hamsa Bey war unter den Gefangenen. An der Tafel brachte der Herzog von Lothringen **Szapary's** Gesundheit aus und schenkte ihm seinen grausamen Peiniger, mit ihm zu schalten, wie er wolle. **Szapary's** Leiden waren das Tischgespräch gewesen; alles lechzte nach Rache, alles übte seinen Erfindungsgeist an neuen unerhörten Martern. Ein Diener konnte sich's nicht versagen, in das Gefängniß zu eilen und Hamsa Bey sein Schicksal mit eben dem schadenfrohen Jubel zu verkünden, den dieser einst bei **Szapary's** Gefangennehmung geäußert hatte.

Nach der Tafel eilte **Szapary** zu dem Gefangenen. „Kennst du mich?" rief er ihm zu: „weißt du, daß du mir gehörst mit Leib und Leben?"

„Ich weiß es, daß ich dir als Siegeslohn geschenkt bin," erwiederte Hamsa: „aber darum gehöre ich noch nicht dir. Ich spotte deiner Drohungen. Räche dich!"

„Wohlan!" sagte **Szapary**: „ich will mich rächen. Ich schenke dir Leben und Freiheit, ohne Lösegeld, ohne Bedingniß."

Der Türke lächelte verächtlich, solchen Edelmuthes den Menschen nicht fähig haltend. „Meine Religion befiehlt mir, den Feinden zu vergeben und Böses mit Gutem zu vergelten," entgegnete **Szapary** dem Ungläubigen und beschwor die Wahrheit seines Vorsatzes bei dem geheiligten Namen dessen, der diese Lehre nicht nur gab, sondern auch durch sein Beispiel am Kreuze besiegelte. Da brach das Herz des Barbaren; er krümmte sich zerknirscht vor den Füssen **Szapary's**. „Deine Milde nützt mir nichts. Den vermeintlichen Martern zu entgehen, habe ich Gift genommen. Aber ich verfluche mich selbst und meine Grausamkeit gegen dich, und flehe dich reuvoll an, wenigstens als Christ sterben zu dürfen, da dein Glaube so erhabene Tugenden lehrt."

Die Kunst der schnell herbeigerufenen Aerzte vermochte nichts mehr, aber Hamsa Bey wurde noch getauft. **Szapary** war mit unbeschreiblicher Rührung sein Taufpathe und erster Leidtragender bei seiner Beerdigung.

Ein Mönch der Abtei la Trappe lustwandelte eines Tages in der an den Klostergarten stossenden Obstbaumallee. Plötzlich hörte er Pferdegetrapp hinter sich; es war ein junger Offizier, welcher zu ihm heranritt, und um den Weg nach Rennes fragte. Der Trappist, durch seine strenge Regel zu ewigem Schweigen verbunden, wies mit dem Finger in die Gegend. Als der Offizier, der ohne Zweifel nicht ganz nüchtern seyn mochte, auf seine wiederholte Frage dieselbe stumme Antwort erhielt, wurde er aufgebracht, sprang vom Pferde und prügelte den alten Priester weidlich ab. Zufrieden mit diesem Beweise seiner Bravour wollte der Held wieder sein Pferd besteigen, aber dieses bäumte sich so heftig, daß er nicht aufsitzen konnte. Der

übel zugerichtete Mönch wurde kaum die Verlegenheit seines Feindes gewahr, so raffte er sich taumelnd von der Erde auf, ergriff ohne einen Laut der Klage vernehmen zu lassen, das Roß beim Zaume und hielt dem Reiter den Steigbügel. Dieses Beispiel von Geduld und Feindesliebe ist bewunderungswürdiger, als all' die strengen Bußübungen dieser Religiösen.

Einige Jahre vor der ersten französischen Revolution erschien ein Pamphlet, in welchem der Erzbischof von Paris auf das Empfindlichste mißhandelt war. Der Verfasser dieser Schandschrift wurde von der Polizei entdeckt und, ohne Wissen des Erzbischofs, in's Gefängniß geworfen. Eines Tages fand sich bei dem würdigen Prälaten ein Weib ein, gab sich als die Gattin seines Verläumders zu erkennen, fiel ihm zu Füssen und flehte um die Loslassung ihres Mannes. Der Erzbischof, welcher nun erst die Verhaftnehmung und ihre Ursache erfuhr, schrieb sogleich einen Brief an den Minister, in welchem er um die Freigebung des Menschen bat. Der Minister schlug die Bitte ab; allein der Erzbischof hörte nicht auf, für den Lästerer sich zu verwenden, bis dieser endlich aus dem Gefängnisse entlassen wurde.

Der Pasquillant eilte, seinem großmüthigen Befreier zu danken. „Mein Freund!" sagte der Erzbischof zu ihm, „was bewog Sie denn, mich so bitter anzugreifen? Habe ich Sie irgend womit gekränkt?"

„Ach nein, gnädiger Herr!" erwiederte der Skribler: „ich hatte nicht einmal die Ehre, Sie persönlich zu kennen; heute seh' ich Sie zum ersten Male."

„Aber warum haben Sie eine Schmähschrift gegen mich geschrieben?"

„Ach, gnädiger Herr! ich that es, um etwas zu verdienen, denn ich war in Gefahr, Hungers zu sterben."

„Warum kamen Sie denn nicht hieher, um sich mir zu entdecken?" Mit diesen Worten händigte ihm der Erzbischof

zehn Louisd'or ein, und auch nach der Hand unterstützte er ihn noch.

Ein Pamphletschreiber in Paris, von mehr Geist, als sich unter Leuten seines ehrlosen Gewerbes zu finden pflegt, unerschöpflich in Verlästerung, hatte sich zum besondern Geschäft gemacht, den Banquier **Lafitte** mit Sarkasmen und Verläumdungen herabzuwürdigen. Er hoffte, damit Aufmerksamkeit auf sich zu wecken, Beifall bei der Regierung zu gewinnen, vielleicht eine Stelle, ein Geschenk — aber man las, lachte und verachtete ihn hintennach.

Er hatte nicht mehr genug, Frau und Kinder zu ernähren; ein lästiger Gläubiger lag ihm auf dem Halse, der ihn nicht mehr aus dem Zimmer ließ, damit er schreibe, und nichts als schreibe, um seine Schuld zu tilgen. Den drängenden Gläubiger, die klagende Frau los zu werden, erzählte ihnen der verzweifelnde leichtsinnige Mensch von 20,000 Franken, die er bei dem Banquier **Lafitte** stehen habe. Damit machte er aber sein Uebel nur noch schlimmer. Nun plagten ihn Frau und Gläubiger, er solle nicht länger eigensinnig seyn und wenigstens 6000 Fr. erheben. Damit wäre ja allem geholfen. Was wollte der Lügner anfangen? Er schrieb die Anweisung von 6000 Fr. auf **Lafitte**, die dieser von den bei ihm stehenden 20,000 Fr. abzuziehen habe. Der Gläubiger und die Frau eilten damit zum Banquier. Der Pamphletschreiber machte sich in der Angst davon.

Lafitte, als er den Zettel gelesen, sann eine Weile nach und sagte: „Das ist freilich seine Hand und Unterschrift.“ — „Ganz zuverläßig!“ rief der Gläubiger: „dies ist seine Frau, die es bezeugen kann.“ — „Glauben Sie mir,“ betheuerte die Frau, „die Unterschrift ist von ihm selber.“ **Lafitte** läßt einen Commis kommen und die 6000 Fr. zahlen. Nach zwei Tagen kehrte der flüchtige Zeisig in sein Nest mit beklemmtem Herzen wieder zurück und erstaunt nicht wenig, alles bei sich wohlauf und lustig, Frau und Kinder sogar in neuen Kleidern

zu finden. Jene entschuldigt sich, wegen der nöthigsten Ausgaben; aber der Gläubiger sey aus dem bei **Lafitte** erhobenen Gelde bezahlt: mehr nicht als 1500 Fr. wären von der Summe genommen. Die übrigen 4500 Fr. zeigte sie ihm vor.

Erblassend und keines Wortes mächtig nimmt der Unglückliche die Geldsumme, eilt zu **Lafitte**, erzählt ihm sein Elend, seinen Leichtsinn, übergibt ihm das Geld mit Dank und Rührung und verspricht den Rest bald möglichst zurückzuzahlen.

„Nicht doch!" sagte **Lafitte**: „ich bin nicht gewohnt, so schnell zurückzunehmen, was ich geliehen habe; aber geben Sie mir nur eine andere Quittung, denn die alte würde mich zum Schuldner von 14,000 Fr. bei Ihnen machen können." Und er diktirte ihm eine Bescheinigung vom Empfange von 6000 Fr.: „que je paierai quand je pourrai (die ich bezahlen werde, sobald es mir möglich ist)."

Als die Cholera zu Paris wüthete und die leicht erhitzten Köpfe des Pariser Pöbels von nichts als Vergiftungen träumten, begegnete ein halb berauschter Arbeiter einer Schwester jenes frommen Ordens der Barmherzigen, denen die Krankenpflege in den Spitälern von Paris anvertraut ist, und entblödete sich nicht, sie mit den pöbelhaftesten Schmähungen zu überhäufen. Die gute Schwester **Marie** erduldete schweigend und in christlicher Ergebung die Beleidigungen des Wüstlings. Am folgenden Tage, als Schwester **Marie** sich eben im Hospitale in Ausübung ihrer frommen Pflicht befand, brachte man einen Cholerakranken, in welchem sie sogleich den Beleidiger von gestern erkannte. Man wollte ihm die Aufnahme verweigern, weil das Haus ohnedies mit Kranken überfüllt war, aber **Marie** bat für ihn und er wurde eingelassen. Die ächte Christin bereitete ihm in einem Winkel ein Lager und pflegte ihn mit so vieler Sorge, daß er sich bald wieder auf dem Wege der Besserung befand, obgleich tief beschämt von ihrem Edelmuthe. Plötzlich blieb seine großherzige Pflegerin aus, und als er sich nach ihr erkundigte, vernahm er:

Schwester **Marie** sey, ein Opfer ihrer Menschenliebe, selbst von der Seuche weggerafft worden. Seitdem der Mann genesen ist, sieht man ihn täglich auf dem Grabe der Edlen beten und weinen. —

Muth, Entschlossenheit, Geistesgegenwart.

Margaretha von Anjou, Gemahlin Heinrich des Sechsten von England, war eine der entschlossensten fürstlichen Damen, welche die Geschichte kennt. Der Adel des Reiches hatte sich gegen den König empört, ihn in blutiger Schlacht überwunden und gefangen genommen. Hilflos irrte **Margaretha** mit ihrem Kinde, dem Prinzen, in der Wildniß herum. Eben wollte sie sich einer abgelegenen Burg nähern, die von hohem Felsgipfel herab die Verlassene gastlich einzuladen schien, da brachen aus dem Walde Räuber hervor. Mit seltner Fassung trat ihnen die Fürstin entgegen. „Wollt ihr Juwelen?“ rief sie: „hier habt ihr meinen Schmuck; er ist von großem Werthe.“ Während die Räuber sich um die reiche Beute stritten, entfloh **Margaretha.** Aber jetzt hatte sie die Burg aus dem Gesichte verloren und verirrte sich, des Weges unkundig, im Dickicht. Erschöpft sank sie auf den Rasen hin. Als sie nach kurzer Ruhe die Augen erhebt, steht ein Kerl von riesenmäßiger Gestalt vor ihr. Entfliehen war unmöglich; Kostbarkeiten hatte sie keine mehr. **Margaretha** springt auf, reicht voll Majestät dem Furchtbaren ihr Kind und sagt: „Mein Freund, rette den Sohn deines Königs.“ Ueberwältigt von so viel Hoheit, nimmt der Räuber den Prinzen in seine Arme, leistet der Mutter hilfreich Beistand und führt sie an's Ufer des Meeres, wo ein Schiff die Bedrängte aufnahm, das sie glücklich nach Holland brachte.

Karl VIII. von Frankreich lag im Jahre 1494 mit einem zahlreichen Heere in Florenz. Der König, der vor Fortsetzung des Marsches nach Rom seine Truppen zahlen mußte, machte beträchtliche Foderungen und zuletzt sollte Florenz unter gewissen Bedingungen fast noch die Oberherrschaft der Franzosen anerkennen, wie diese sie so oft in Genua gehabt hatten. In dieser Lage zeigte **Capponi** die größte Hingebung für die Interessen seines Vaterlandes. Guicciardini berichtet den Fall also: „Diese Schwierigkeiten, deren Entscheidung nur noch durch die Waffen möglich schien, wurden überwunden durch den Muth eines der vier Bürger, die mit den Unterhandlungen beauftragt waren. Dieser Bürger war **Peter Capponi**, ein Mann von Geist und starker Seele, hochgeachtet in Florenz, schon wegen seines Charakters, aus einer geehrten Familie entsprossen und Nachkomme von Männern, die großen Einfluß ausübten auf die Geschicke der Republik. Ein königlicher Sekretär fing an, die Artikel einer schlechterdings unmäßigen Foderung zu verlesen, die man als zum letztenmal im Namen des Königs verlangte; da riß **Capponi** mit heftigen Gebärden jenem das Papier aus der Hand und zerriß es vor den Augen des Fürsten, indem er mit belebter Stimme ausrief: „„Weil man so unvernünftige Dinge begehrt, so laßt Ihr Eure Trompeten blasen, und wir läuten unsere Glocken.““ — Sein Benehmen wirkte auf seine Kollegen, daß sie mit ihm das Gemach verließen. Da die Franzosen nicht glauben konnten, daß so viel Muth nicht durch die Waffen aufrecht erhalten werden würde, so kam man über Bedingungen überein, die allerdings noch lästig, aber doch noch milder waren, als die ersten. —

Der Admiral **Blake** hatte, als er noch Kapitän war, mit seiner kleinen Eskader eine überlegene spanische Flottille angegriffen. Während des Treffens wurde eines seiner Schiffe in die Luft gesprengt. Das machte seine Leute muthlos; **Blake** rief ihnen entschlossen zu: „Kinder! ihr habt jetzt

gesehen, wie ein englisches Schiff in die Luft fliegt; nun wollen wir auch sehen, wie sich ein spanisches dabei ausnimmt."

Diese Geistesgegenwart hatte den glücklichsten Erfolg, denn ehe noch eine Stunde verflossen war, stand eines der feindlichen Schiffe in Flammen. „Kinder!" redete **Blake** die Mannschaft an: „hab' ich's nicht gesagt, daß wir uns bald Genugthuung verschaffen werden?"

Heroismus.

Den 29. Mai 1574 erschien ein spanisches Heer vor der Stadt Leyden in Holland, die nur sparsam mit Lebensmitteln und Kriegsbedarf versehen war. Der feindliche Feldherr Valdez machte lockende Verheissungen, aber die Bürger antworteten mit dem Verse: Fistula dulce canit, volucrem dum decipit auceps (süß tönt des Vogelstellers Pfeife, während er den Vogel betrügt). Bald fing indeß der Hunger an zu nagen, und Valdez mahnte wiederholt zur Uebergabe. Da antworteten die Leydner: „Sey das Hunde- und Katzenfleisch erst ausgegangen, so habe Jeder noch einen linken Arm; den wollten sie dann essen und mit dem rechten die Mauer vertheidigen." Und wie die Männer, so sprachen auch die Weiber. Als sie nun aber schon eine zeitlang mit Baumblättern und gesottenem Leder sich hatten nähreu müssen, als schon abgenagte Knochen aus dem Gassenkehricht wieder hervorgesucht und aufs Neue benagt wurden, als es selbst an Trinkwasser mangelte, und man zu Pfützen und Lachen seine Zuflucht nehmen mußte, als endlich noch Krankheiten zum Hunger kamen, und Weiber und Kinder und Bürger zu Hunderten und Tausenden hinstarben, da verlangte ein Haufe niedern Volks vom Bürgermeister **Adrians** die Uebergabe der Stadt. Der unbeugsame Mann aber sprach: „Wohlan, mein Tod ist gewiß, sey es von Feind oder Freund. Darum zerhaut meinen Leib und

theilt euch in die Stücke, versprecht ihr euch Hilfe davon. Die Thore aber lasse ich den Spaniern nicht öffnen."

Diese Worte beschämten die Menge; sie zog sich schweigend zurück, und bald kam auch Hilfe. Denn die Holländer, den Schaden von sieben Tonnen Goldes für Leydens Rettung nicht zu hoch achtend, durchstachen die Deiche zwischen der Maas und der Yssel, so daß die Meeresfluthen sich auf das Belagerungsheer stürzten. Tausend Spanier ertranken und die übrigen retteten sich mit Noth.

Barri von Saint = Aunez, Gouverneur zu Leucate,*) gerieth durch einen unglücklichen Zufall in die Gefangenschaft der Feinde. Diese dachten nun nicht anders, als daß der Platz, seines Kommandanten beraubt, sogleich die Thore öffnen, oder wenigstens nicht lange sich halten werde.

Allein die Gemahlin des Barri, **Konstantia Cezelli,** ließ sogleich die Besatzung und die Bürger zusammenrufen, erinnerte sie, Pflicht und Ehre im Auge zu behalten, und stellte sich, eine Pike in der Hand, an ihre Spitze. Diese Herzhaftigkeit flößte dem Schwächsten Muth ein. Wo sich die Belagerer blicken ließen, wurden sie zurückgeschlagen. Aufgebracht über diesen Schimpf und über den Verlust ihrer besten Leute, schickten sie einen Trompeter in die Stadt und ließen der heldenmüthigen Dame bedeuten, daß, wofern sie fortführe, sich zu wehren, ihr Gemahl vor ihren Augen aufgeknüpft werden sollte.

In **Konstantia's** Herzen erhob sich ein schmerzlicher Kampf zwischen Gattenliebe und Pflichtgefühl. Letzteres siegte. Mit thränenden Augen antwortete sie dem Feinde: „Ich habe all' mein reiches Gut für die Loslassung meines Gemahls geboten, und biete es euch jetzt nochmal an; mit einer Niederträchtigkeit aber will ich sein Leben nicht erkaufen. Durch eine

---

*) Leucate — kleine französische Stadt unweit Narbonne, ehemals sehr fest, gegenwärtig aber offen.

Verrätherei an König und Vaterland werde ich ihn nicht entehren."

Die Belagerer stürmten nun mit verdoppelter Wuth und — wurden wieder abgeschlagen. Jetzt zogen sie ab, waren aber grausam genug, den Gouverneur erst hinrichten zu lassen.

Die Besatzung wollte an einem vornehmen Gefangenen, dem Herrn von Lauzire, Blutrache nehmen. Allein unsere Heldin war nicht bloß tapfermüthig, sie war auch edelmüthig. Mit aller Macht ihres Ansehens beschützte sie ihren Feind und rettete ihn.

Heinrich der Vierte schickte ihr die Bestallung als Kommandantin von Leucate, und die Anwartschaft auf diese Stelle für ihren Sohn, sollte sie mit Tod abgehen.

Der englische General **Wolfe** wurde in der Schlacht bei Quebeck tödtlich verwundet. Einige Soldaten trugen ihn aus dem Kampfgetümmel. Er athmete noch, allein mit geschlossenen Augen, und dem Ansehen nach sprachlos und ohne Gefühl.

Die Franzosen wurden geschlagen, und der Anblick der fliehenden Feinde brachte einen von den Soldaten, die um den Hingesunkenen herumstanden, zu dem Ausrufe: „O seht, wie sie laufen!"

Diese Worte wirkten auf die große Seele des mit dem Tode ringenden Feldherrn so sehr, daß er für einige Sekunden wieder auflebte. Er öffnete die Augen und fragte: „Wer lauft?"

„Die Franzosen."

Der Sterbende holte den letzten Athemzug und rief: „Gott sey gedankt!" — damit verschied er.

Ludwig von Astas, Hauptmann unter dem Regiment Auvergne, stand im Oktober 1762 mit seinen Leuten in Klosterfelden. Als er bei Nachtzeit, um das Terrain zu rekognosciren, vorausgegangen war, wurde er von den Engländern gefangen, die hier im Hinterhalte lagen, die Franzosen

zu überrumpeln. Ihre Grenadiere umringten ihn und drohten, ihn auf der Stelle niederzustoſſen, wenn er den geringſten Lärm machte. Der Ritter **von Aſtas** ließ ſich durch dieſe Drohung nicht abſchrecken, ſondern opferte ſein Leben heldenmüthig der Rettung des Heeres auf. Er ſchrie ſo ſtark er konnte: „Zu mir, Auvergne, hier ſind die Feinde!“ — und in demſelben Augenblicke wühlten zwanzig Bajonette in ſeinen Eingeweiden.

Das Regiment kam zu Hilfe und trug dadurch nicht wenig zum Siege bei.

Edles Selbſtgefühl.

Viotti, einer der größten Virtuoſen auf der Violine, war der Gott des Tages in Paris und der Liebling des Hofes zu Verſailles. Eines Tages befahl die Königin Marie Antoinette, Gemahlin Ludwig des Sechzehnten, man ſollte den Virtuoſen zu ihr nach Verſailles bringen.

Viotti ſollte ein neues Konzert von ſeiner eignen Kompoſition ſpielen. Zur geſetzten Stunde öffnete ſich der Muſikſaal der Königin, von hundert Wachskerzen beleuchtet. Die größten Symphoniſten aus der Kapelle des Königs und von den Pariſer Theatern, die zum Dienſte Ihrer Majeſtät auf dieſen Tag beſchrieben ſind, ſitzen andächtig vor ihren Singpulten. Die Königin, die Prinzen, die Damen und alle Großen vom Hofe erſcheinen. Man ſetzt ſich und das Konzert beginnt. **Viotti** dirigirt und durchdringt das ganze Orcheſter mit ſeinem belebenden Hauche. Die Symphonie ſchreitet mit allem Feuer und mit aller Begeiſterung fort, die von ihm ausſtrömt und alle Zuhörer ergreift. Am Ende des Tutti iſt das Entzücken auf's Höchſte geſtiegen. Jede Hand zuckt, aber die Etiquette verbietet das Beifallklatſchen. Alles ſchweigt auf den Orcheſtern. Dies iſt für alle Anweſenden das Signal, noch leiſer zu athmen; **Viotti's** Solo beginnt.

Schon hatte die Saite, von **Viotti's** kühnem Bogen gestrichen, einige der süßesten Töne angeklungen, als plötzlich ein großes Geräusch im anstoßenden Zimmer gehört wird. Platz! Ihre Königliche Hoheit, der Graf von Artois! Er ist es wirklich, der, von fackeltragenden Kammerdienern angekündiget, von einem zahlreichen Gefolge umrauscht, durch die aufgerissenen Flügelthüren hereintritt. Das Konzert ist verstummt. Einen Augenblick darauf fängt es noch einmal an. „Still! **Viotti** wird sich hören lassen!“ Unterdessen kann der Graf Artois nicht auf einem Platze still sitzen. Er springt auf und geht auf und ab im Salon, wendet sich mit vernehmlicher Stimme an einige Frauen. **Viotti** nimmt seine Violine unter den Arm, macht sein Notenbuch zu und geht hinaus. Ihre Majestät, Ihre Königliche Hoheit und der ganze Hof sieht sich einige Augenblicke voll Erstaunen in's Auge. **Viotti** kommt nicht wieder, spielte seitdem nie wieder in Versailles und gab nur noch einmal im Jahre 1790 vor der Büste Rousseau's ein feierliches Konzert, wobei sich die größten Virtuosen vereinigten, im fünften Stockwerk. Dies war die unerläßliche Bedingung. Schöne Herren und allerliebste Weiber, die noch nie die ermüdende Reise bis zu einem fünften Stockwerke gemacht hatten, erstiegen, trotz ihrer Schwächlichkeit, diesmal fünf lange Treppen, um **Viotti** die himmlische Musik Bocherim's spielen zu hören.

Lakonismus.

Mit wenigen Worten einen tiefen und festen Sinn auszusprechen, diese Kunst ist nur tiefen und festen Seelen gegeben. Der seichte und schwache Kopf sagt mit vielen Worten — nichts.

Der brave Crillon vertheidigte Quilleboeuf sehr tapfer gegen das Heer der Ligue. Die Belagerer foderten ihn zur

Uebergabe des Platzes auf; aber seine ganze Antwort war: **Crillon ist drinnen, der Feind draußen.** —

Der Marquis von Spinola stellte seinem Herrn, dem Könige von Spanien, die Schwierigkeiten der Belagerung von Breda vor. Die Antwort war: **Marquis, erobert Breda! Ich der König.** —

Der berühmte Marschall von Sachsen war gewohnt, sich sehr kurz auszudrücken. Einmal schrieb er an einen seiner Unterbefehlshaber: **„Für herzhafte Leute kurze Worte. Man schlage sich!“**

Ludwig der XV. hielt einst Heerschau über seine berittenen Grenadiere; im Gefolge befand sich auch der englische Gesandte. Der König hielt vor einem Grenadier, dessen Gesicht ganz von Narben zerfetzt war, und sagte zu dem Engländer: „Bekennen Sie, Herr Ambassadeur! — diesen Leuten steht es auf dem Gesichte geschrieben, daß sie die bravsten Truppen in Europa sind.“

„Sire!“ erwiederte der Britte: „was sagen Sie von denen, welche diese Wunden schlugen?“

Den König überraschte diese treffende Antwort; er schwieg. Aber der Grenadier blickte den Engländer mit stolzem Unwillen an und sagte: **„Die sind todt.“**

Als Kaiser Joseph der Zweite sich im Lager seines Heeres befand, ertheilte er Karl, dem ältesten Sohne des berühmten Fürsten de Ligne, den Befehl, die von den Türken besetzte Festung Schabath zu rekognosciren. Der Prinz ging, blieb aber lange aus, so daß der Kaiser schon befürchtete, er möchte entweder umgekommen oder in Gefangenschaft gerathen seyn. Endlich meldete man seine Zurückkunft. Mißlaunig sagte Joseph

zu dem Eintretenden: „Ich hatte Ihnen befohlen, Schabath zu rekognosciren, und Sie sind wenigstens zwei Stunden ausgeblieben! — Woher kommen Sie?“

„**Von der Eroberung Schabath's**“ — erwiederte Prinz Ligne mit großer Kaltblütigkeit. Wirklich hatte er auch, den Degen in der Hand, die Festung eingenommen.

Den Kaiser erfreute theils die Eroberung, theils diese Antwort so sehr, daß er den jungen Helden umarmte und auf der Stelle mit dem Theresienorden schmückte. —

Im Verlaufe des Krimm'schen Feldzuges erhielten die russischen Generale den Befehl, Ismail zu nehmen, ein Wagstück, das fähig war, selbst den glühendsten Muth erstarren zu machen. Seltikoff und alle andern Feldherren weigerten sich, das Kommando beim Angriffe zu führen. Man trug es Suwaroff an. Er stellte sich an die Spitze der Kolonne und setzte sie in Bewegung gegen Ismail's furchtbare Wälle. Die Kolonnen machten bestürzt Halt. Nun wendete sich der General an die Soldaten und sagte: **„Ihr seht diese Mauern! Sie sind sehr hoch! Aber die Kaiserin will, wir sollen sie einnehmen!“** Nach dieser lakonischen Anrede ergriff er eine Sturmleiter. Die Kolonnen stürzten ihm nach und Ismail wurde erstiegen. —

Feinheit.

Feinheit mit Güte verbunden, ist eine der liebenswürdigsten Eigenschaften. Vorzüglich die Großen sollten sie sich für den Umgang mit ihren Untergebenen aneignen. Es gibt eine rauhe Art wohlzuthun, wodurch die Wohlthat ihr Erfreuendes, ihr Verbindliches verliert; es gibt eine plumpe Art zu befehlen, wodurch dem Diener seine Pflicht zur drückenden

Last wird. Das wahre Geheimniß, die Herzen der Untergebenen mit unauflösbaren Banden zu fesseln, ist, daß der Vornehme, er gebe nun Wohlthaten oder Lob, und ertheile Befehle oder Verweise, dem Geringern die Beschämung, seinen Mangel und seine Abhängigkeit erkennen zu müssen, so viel möglich erspare.

Türenne sah, daß einer seiner Offiziere ein altes, sehr schlechtes Pferd ritt, und wußte, daß er zu arm war, um ein besseres bezahlen zu können. „Sie reiten da ein gutes, sehr ruhiges Pferd," sagte er zu ihm: „die meinigen sind für mich alten Mann ein wenig zu flüchtig, zu feurig. Ungemein würden Sie mich verbinden, wenn Sie mit mir einen Tausch treffen wollten." Wie sehr mußte der Offizier sich seinem edlen General verpflichtet fühlen, der mit der Aufmerksamkeit auf sein Bedürfniß so viele feine Aufmerksamkeit für seine Ehre verband.

Nicht weniger gut, als er sich auf's Wohlthun verstand, verstand sich **Türenne** auch auf's Verweise geben. Seine Soldaten plünderten im Hennegau'schen ein Schloß, das sie mit Sturm erobert hatten. Sie fanden darin eine Frau von bewundernswürdiger Schönheit und brachten diese Frau, als den besten Theil der Beute, dem Feldherrn. **Türenne**, der sich durch diese Aufmerksamkeit ganz und gar nicht geschmeichelt fand, ließ sogleich den Mann der Unglücklichen vor sich fodern. „Hier, mein Herr," sagte er, „empfangen Sie Ihre Gattin zurück! Die Erhaltung der Ehre derselben haben Sie diesen meinen wackern Soldaten zu danken. Sie empfanden Achtung für so viel Schönheit, und um sie gegen alle Anfälle eines Nichtswürdigen zu sichern, brachten sie sie zu mir, ihrem Feldherrn."

Der Marschall **Bouflers** hatte mit beispielloser Tapferkeit und Ausdauer die wichtige Festung Ryssel vertheidiget. Ludwig XIV. wollte den greisen Helden mit der höchsten Ehre

belohnen, welche er erlangen konnte, mit der Würde eines Pair von Frankreich. Als **Boufflers** in die feierliche Sitzung des pariser Parlements ging, um mit der neuen Ehrenstelle bekleidet zu werden, folgten ihm die meisten Offiziere, die während der Belagerung von Ryssel unter ihm gedient hatten. Der Marschall wandte sich mit dem ihm eignen Anstande zu ihnen und sagte: „Die Ehre, welche mir heute widerfährt, verdanke ich Ihnen, meine Herren! Auf Sie fällt sie zurück. Sie sind es, welche man belohnt, und mir bleibt nur der Ruhm, an der Spitze so tapferer Männer gefochten zu haben."

Der französische Gelehrte Maupertuis hatte sich während seines Aufenthaltes bei Friedrich dem Großen durch die Neugierde verleiten lassen, der Schlacht von Molwitz zuzusehen. Wie man erzählt, geschah das von einem Baume herab. Unglücklicher Weise bemerkten ihn österreichische Husaren, nahmen ihn gefangen und plünderten ihn rein aus. Als er einige Zeit darauf nach Wien kam, empfing ihn der Kaiser mit vieler Achtung. Man brachte jene Plünderung zur Sprache und Maupertuis klagte dem Monarchen, daß ihm vorzüglich um die von Graham verfertigte Uhr leid sey, welche ihm bei seinen astronomischen Beobachtungen so gute Dienste geleistet habe. Der Kaiser überreichte ihm eine Uhr desselben Meisters, die obendrein mit Diamanten reich besetzt war, mit den Worten: „Die Husaren haben sich blos einen Spaß machen wollen; sie haben mir die Uhr gebracht, nehmen Sie sie zurück."

Der berühmte Carnot hatte durch unglückliche Geschäfte sein Vermögen eingebüßt. **Napoleon** erfuhr es und sagte zu dem Kriegsminister: „Es schickt sich nicht, einem Manne wie Carnot Geld zu geben, und geholfen muß ihm doch werden. Richten Sie es so ein, daß ihm die Regierung für rückständigen Sold 100,000 Franken schuldig sey."

Diese Worte zeigen eben so sehr Feinheit als Edelmuth, denn Carnot war bekanntlich derjenige, welcher dem lebenslänglichen Konsulate und späterhin der Kaiserwürde **Napoleons** sich am nachdrücklichsten widersetzt hatte.

Nach der zweiten Eroberung von Paris durch die Alliirten speiste Kaiser Alexander eines Tages mit einem polnischen Generale, dem Fürsten P., in St. Denis, und der Graf Langeron befand sich gleichfalls in der Gesellschaft. Mitten in der Unterhaltung sagte der Kaiser zu dem Letztern: „Ich habe zum zweiten Male den Montmartre besucht und dort ein an Sie gerichtetes Paket gefunden."

„Sire," erwiederte der Graf: „ich habe nichts verloren."

„O!" antwortete der Kaiser, indem er ein Paket aus der Tasche zog, „ich irre mich nicht, — sehen Sie hier."

Graf Langeron eröffnete es und fand die Insignien eines russischen Ordens.

Zartgefühl.

Der Dauphin (Sohn Ludwig XV.) nahm zur zweiten Gemahlin eine Prinzessin von Sachsen, deren Vater den König Stanislaus, den Vater der Königin von Frankreich, des Thrones beraubt hatte, so daß die Dauphine mit Zittern vor ihrer Schwiegermutter erschien. Den dritten Tag nach der Vermählung mußte sie, der Hofsitte gemäß, ein Armband mit dem Bildnisse ihres Vaters tragen, und da begreift man, wie viel Ueberwindung es der Tochter des Stanislaus kostete, vor ihren Augen, in ihrem eigenen Palaste, wie im Triumphe, das Bild Auguſt des III. glänzen zu sehen. Ein Theil des Tages ging vorüber, ohne daß Jemand den Muth hatte, diesen Schmuck anzuschauen. Die Königin warf einen Blick

darauf und sagte: „Dies ist also, meine Tochter, das Portrait des Königs, Ihres Vaters?“ „Ja liebe Mutter,“ versetzte die Dauphine, „sehen Sie nur, wie ähnlich es ist.“ — **Es war das Bild Stanislaus.** — Man kann sich die frohe Ueberraschung der Königin denken. Dieser feine, rührende Zug, von Höflingen Galanterie genannt, obwohl er eines bessern Namens werth war, konnte seine Wirkung nicht verfehlen. Von Stunde an nahm die Königin die Dauphine als Tochter auf, und lebte in dem vollkommensten Einverständnisse mit ihr und ihrer ganzen Familie. —

Vor einigen Jahren kam der unglückliche Exkönig Gustavson von Schweden nach Heidelberg und trat in einem der ersten Gasthöfe ab. Er erschien im Speisesaale, den Mantelsack unter dem Arme, in einfacher, selbst nachlässiger Kleidung, und ohne alle Bedienung.

Der Saal war voll Reisender und Studenten, und es herrschte eine sehr belebte Unterhaltung; aber mit dem Eintritte des Exmonarchen verwandelte sie sich in ehrfurchtsvolles Schweigen. Die Studenten hörten auf zu rauchen, und der Gast, welcher den obersten Platz an der Tafel inne hatte, stand auf, um ihn dem ausgezeichneten Reisenden abzutreten. Der Wirth näherte sich ihm und fragte, ob es ihm angenehm sey, die Musik einer so eben eintretenden Bande anzuhören, und nachdem er seine Zufriedenheit damit zu erkennen gegeben hatte, duldete man nicht, daß er wegen eines Beitrages von den Musikanten angesprochen wurde; man wußte, daß er in Basel seinen Mantelsack hatte verpfänden müssen. Kein Anwesender erlaubte sich zu lachen, ja nur ein spöttisches Gesicht gegen die herabgekommene Majestät zu schneiden. Eine allgemeine Achtung, gleich entfernt von serviler Unterthänigkeit wie von Geringschätzung, sprach sich in der ganzen Gesellschaft gegen den Unglücklichen aus.

Güte, Milde.

Renee d'Anjou wurde während des Krieges, den er mit dem Könige Alphons von Aragonien führte, von einem Haufen Bauern überfallen. Man fing fünf derselben, welche sich dem Könige zu Füssen stürzten und betheuerten, daß sie ihn nicht gekannt hätten. Voll Güte hieß sie **Renee** aufstehen und sagte: „Ihr möget mich gekannt haben oder nicht, so seyd unbesorgt. Gnade ergehen zu lassen, ist eine der schönsten Befugnisse der Fürsten. Gehet hin, tröstet eure Familien und sagt euren Freunden und Nachbarn, daß — Renee kein Tyrann sey."

Kurz nach dem Frieden von Vervier's ließ sich **Heinrich IV.** mit einigen Edelleuten über die Seine setzen. Unter andern fragte er den Fährmann, welcher ihn nicht kannte: „Was spricht man Gutes vom Frieden?"

„Ja was soll man davon sagen?" erwiederte der alte Murrkopf: „täglich mehr Abgaben; alles muß versteuert werden, sogar diese lumpige Fähre."

„Hat denn der König kein Einsehen in diese Sache?"

„Ach der König! er ist wohl ein guter Mann, aber er hat eine Buhlschwester am Hofe; die will immer schöne Kleider und andere Narrenspossen haben, wozu wir armen Unterthanen den letzten Heller hergeben müssen."

Gabriele, die Geliebte des Königs, erfuhr, wie ungebührlich der Fährmann von ihr gesprochen habe. Aufgebracht verlangte sie, der König solle den Ungeschliffenen hängen lassen.

„Bei Leibe nicht!" sagte **Heinrich:** „der Kerl ist ein armer Teufel, den sein Mißgeschick übler Laune macht. Von nun an soll seine Fähre frei seyn — und er wird besser von uns sprechen."

Kaiser **Leopold I.** war so sehr zur Milde geneigt, daß er selbst grobe Versehen gern verzieh, wenn man nur seinen Fehler einsah und ihm nicht trotzte. Nicht einmal einen Fluch hörte man von ihm; die ganze Strafe bestand darin, daß er den Thäter — einen Lecker schalt.

Bei Gelegenheit der Krönung seines Sohnes Joseph zum römischen Könige fügte es sich, während seines Aufenthaltes in Augsburg, daß einer seiner Kammerherren hastig durch ein Zimmer ging, auf den Kaiser zurannte, den er im Eifer nicht wahrgenommen hatte, und denselben ziemlich unsanft zur Erde streckte. Der Kammerherr war darüber so sehr erschrocken, daß er, statt dem Kaiser aufzuhelfen, auf die Kniee niederfiel und um Gnade flehte. Dieser stand also allein auf, hieß den Kammerherrn ebenfalls aufstehen und sagte blos die Worte: „Ein ander Mal thu' Er die Augen auf, Er Lecker. Komm' Er mir nicht noch ein Mal so, Er Lecker.“ Damit war die ganze Sache abgethan und vergessen.

Joseph Emanuel, König von Portugal, kehrte einst ermüdet und mit Schweiß bedeckt von der Jagd zurück. Er wollte die Wäsche wechseln, mußte aber über eine Viertelstunde auf den Garderobediener warten, welcher die Hemden in Verwahrung hatte. Ein Kammerherr verwies dem Bedienten seine Nachlässigkeit in harten Ausdrücken, als der König in's Mittel trat und sagte: „Laßt ihn in Frieden! Er ist genug gestraft durch den Verdruß, seine Pflicht nicht beobachtet zu haben.“

Der Inhaber einer kaiserlichen Kasse hatte viele Jahre hindurch sein Amt mit gewissenhafter Treue verwaltet; aber seine anwachsende Familie foderte von Tag zu Tag mehr Aufwand. Die Noth siegte endlich über die Pflicht. Der Mann nahm nach und nach an zweitausend Reichsthaler aus

der Kasse. Man revidirte, fand den Defekt, machte dem Verbrecher den Prozeß, und der Urtheilsspruch wurde dem Kaiser **Joseph** II. zur Unterschrift vorgelegt.

Als der Monarch gelesen hatte, ließ er sich die Akten bringen und sah, daß der Beamte seinem Posten sechzehn Jahre vorstand, ohne sich die mindeste Veruntreuung zu Schulden kommen zu lassen, daß er acht Kinder am Leben und nur dreihundert Thaler Gehalt habe. Er schrieb hierauf folgende Sentenz:

Dem Defraudanten sollen die entwendeten 2000 Thlr. geschenkt seyn, und sein Gehalt soll künftig auf 700 Thlr. gesetzt werden, damit er nicht mehr in Versuchung gerathe, sich an fremden Geldern zu vergreifen.

Joseph.

General Francichetti war einer der Abenteurer, welche sich an den ehemaligen König von Neapel, Joachim Mürat, anschlossen, als dieser mit tollem Wagen das verlorne Reich wieder erobern wollte. Bekanntlich scheiterte das Unternehmen. Mürat wurde gefangen und erschossen; Francichetti floh in die Gebirge von Kalabrien. Hier lebte er lange verborgen; da ihm aber ein solches Daseyn voll Elend und Unsicherheit zu peinlich wurde, stellte er sich zu Anfang des Sommers 1816 freiwillig vor der Obrigkeit zu Cosenza. Diese ließ ihn verhaften und machte davon höheren Ortes Anzeige.

Der Staatsrath war der Meinung, daß man, zum abschreckenden Beispiele, das Vergehen des Generals Francichetti mit aller Strenge bestrafen müsse, und entschied sich, ihn vor ein Kriegsgericht stellen zu lassen. Dieser Beschluß wurde dem Könige von Neapel, **Ferdinand dem Vierten**, zur Genehmigung vorgelegt. Der gütige Monarch schrieb eigenhändig auf den Rand des Dekrets:

„Der Schuldige, welcher sich freiwillig stellt, vertraut nicht der Gerechtigkeitsliebe, sondern der Milde

des Regenten. Es ist kein Grund vorhanden, Francichetti den Prozeß zu machen; er kann sich nach Sicilien zurückziehen."

Der Gerechte erbarmt sich auch des Viehes.

Karl, Herzog von Kalabrien, zeichnete sich durch eine seltene Gerechtigkeitsliebe aus. Täglich wohnte er in eigner Person den Sitzungen des Gerichtshofes zu Neapel bei, und aus Besorgniß, die Wachen möchten nicht Jedem, der sein Recht zu suchen käme, den Eintritt gewähren, ließ er an der Außenwand der Gerichtshalle einen Klingeldrath befestigen; wenn dieser berührt wurde, ertönte im Innern das Glöckchen und augenblicklich mußte dann die Thüre geöffnet werden.

Eines Tages rieb sich ein alter, ausgehungerter Gaul an dem Drathe. Das Glöcklein tönte, die Thüre ging auf, und herein hinkte der abgezehrte Klepper. Lachend riefen die Räthe: „Ha seht, Capece's Mähre!" Nur **Karl** blieb ernst bei dem Anblicke dieses lebenden Gerippes. Finstern Blickes sagte er: „Wißt ihr nicht, daß auch die Thiere Anspruch auf die Gerechtigkeit haben? Sogleich erscheine Capece!"

Der Gefoderte trat vor die Schranken des Gerichts, wohl nicht ahnend, welch' einen mächtigen Beschützer seine verachtete Mähre gefunden habe. Zürnend fragte ihn der Herzog: „Warum läßt du dein Pferd in solch' elendem Zustande umherlaufen?"

„Gnädigster Herr!" war Capece's Antwort: „der Gaul ist nicht mehr zu brauchen und die Kosten für sein Futter wären verschwendetes Geld."

„Doch in frühern Jahren hat er dir Dienste geleistet?"

„In seiner Jugend war es ein braves Roß und hat mich in zwanzig Schlachten begleitet."

„So?“ entgegnete der Herzog immer ernster: „Sage mir Capece, hat mein Vater deine Dienste zu belohnen vergessen?“

„Mit nichten,“ stammelte der Betroffene: „er überhäufte mich mit Wohlthaten.“

„Und du,“ fuhr **Karl** in edlem Zorne fort, „du vergönnst nicht einmal einem armen Thiere, das dir so treu gedient hat, das karge Futter? Undankbarer! Schnell führe dein gemißhandeltes Roß nach Hause und lohne ihm fortan besser seine Treue, oder meine gerechteste Ungnade soll dich treffen!“

Reinhold von Rosen, ein Livländer von Geburt, ward durch sein muthiges Pferd in der Schlacht bei Rocroy am Leben gerettet, und die dankbarste Erinnerung daran verließ ihn nie. Er hätte das Thier auf das Theuerste verkaufen können, aber es war ihm um keinen Preis feil. Er bestieg es zwar noch, als es beinahe 40 Jahre alt war, aber nur, um es bei feierlichen Gelegenheiten zu zeigen und seine Verdienste um ihn zu rühmen. Als er starb, vermachte er demselben einen Jahrgehalt, eine Wiese und die Freiheit. Die Thiere haben oft mehr Empfindung und Sinn für das Gute, als wir ihnen zugestehen; ein Grund mehr, uns pflichtmäßig gegen sie zu verhalten. —

„Vor mehreren Jahren,“ erzählt ein sehr achtbarer Schriftsteller, „reisete ich im Winter zu Schiffe über den Bodensee. Ein für sein Alter wohlgebildeter Offizier, welcher aus Italien über den Gotthard kam und nach Schwaben ging, stieg mit in das Fahrzeug. Es war so nebliges Wetter, daß man kaum einige Schritte weit vorwärts sehen konnte. Die rudernden Schiffe richteten ihren Lauf nach dem Kompaß. Wir waren in der verfinsterten Luft bereits dreiviertel Stunden gefahren, als ein Flug ermüdeter Vögel sich ganz ohne Scheu auf die am Mastbaume ausgespannten Stricke setzte. Die fremde Erscheinung bot uns zu verschiedenen Gesprächen Stoff dar. Der

Steuermann erzählte, daß die Strichvögel, welche bei dem dichten Nebel die weite Fläche des Bodensee's nicht übersehen könnten, sich dann öfter in der geraden Richtung verirrten und am Ende, erschöpft an Kräften, wie jetzt, ohne Scheu an dem Mastbaume und an den Schiffstauen Ruhepunkte suchten. Während dieser Erzählung erhob sich ein Schiffsjunge und wollte einige der ermüdeten Vögel fangen; allein der Schiffmeister verbot es ihm und sagte: „Den Schutzbedürftigen muß man Schonung gewähren. Wenn wir das Unglück hätten, Schiffbruch zu leiden, und du könntest dich noch an ein schwimmendes Brett anklammern, wie würdest du in Verzweiflung gerathen, wenn ein Stärkerer dich hinunterstossen wollte!“ —

Mäßigung, Gelassenheit, Sanftmuth.

Pfarrer **Lavater**, der im sechzehnten Jahrhunderte als Professor und Prediger zu Zürch lebte (ein Namensvetter des berühmten Lavater unserer Zeit), begleitete einst, gemäß seiner Amtspflicht, einen dem Scharfrichter überantworteten Verbrecher zum Blutgerüste. Der verstockte arme Sünder tobte und wüthete so sehr, daß er den Geistlichen gegen einen Stein stieß und jener sehr unsanft zu Boden fiel. Als **Lavater** sich wieder erhoben hatte, sprach er mit Milde und Sanftmuth zu dem unbußfertigen Bösewichte: „Bei meinem Heimwege thust du das nicht wieder; ich verzeihe dir.“ Dies erschütterte den Verbrecher so sehr, daß er auf seine Kniee fiel und flehentlich Abbitte leistete, dann aber auch ruhig seiner Strafe entgegen ging. —

Türenne's unansehnliches Aeußere veranlaßte, daß Leute, welche ihn nicht kannten, in ihm nichts weniger als den Großmarschall von Frankreich vermutheten. Einmal besuchte er das

Schauspielhaus und stellte sich in einer Loge von erstem Range ganz vornehin. Bald darauf kamen zwei junge Zierbengel in die nämliche Loge. Nach der Mode des Tages auf's Eleganteste gekleidet, bildeten sie sich ein, ihre herausgeputzten Figuren paßten weit besser zu der glänzenden Versammlung, als der Unbekannte im schlichten Oberrocke, und verlangten von diesem mit dürren Worten, daß er ihnen den Vordersitz einräumen solle.

Türenne fand sich nicht aufgelegt, die Gefälligkeit so weit zu treiben, und blieb unbeweglich auf seinem Platze. Diese Störigkeit verdroß einen der jungen Herren so sehr, daß er, sich zu rächen, des Marschalls Hut und Handschuhe von der Logenbrüstung in's Parterre hinabstieß. **Türenne** rügte das unverschämte Betragen mit keiner Sylbe.

Ein Edelmann, der sich unten im Parterre befand, hob Hut und Handschuhe auf, und brachte sie in die Loge. Der Titel „Monseigneur," mit welchem er den Marschall anredete, öffnete den beiden Gecken die Augen. Bestürzt wollten sie davonschleichen; aber **Türenne** hielt sie auf, indem er ihnen auf die verbindlichste Art sagte: „Bleiben Sie, bleiben Sie, meine Herren! wenn wir zurücken, haben wir alle Drei Platz."

Der große **Newton** hatte sich seit Langem anhaltend mit der Ausarbeitung eines wichtigen philosophischen Werkes beschäftiget. Das Manuscript war schon seiner Vollendung nahe. Einst wurde er von seinen Studien in ein Nebenzimmer abgerufen. Der kleine Diamant, sein Lieblingshund, sprang unterdessen auf den Tisch und warf unglücklicher Weise ein brennendes Licht um. Dadurch geriethen die Papiere in Flammen, und die mühsame Arbeit vieler Jahre verbrannte. **Newton**, der erst zurückkam, als die schreckliche Zerstörung schon geschehen war, sagte weiter nichts, als: „Diamant, Diamant! du weißt nicht, was für ein Unglück du angerichtet hast." —

Rousseau wurde auf einem Spaziergange von einem ungeheuren dänischen Hunde, der vor einer Equipage herlief, umgeworfen. Der Herr des Wagens sah den Gefallenen mit Gleichgültigkeit liegen und fuhr seines Weges. **Rousseau** ward durch einige Bauern aufgehoben und nach Hause gebracht. Am andern Morgen erfuhr der Besitzer des Wagens, wer derjenige sey, den sein Hund umgeworfen habe; er schickte sogleich seinen Bedienten und ließ fragen, was er für ihn thun könne. „Nichts," antwortete der Philosoph, „als künftig den Hund am Bande halten."

Abauzit, Bibliothekar in Genf, ein eben so gelehrter als edler Mann, galt für so sanftmüthig, daß man von ihm behauptete, er sey niemals in Zorn gerathen. Einige Leute, die gern wissen wollten, wie viel an dieser Sage Wahres sey, wendeten sich an seine Dienstmagd und befragten sie darum. Zu ihrer Verwunderung bestätigte diese die Behauptung und setzte zugleich hinzu: sie diene nun schon seit dreißig Jahren bei ihm und habe ihn noch niemals böse gesehen. Damit waren aber die Neugierigen nicht zufrieden; sie gingen so weit, der Magd eine beträchtliche Summe zu versprechen, wenn es ihr gelänge, ihren Herrn in Zorn zu bringen. Sie willigte ein, und da sie wußte, daß er gern gut schliefe, so machte sie sein Bett nicht. **Abauzit** bemerkte es sogleich und äußerte sich am andern Morgen ganz flüchtig darüber, da er es nur für Vergessenheit hielt. Dessen ungeachtet machte sie aber denselben Abend das Bett wieder nicht. Am folgenden Morgen dieselbe Bemerkung; weiter verlor er kein Wort darüber, obgleich sie sich noch schlechter entschuldigte, als das erste Mal. Als sie es aber zum dritten Male unterlassen hatte, sein Bett zu machen, sagte er: „Du hast mein Bett wieder nicht gemacht, und es scheint, daß du es gar nicht mehr machen willst, weil es dich vielleicht zu sehr ermüdet. Es hat weiter nichts auf sich, denn ich fange schon an, mich daran zu gewöhnen."

Länger konnte sich die Magd nicht mehr halten. Gerührt und bestürzt durch diese große Güte fiel sie ihrem Herrn zu Füssen und gestand ihm alles.

Selbstbeherrschung.

Der brave Crillon hatte bei all' seinen guten Eigenschaften doch den Fehler, daß er sehr zum Jähzorne und zur Zanksucht geneigt war. Die Minister **Heinrich** IV. hatten ihm den Vorwurf gemacht, durch ein Versehen den unglücklichen Ausgang der Belagerung von Rouen herbeigeführt zu haben. Aufgebracht kam er in das Kabinet des Königes und ging von Entschuldigungen zum Zanken, und endlich zum heftigsten Zorne und zu Lästerungen über. **Heinrich**, den es beleidigte, daß er so lange im gleichen Tone fortfuhr, befahl ihm, sich zu entfernen. Allein Crillon kehrte an der Thüre wieder um und begann seine Schimpfpredigt von Neuem. Man bemerkte, daß der König vor Zorn und Ungeduld erblaßte, und schon stand zu befürchten, er werde den Degen von der Seite reissen, um den unverschämten Ritter damit zu züchtigen. Doch blieb er Meister über die aufwallende Leidenschaft. Als Crillon fort war, kehrte er sich gegen die anwesenden Herren und sagte: „Ich habe von Natur ein warmes Blut und werde leicht zum Zorne gereizt; allein seitdem ich mich selbst kenne, bin ich immer gegen diese Leidenschaft auf der Hut gewesen. Ich weiß aus Erfahrung, daß sie eine böse Rathgeberin ist, und bin sehr froh, heute so viele ehrenwerthe Zeugen meiner Mäßigung gehabt zu haben."

Der Bildhauer **Bacon** war, wie die meisten Künstler, von reizbarem Temperamente, aber wenige Menschen konnten ihre Empfindlichkeit so sehr im Zaume halten. Eines Tages

befand er sich in der Westmünster-Abtei. Vor seinem Meisterwerke, dem Monumente des Lord Chatam, stand Jemand, der mit angemaßter Kunstkennerschaft den Umstehenden seine Bemerkungen mittheilte. **Bacon**, den er nicht kannte, trat hinzu. Der Kunstrichter wandte sich an ihn und sagte: „Dieses Denkmal ist im Ganzen bewunderungswürdig, aber es hat große Fehler."

„O wenn Sie mir sie doch zeigen wollten!" entgegnete **Bacon.**

„Sehen Sie nur hier," fuhr der Mann weiter, „und hier und dort! Schlecht, sehr schlecht!" Dabei wies er mit seinem Stocke so unsanft auf die Figuren, daß dieselben leicht beschädiget werden konnten.

„Aber," hub **Bacon** an, „ich möchte doch wohl wissen, warum die Theile, welche Sie da berührt haben, fehlerhaft sind?"

Der Kritiker gab darauf keine bestimmte Antwort, sondern beschränkte sich mit fortwährender Heftigkeit auf die vorige Allgemeinheit im Tadel. „Ich habe," schloß er endlich, „**Bacon** wiederholt auf die Gebrechen erinnert, als er mit der Ausarbeitung dieses Bildwerkes beschäftiget war: ich zeigte ihm auch noch andre Fehler, aber er ließ sich nicht überführen."

„Wie, Sie kennen also **Bacon** persönlich?"

„O ja!" antwortete der Fremde: „wir sind seit vielen Jahren vertraute Freunde."

„Nun so ist es ein Glück für Sie," sagte **Bacon**, indem er sich beurlaubte, „daß Ihr Freund Bacon Sie nicht hört; es würde ihm übel gefallen, daß Sie mit seiner Arbeit so rauh umgehen." —

Bescheidenheit.

Ein Fremder, welcher im siebenzehnten Jahrhunderte Frankreich bereiste, suchte sich mit den berühmtesten Gelehrten des Landes bekannt zu machen und fragte unter andern, wer ihm die besten Nachrichten über einige Gegenstände der alten Geschichte von Frankreich geben könne? Man nannte ihm den durch sein Glossarium der Latinität des Mittelalters berühmten **Ducange.** Der Fremde ging zu ihm, wurde vorgelassen, sehr artig aufgenommen und um die Ursache seines Besuches gefragt. Der Fremde nannte diese mit einem schmeichelhaften Komplimente für den Gelehrten.

„Mein Herr," entgegnete **Ducange:** „ich habe mich um die Materie, welche Sie wissen wollen, niemals recht genau bekümmert und kann Ihnen weiter nichts davon sagen, als was mir noch von der Zeit her erinnerlich ist, da ich die zu meinem Glossarium nöthigen Schriftsteller durchlesen mußte. Gehen Sie lieber zum Pater **Mabillon;** dieser wird Ihnen in der Sache mehr Licht geben können."

Der Fremde begab sich demnach zu diesem gelehrten Benediktiner. Allein er bekam von ihm folgende Antwort: „Man hat Sie hintergangen, mein Herr, indem man Sie an mich wies. Die Materie ist nie der Gegenstand meiner besondern Untersuchung oder Aufmerksamkeit gewesen und ich weiß davon weiter nichts zu sagen, als was ich in den Schriftstellern fand, welche ich zur Abfassung der Geschichte meines Ordens durchlesen mußte. Wollen Sie einen Mann haben, der Ihnen mehr Genüge leisten wird, so gehen Sie nur zu Herrn **Ducange."**

„Eben der ist es," versetzte der Fremde, „welcher mich zu Ihnen schickte."

„O, er übertrifft mich bei weitem," sagte **Mabillon;** „weil ich indeß die Ehre habe, Sie bei mir zu sehen, will ich Ihnen das Wenige, was ich von der Sache weiß, gern mittheilen."

Wem gefällt nicht die Bescheidenheit dieser berühmten Gelehrten?

Der berühmte **Düval**, Bibliothekar Franz des Ersten, antwortete oft auf die Fragen, die man an ihn that: „Das weiß ich nicht.“

Ein Unwissender sagte ihm daher eines Tages: „Der Kaiser bezahlt Sie ja aber für das Wissen.“

Düval antwortete: „Der Kaiser zahlt mich für das, was ich weiß; wenn er mich für das bezahlte, was ich nicht weiß, so würden alle Schätze seines großen Reiches dazu nicht hinreichend seyn.“

Bei einem Angriffe der Türken auf Kinburn ging Suwaroff dem Feinde an der Spitze der Garnison entgegen. Die Russen wichen vor dem Ungestüme des Feindes zurück. Ein gemeiner Soldat, darüber aufgebracht, wirft sich seinen Kameraden in den Weg, streckt ihnen das Bajonett entgegen und bringt sie dahin, tapfern Widerstand zu thun. Die Kaiserin wollte den Tapfern, welcher die Ursache des ersten Sieges in diesem Kriege gewesen war, mit einer Offiziersstelle belohnen. Er schlug sie aus. „Ich kann ja nicht schreiben,“ sagte er: „besser ein guter Soldat, als ein schlechter Offizier zu seyn.“

Selbstverläugnung.

Lord **Talbot**, aus einer angesehenen und reichen Familie Schottlands entsprossen, besaß ein angeerbtes Vermögen, welches ihm dreißigtausend Pfund jährliche Renten abwarf. Als junger Mann von fünf nnd zwanzig Jahren war er bereits Ritter des Hosenbandordens, Generallieutenant und Mitglied des

geheimen Rathes. Von Seiten seiner Landsleute empfing er die unzweideutigsten Beweise allgemeiner Achtung.

Eines Tages, als er in seinem Kabinete die Vorzüge seiner Lage überdachte, sagte er zu sich selbst: „Ja Talbot, du bist glücklich, vor Tausenden glücklich; du bist geehrt, geliebt, von Jedermann bemerkt. — Aber womit hast du das alles verdient? Hast du zu deinem Emporkommen etwas beigetragen? Kannst du stolz auf deine Vorzüge seyn? Du warst schon Oberst, als du noch in der Wiege lagst. Die Tapferkeit deines Regiments in der Schlacht wider die Rebellen, und der Muth des Anführers, welcher deine Stelle vertrat, machten dich zum Generallieutenant und Ordensritter. Dein großes Vermögen haben dir deine Vorältern hinterlassen, die es vielleicht durch manche Ungerechtigkeit erwarben. Wo sind denn nun deine eignen Verdienste? Wohlan, ich will wissen, ob ich selbst Werth habe — ob ich durch eigne Tugenden mein Glück machen kann?"

Vorwendend, er wolle seine Güter in Amerika bereisen, verließ er England und ging nach Wien. Er wußte, daß der österreichische Feldmarschall Brown ein Landsmann von ihm, ein Schottländer war. Bei diesem ließ er sich unter dem angenommenen Namen Lewinghton melden. Gern nahm der erfahrne Krieger den gebildeten, vielversprechenden Rekruten bei seinem Regimente auf.

So war nun der angesehene und reiche Lord **Talbot** gemeiner Soldat. Er befliß sich der untadelhaftesten Aufführung; seinen Muth leiteten Vorsicht und Klugheit. Die Kenntnisse, welche er besaß, dienten seiner Tapferkeit als glänzende Folie. Bald ging es mit ihm vorwärts; mit schnellen Schritten stieg er von einer Stufe der Ehre zur andern empor. Nach vier Jahren schon bekam er ein Regiment, mit welchem er sich bei einer Affäre so auszeichnete, daß er zum Generallieutenant erhoben wurde. Jetzt war das Ziel seiner Wünsche erreicht. Sich länger zu verbergen, wäre unrecht gewesen. Er ließ große Summen aus England kommen, nahm eine Menge Diener an, setzte sich in eine glänzende

Equipage und fuhr nach Wien zum Feldmarschall Brown. Welche Ueberraschung, als die Decke abfiel, welche bisher den vornehmen Schottländer verhüllt hatte. Der Feldmarschall umarmte ihn und brachte ihm die Opfer, die einer so beispiellosen Selbstverläugnung gebührten. Man fuhr zur Kaiserin. Maria Theresia, von Bewunderung hingerissen, erklärte den Lord zum Feldmarschall. **Talbot** war jetzt der Gegenstand des allgemeinen Erstaunens am Hofe, in der Stadt und bei der Armee. Er hielt sich noch einige Zeit in Wien auf, reisete dann nach England zurück und lebte dort in der glücklichen Seelenstimmung, welche das Bewußtseyn hohen Selbstwerthes mit sich bringt.

Der Weise rühmt und schämt sich seiner Herkunft nicht.

Es ist lächerlich, wenn sich Jemand mit seinen hohen Ahnen brüstet. Das ganze Verdienst eines solchen Thoren besteht darin, daß ihn das Glück aus einem vornehmen Hause geboren werden ließ. Der Weise legt dem Zufalle der Geburt keinen übermäßigen Werth bei. Ist er von Adel, so prahlet er gegen Niemand mit seinem Stammbaume; ist er von niedriger Herkunft, so verläugnet er seine armen Aeltern und Anverwandten nicht. —

Willigis, der Sohn eines Radmachers aus dem sächsischen Dorfe Stroningen, wurde von seinen armen Aeltern der Kirche gewidmet. Sie konnten ihn in der That auch nicht besser versorgen, denn in ihrem Zeitalter hatten allein die Geistlichen Hoffnung auf die höhern Friedensbedienstungen, weil sie die einzigen waren, welche die lateinische Sprache und die Schreibkunst erlernten.

Willigis kam wegen seiner großen Fertigkeit im Schreiben in die kaiserliche Kanzlei, und zeigte bald so viele Kenntnisse und Einsichten, daß er Kaiser Otto des II. volle Gunst erwarb, welcher ihn nicht nur zum Erzbischofe von Mainz, sondern auch zu des Reiches Erzkanzler machte.

Bis in sein hohes Alter regierte er löblich die seinem Stifte unterworfenen Lande und vergaß im Glanze des Purpurs nie seiner gemeinen Abkunft. In seinen Zimmern waren eine Menge Räder an die Wände gemalt, mit der Unterschrift:

Willigis, Willigis,
Nit vergiß,
Daß dein Vater ein Radmacher ist.

Kaiser Heinrich II. sah sich dadurch veranlaßt, dem kurmainzischen Wappen das Rad einzuverleiben.

Alphons, König von Aragonien, hörte von sich rühmen, daß er der Sohn, der Enkel und der Bruder eines Königs sey. Er antwortete den Schmeichlern: „Alles was ihr da an mir hochschätzet, achte ich für nichts; es ist die Größe meiner Vorfahren, und nicht die meinige. Die wahre Hoheit ist kein Erbgut; sie ist eine Frucht und Belohnung der Tugend.“

Sixtus V. war der Sohn eines Taglöhners und hatte in seiner Jugend Schweine gehütet. Aber nie und nirgends schämte er sich seiner niedrigen Geburt. Vielmehr suchte er einen gewissen Stolz darin, aus dem ärmsten Geschlechte entsprossen und doch zu den höchsten Ehrenstellen gelangt zu seyn. Als er zum Papste erwählt war, ließ er seiner Schwester sagen, sie möchte mit ihren Kindern zu ihm nach Rom kommen. Sie erschien und ließ sich, herausgeputzt wie eine Fürstin, ihrem erhabenen Bruder vorstellen. **Sixtus** betrachtete sie aufmerksam vom Fusse bis zum Kopfe, sprach aber kein Wort des Willkommens. Endlich äußerte er sich gegen

einen der anwesenden Kardinäle, wie er nicht begreifen könne, warum seine Schwester so lange auf sich warten lasse. „Sie steht vor Euch," war die Antwort. „Die Dame hier?" erwiederte der Papst: „das kann nicht seyn! Ich habe eine einzige Schwester, Kamilla Peretti mit Namen, und diese ist eine arme Bauersfrau aus dem Flecken le Grotte." Kamilla mußte sich entfernen, ihren Putz ablegen und in der dürftigen Kleidung ihres Standes wieder erscheinen. Jetzt umarmte sie der Papst und rief: „Das ist meine liebe Schwester, wie ich sie in dem Hause meiner Aeltern gekannt habe."

Rollin, Rektor der Universität Paris, vergaß seine gemeine Herkunft nie, auch nicht, als er zu den ansehnlichsten Ehrenstellen gelangte und mit den vornehmsten Männern umging. Einst war er Gast an der Tafel eines Großen und bemerkte, daß das Messer des Zerlegers nicht schneiden wollte. „Nehmen Sie mein Messer," rief er: „es ist schneidiger. Ich muß mich darauf verstehen, denn ich bin der Sohn eines Messerschmiedes." —

In der Nähe von Husum, im Holsteinischen, liegt eine Mühle, welche zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts das Eigenthum einer fleißigen, aber armen Familie war. Damals durchwüthete die Gegend jener verderbliche Krieg, welcher den Geschichtskundigen unter dem Namen des nordischen Krieges bekannt ist. Eines Tages saß der Müller mit den Seinen beim Morgenimbisse, und eben sprachen sie bekümmerten Herzens von den Gefahren und Beschädigungen, welche ihrem Wohnorte bei dem noch bevorstehenden Durchzuge der Russen drohten, als ein reichgekleideter Offizier hereintrat und den Hausherrn und seine Frau in das Hauptquartier des General **Bauer** entbot. Mit sichtbarer Furcht erschien das arme Paar im russischen Lager. Sie wurden vor den General geführt, der sie auf's Freundlichste empfing und mit der Versicherung ermu-

thigte, er habe blos deswegen sie rufen lassen, um ihnen eine Höflichkeit zu erweisen und sie heute bei seiner Tafel zu behalten. Die guten Leute konnten sich nicht erklären, wie sie zu der Ehre kamen, an dem Tische eines so vornehmen Mannes zu speisen.

Als das Mittagsessen aufgetragen war, setzte der General seine Gäste obenan neben sich — den Müller zu seiner Linken, die Frau zu seiner Rechten — bewies ihnen große Achtung und bat sie, sich's wohl schmecken zu lassen. Während der Mahlzeit erkundigte er sich um ihre Familie und Anverwandten. Der Müller berichtete: „er sey der älteste Sohn seines Vaters, von welchem er die Mühle geerbt, die er jetzt besitze; er habe noch eine Schwester, die an einen Kaufmann verheirathet sey, und zwei Brüder, welche in benachbarten Orten als Handelsleute sich angesiedelt hatten.

„Nur zwei Brüder?“ fragte der General und sah den Müller bedeutungsvoll an.

„Ich hatte noch einen dritten,“ fuhr dieser fort: „aber der ist, wie ich glaube, längst gestorben. Noch sehr jung nahm er Dienst und ging mit den Soldaten fort. Von der Zeit an haben wir nichts wieder von ihm gehört. Wahrscheinlich wird er im Felde geblieben seyn.“

„Das ist er nicht,“ unterbrach der General die Erzählung, sprang auf und fiel dem überraschten Müller um den Hals. „Ich bin der Bruder, den ihr so lange für todt gehalten habt.“ Und nun wandte er sich an die übrigen Tischgenossen, welche anfänglich über die unerklärliche Auszeichnung dieser armen Landleute sehr befremdet gewesen waren, und sagte: „Meine Herren! Sie haben bisher nicht gewußt, wer und woher ich bin; ich sage Ihnen nun, daß hier meine Heimath und diese meine nächsten Anverwandten sind.“ Dann lud er die Gesellschaft ein, den folgenden Tag in der Mühle, wo er geboren wurde, wieder mit ihm zu essen. Er veranstaltete ein herrliches Gastgebot, beschenkte alle seine Verwandten reichlich, und schickte den einzigen Sohn des Müllers nach Berlin, wo er sich zu einem geschickten Manne bildete. Jedermann, Hohe

und Niedrige, liebten und schätzten den General **Bauer** nun um so mehr, weil er im größten Glanze sich seiner armen und geringen Angehörigen nicht schämte.

Der Marschall **Lefevre**, Herzog von Danzig, hatte auf seinem Schlosse zu Combout (im Departement der Seine und Marne) einen großen geheimnißvollen Schrank, zu welchem Madame Lefevre allein die Schlüssel verwahrte. Eines Tages wurde die Herzogin von einer neugierigen Freundin so sehr in die Enge getrieben, daß sie sich endlich entschloß, den Schrank zu öffnen. Er enthielt, statt der erwarteten Schätze, weiter nichts, als die Kleidungen, welche der Marschall und seine Gemahlin in ihren verschiedenen Standesverhältnissen getragen hatten — von der Montur des gemeinen Soldaten*) bis zum Herzogsmantel und vom leinenen Korsett bis zur golddurchwirkten Sammtrobe. „**Lefevre** und ich," sagte die Herzogin lächelnd, „wollten das Alles so aufbewahrt wissen. Es ist nicht übel, diese Kleidersammlung von Zeit zu Zeit zu betrachten; sie ist das Mittel, nicht zu hochmüthig zu werden."

Arbeitsamkeit.

Dem Schuldirektor **Johann Friedrich Büsching** zu Berlin, der 1793 starb, war Arbeit Bedürfniß, ja eine Art von Arznei; wenigstens ließ sie ihn stundenlang Schmerzen und Leiden vergessen. Noch im Jahre 1790 schrieb er in seinem Program von dem Sterbebette aus die äußerst rührenden Worte, die eine wirklich große und preiswürdige Gesinnung ausdrücken: „Gefällt es Gott, meinen Aufenthalt auf der Erde

---

*) **Lefevre** war bekanntlich ein Müllerssohn aus dem Elsaß und hatte seine Laufbahn als gemeiner Soldat angefangen.

zu verlängern, so wolle er mir auch so viel Kräfte verleihen, daß mein irdisches Leben bis auf den letzten Augenblick in nützlichen Arbeiten thätig seyn könne; denn sonst wäre es für mich kein wünschenswerthes Leben, sondern nur etwas, das nach seinem Willen und Wohlgefallen ertragen werden muß und soll. Nach meinem sehnlichen Wunsche müsse mich die wichtigste und annehmungswürdigste aller Vokationen, der Beruf zum Himmel, nicht nur in geflissentlicher und nützlicher Arbeit antreffen, sondern auch zu höhern Geschäften tüchtig finden. Denn selbst ein Himmel ohne Geschäfte, wenn er gedacht werden könnte, wäre nicht für mich." —

Wißbegierde.

Valentin Jamerai Duval verdankte es seiner Wißbegierde, daß er aus einem Hirtenjungen ein Gelehrter und kaiserlicher Bibliothekar wurde. Der Sohn dürftiger Bauersleute*), genoß er die elendeste Erziehung, welche sich denken läßt. Sein unbarmherziger Stiefvater gab ihm Schläge statt des Brodes, und der arme Knabe entlief, um nicht verhungern zu müssen.

Allein auch in die Fremde verfolgte ihn sein Unstern. Ein gutmüthiger Müller hatte den kleinen Wanderer auf seinen Esel genommen. Nach wenigen Schritten bäumte sich das störische Thier und warf den armen **Düval** ab. Der Mehlsack, welcher über ihn herfiel, quetschte ihm den Arm, daß er in ein Hospital gebracht werden mußte. Hier fand er seine erste Schule; ein freundlicher Greis belehrte ihn über die Monate und Jahreszeiten. Als er das Hospital verließ, traf er auf dem Wege mit einem Kapuziner zusammen, der

---

*) Er war geboren zu Artonay in der Champagne im Jahre 1695 und starb zu Wien den 3. November 1775.

Menschenliebe genug besaß, sich mit dem jungen Flüchtlinge in ein Gespräch einzulassen. Er erzählte ihm von Italien, von seinen Städten, Flüssen und Bergen. Dies war der erste geographische Unterricht. Aber schon am folgenden Morgen schied sein Mentor wieder von ihm. **Düval** setzte seine Reise allein fort und kam zu einem Pächter, der ihn als Lämmerhirt in sein Haus nahm. Mit diesem Amte begann er seine Laufbahn. Er diente nun nach einander mehreren Herren und war bald der Hüter einer Heerde Truthühner, bald hatte er Schweine oder Schafe unter seiner Aufsicht. Nach verschiedenen Abenteuern mit den zänkischen Ehefrauen der Pächter sah er sich zuletzt brodlos, und zwar gerade vor einem der härtesten Winter, den die Geschichte kennt (1709).

In der grimmigsten Kälte wanderte er weiter. Unterwegs überfielen ihn die Kinderpocken und es wäre um ihn geschehen gewesen, wenn sich nicht ein Schäfer seiner erbarmt hätte. Sein Wohlthäter verscharrte ihn bis an den Hals in einen Haufen Mist und brachte ihm täglich einen Krug Wasser und ein Stück schlechtes schwarzes Brod. Besseres hatte der arme Mann selbst nicht. **Düval** überstand in dieser abscheulichen Lage die Blattern glücklich. Als er hergestellt war, diente er wieder an verschiedenen Orten. Einer seiner Herren lehrte ihn etwas lesen. In seinem achtzehnten Jahre kam er als Viehhirt in die Einsiedelei St. Anna, eine halbe Stunde von Lüneville. Seine Wißbegierde sehnte sich immer heisser nach Nahrung. Er lernte schreiben und rechnen, und stellte in den Wäldern astronomische Beobachtungen an. Gelegentlich fing er Vögel, Eichhörnchen, Schmetterlinge und andere kleine Thiere, brachte sie Sonntags in die Stadt und kaufte sich von dem erlösten Gelde Landkarten und Bücher. Diese trug er beständig mit sich herum und studierte mit unbegränztem Eifer, ohne sich von zahllosen Schwierigkeiten abschrecken zu lassen, welche ihm, dem jeder mündliche Unterricht fehlte, allenthalben aufstoßen mußten.

Der Wald, in welchem er seine Kühe hütete, war zugleich seine Studierstube. Ein glücklicher Zufall, oder richtiger —

die Vorsehung, welche seinen Fleiß belohnen wollte, fügte es, daß ihn hier eines Tages das Jagdgefolge der Prinzen von Lothringen überraschte. Der Viehhirt, von Büchern und Landkarten umgeben und eifrig lesend und messend, war eine zu neue Erscheinung, als daß sie die Herren nicht angezogen haben sollte. Sie ließen sich in ein Gespräch mit dem interessanten Jünglinge ein und fanden, daß er für seinen Stand ungewöhnliche Kenntnisse besaß. Die Unterredung endigte mit dem Vorschlage, ob er nicht bei den Jesuiten Unterricht nehmen wollte. Wer war froher, als **Düval!** Er nahm von seinen Eremiten Abschied und studierte unter der Leitung der Väter von Pont = a = Mousson mit beispiellosem Eifer. Seine Wißbegierde, verbunden mit einem eisernen Fleiße, brachte ihn in allen Gegenständen schnell vorwärts. In der Geschichte, Geographie und Alterthumskunde that er wahre Riesenschritte. Nach zwei Jahren schon ernannte ihn Herzog Leopold zu seinem Bibliothekar und gab ihm einen Lehrstuhl auf der Hochschule zu Lüneville. Er bekam Wohnung und Tafel bei Hofe und sein Fürst zeichnete ihn bei jeder Gelegenheit aus.

Im Jahre 1737 starb der Herzog Leopold und sein Sohn Franz vertauschte Lothringen gegen das Großherzogthum Florenz. **Düval** ging mit nach Florenz und blieb Bibliothekar des Großherzogs. Als Franz sich später mit der Erbin des österreichischen Hauses, Maria Theresia, vermählte und deutscher Kaiser wurde, folgte ihm **Düval** auch nach Wien und wurde zum Aufseher über das große kaiserliche Medaillenkabinet ernannt. Er wohnte in der Burg, nicht weit von den Zimmern des Kaisers, welchen er die Woche mehrmal besuchte, um mit ihm die Münzen des Kabinets zu ordnen und zu durchgehen. Da saß er mit Franz an einem Tische und oft mischten sich unter ihre Beschäftigungen vertrauliche Gespräche. Die Kaiserin selbst kam zuweilen, um **Düval** sprechen zu hören, an dessen kindlich einfachem Wesen die edle Fürstin Gefallen trug.

Die Zerstreuungen des Hofes störten unsern Philosophen nicht in seinen Studien. Er kümmerte sich wenig um die

Feste und Lustbarkeiten, welche die Hallen der Kaiserburg durchschwärmten. Mitten in dem Gewühle, das einen der mächtigsten Throne Europa's umgab, lebte er einsam — seinen Büchern und seinen Münzen.

Kraft und Talente, verbunden mit Fleiß und Anstrengung, führen Manchen aus der Niedrigkeit zu hohen Ehren und Würden empor.

Ein geistreicher Schriftsteller sagt irgendwo: Die Geschichte stellt eine Menge Beispiele auf, daß sich Personen aus geringem Stande in Kurzem bis zur höchsten Stufe der Macht und des Ansehens emporgeschwungen haben. Wenn auch bei einem so glänzenden Wechsel der äußern Lage dem Glücke kein geringer Antheil gebührt, so waren doch solche Männer selten ohne inneres Verdienst, ohne vorzügliche Gaben des Geistes und des Herzens. Die innere Kraft des Menschen entwickelt sich herrlicher und größer, wenn sie mit äußern Schwierigkeiten kämpfen, wenn sie erst Hindernisse feindseliger Umgebungen entfernen muß. Jeder Widerstand vermehrt die Kraft. Die Wogen stürmen gewaltsamer und wüthender gegen den Wall, der sie in ihrem Laufe aufhalten soll. Verdienste können nicht angeboren werden; man muß sie durch Fleiß und Anstrengung erwerben. Ahnenverdienst läßt für das wirkliche keinen Raum; wo dieses herrscht — da müssen die **Lebendigen** den **Todten** weichen.

Leo der Isaurier, der Sohn eines Landmannes, bestieg den griechischen Kaiserthron. **Sixtus V.** war in seiner Jugend Schweinhirt, **Klemens XIV.** (Ganganelli)

ein armer Franziskaner; beide wurden Päpste. Viele andere Beispiele der Art übergehend, erinnern wir uns nur an das merkwürdigste von allen, an **Napoleon!**

Einen romantischen Anstrich hat die Geschichte von der Erhebung **Franz Sforza's.** Dieser, ein Taglöhner im Mailändischen, hieb eben an einem heissen Sommertage Holz, als einige mailändische Reiter durch den Wald geritten kamen, welche mit lautem Scherz und Gelächter ihre Fröhlichkeit zu erkennen gaben. Als er die lustigen Brüder sah, dachte der geplagte **Sforza:** „Bin ich nicht ein Narr, daß ich es mir so sauer werden lasse, während diese Reiter ein so genußreiches und vergnügtes Leben führen! Warum wurde ich nicht längst Soldat? — Ich will das Schicksal befragen, ob ich im Kriege glücklich seyn werde oder nicht. Durch meine Axt soll es mir Antwort ertheilen. Diese werfe ich hier auf den Baum; bleibt sie hangen, so geh' ich in den Krieg, fällt sie aber herunter, so bleibe ich was ich bin."

Gedacht, gethan! Ein mächtiger Wurf entschied **Sforza's** Schicksal und bestimmte ihn zum Soldaten, indem die Axt in den Zweigen des Baumes hangen blieb. So schnell er konnte, eilte er den Reitern nach und schrie überlaut: „Halt — Halt!"

Die Reiter hielten still und fragten den Rufenden, was er wolle? „Nehmt mich mit," war die Antwort: „mein Schicksal hat mich zum Soldaten berufen." Den Reitern leuchtete das ein, denn **Sforza** besaß einen sehr wohlgebauten und festen Körper, und eine so ausnehmende Stärke, daß er ohne alle Anstrengung ein Hufeisen zerbrechen konnte. Sie nahmen ihn bereitwillig an, und der Neuling hatte sich nur kurze Zeit in den Waffen geübt, als er sie zur Bewunderung der erfahrensten Krieger wider den Feind zu führen wußte. Wo er focht, mußte alles weichen, und wen er traf, dessen Wunde führte unfehlbar den Tod herbei. Eine so ausnehmende Tapferkeit konnte dem Feldherrn nicht lange verborgen bleiben; selbst seine Kameraden verbreiteten sie überall. Es währte

nicht lange, so war er Unteroffizier und bald hernach Kornett. Immer glänzender zeigten sich sein Muth und seine Talente; er stieg von einer Ehrenstufe zur andern, bis er endlich ein Regiment erhielt und der größte General seiner Zeit wurde. Die Venetianer machten ihn zu ihrem obersten Feldherrn, gaben ihm einen sehr ansehnlichen Gehalt und überhäuften ihn mit den reichsten Geschenken. Er starb allgemein verehrt und gerühmt.

Der Sohn unsers Helden, ebenfalls **Franz Sforza,** wußte sich bei dem Herzoge von Mailand so beliebt zu machen, daß er ihm seine natürliche Tochter, die einzige Erbin des Hauses Visconti, zur Ehe gab. Nach dem Tode seines Schwiegervaters wurde **Sforza** Herzog von Mailand. Dies geschah im Jahre 1450.

Merkwürdige Millionäre.

Unter den überreichen Personen unserer und früherer Zeiten hat es hier und da einige gegeben, die durch etwas Anderes sich noch auszeichneten, als durch ihren vollen Kasten, nämlich durch ihren Geist, und — was noch seltner ist — auch durch ihr Herz. An ihrer Spitze gewahren wir einen unserer Zeitgenossen, einen Holländer, Namens **Anton van Hoboken,** wohnhaft in Rotterdam, der ausschließlich der Mann seiner eigenen Werke ist, und der zu dem Gipfel, auf dem er jetzt steht, nur durch seine alleinige Kraft sich erhoben hat. Der Genannte war ursprünglich Arbeiter bei einem Butterhändler und als solcher beauftragt, die Waare des letztern auf einem Stoßkarren nach den verschiedenen Orten, wohin sie verkauft worden, zu befördern, oder auf gleiche Weise ihm andere zuzuführen. Jetzt ist er Inhaber eines ungeheuern Vermögens, das auf 40 bis 45 Millionen holländische Gulden berechnet wird. Der Grund dazu wurde durch eine kleine

Summe gelegt, die er in der Lotterie gewann. Er verwendete sie zur Eröffnung eines Ladens auf eigene Rechnung. Durch Sparsamkeit und Umsicht brachte er es in einigen Jahren dahin, daß er seinen Handel im Großen betreiben konnte. Sein Handlungshaus ist jetzt eines der wichtigsten auf der ganzen Erde. Es hat mehr als zwanzig große Kauffahrteischiffe zum alleinigen Handel mit Ostindien, und mehrere andere zu dem mit der Levante oder mit anderen entfernten Ländern. Alle ihm gehörigen Fahrzeuge werden auf **van Hobokens** eignen Werften erbauet. Er kauft selbst das zu ihrem Bau erforderliche Holz, Eisen ꝛc., rüstet sie selbst aus, läßt sie mit seinen eigenen Waaren beladen und versorgt sie selbst mit Pöckelfleisch, weshalb er, neben mehreren andern, auch einen Gewerbschein als Fleischer genommen; mit einem Worte, er bekümmert sich persönlich eben so wohl um das Größte, wie um das Kleinste. Bei dem vor Kurzem von der holländischen Handlungsgesellschaft eröffneten Anleihen von dreizehn Millionen Gulden, erbot er sich, unter der alleinigen Bedingung, die Hinterlegung der Gesellschaft in Rotterdam zu empfangen, die ganze Summe aus eignen Mitteln zu liefern. Seines weit vorgerückten Alters ungeachtet, unterzieht er sich dennoch allen Geschäften seines Hauses. Er selbst empfängt die Käufer, zeigt ihnen die Waaren und schließt den Handel mit ihnen ab. In verschiedenen Ländern hat er bedeutende Fabriken, unter andern eine solche, zur Verfertigung der Teppiche, in Smyrna, deren Erzeugnisse er nur über Rotterdam verkauft. Befinden seine Schiffe sich im Hafen, so kommandirt er am Bord, und die Kapitäne haben von ihm die Befehle zu empfangen. Er thut außerordentlich viel Gutes, und ist höchst einfach und zuvorkommend in seinem Benehmen, die Gefälligkeit selbst. Noch vor einigen Jahren ließ er jeden Morgen den zweirädrigen Stoßkarren, worauf er die Butter transportirt, vor den Haupteingang seines großen Hauses stellen und bis zum Abend daselbst stehen. Er unterließ nicht, die ihn Besuchenden darauf aufmerksam zu machen und ihnen anzudeuten, wie und auf welche Weise er sein ungeheures Vermögen erworben, nämlich durch Fleiß,

Beharrlichkeit, strenge Ordnung, unerschütterliche Rechtschaffenheit, Umsicht und Sparsamkeit. Erst seit er vom Könige der Niederlande einen Orden erhalten, hat er von seinen Freunden sich überreden lassen, den Karren nicht mehr vor dem Hause, sondern innerhalb desselben aufzubewahren. Als Eigenthümer einer großen Herrschaft hat er zum Wappen ein Schiff mit ausgespannten Segeln gewählt und ihm die Umschrift gegeben: „So wird man Etwas."

Ein anderer, nicht minder achtungswerther Mann, der seine Laufbahn beinahe auf gleiche Weise begonnen, wie **van Hoboken**, und der sich jetzt an der Spitze eines großen Vermögens befindet, ist Hr. **Duste** in Genf. Er war anfänglich Stubenfeger und Ausläufer desselben Hauses (Calandrini und Comp.), als dessen Chef man ihn gegenwärtig betrachten kann. Die gleichen Eigenschaften, wodurch der Eine seinen Reichthum sich erwarb, wurden auch die Schöpfer dessen des Andern. Hochgeehrt von ihren Mitbürgern, gesegnet von den Nothleidenden, erfreuen sich Beide eines schönen, kräftigen Greisenalters, dessen Glück durch häusliche Eintracht und Zufriedenheit noch vermehrt wird.

Mäßigkeit.

Der verstorbene Kardinal und Erzbischof **Solis** zu Sevilla, ein sehr rechtschaffener und allgemein hochgeschätzter Mann, der das seltene Glück genoß, ein heiteres Alter von 110 Jahren zu erreichen, äußerte sich öfter folgendermaßen in Hinsicht seiner geführten Lebensart, durch welche er so gesund geblieben und so alt geworden ist. „Ich lebte in meiner Jugend, wie ein Alter, und darum bin ich nun in meinem hohen Alter jung. Ich führte ein nüchternes, mit Nachdenken, Betrachten und Studieren beschäftigtes, doch keineswegs anhaltend sitzendes oder trauriges Leben. Meine Diät war sparsam

und doch gut: ich trank den besten Wein, aber nicht viel, nur bei kaltem Wetter ein drittes Glas. Ich ritt oder ging täglich in die freie Luft und beim Regenwetter unter einem gedeckten Gange. Diese Lebensart erhielt meinen Körper gesund. Aber zum Altwerden gehört auch eine gesunde Seele und die meinige hielt sich an die moralische Diät, die uns von der Religion vorgeschrieben ist. Ihr habe ich es zu verdanken, daß mein Leben ohne Krankheit, folglich ohne Kummer, bis zum Patriarchenleben dauerte. Jetzt bin ich wie ein reifes Samenkorn, das seiner Verwandlung entgegensprießt." —

Uneigennützigkeit.

Der englische Staatskanzler **Thomas Morus** war ein Muster edler Uneigennützigkeit. Obschon Kanzler von England und als solcher im Besitze aller Mittel sich zu bereichern, hatte er doch nichts weiter, als ein Landgütchen von sehr geringen Einkünften. Seinen Söhnen, die sich einst beklagten, daß er so wenig für sich und seine Familie erwerbe, antwortete er: „Desto besser für euch! so kann ich den Segen des Himmels auf euch vererben." —

Papst Sixtus V. war bekanntlich vor seiner Erhebung Minorit gewesen. Als einst zu Rom ein Generalkapitel dieses Ordens gehalten wurde, gab er die Erlaubniß, daß jeder der anwesenden Religiosen vor ihn kommen und sich eine Gnade ausbitten dürfte. Er ertheilte die Audienz in vollem Ornate und hatte einen Sekretär zur Seite, welcher die Namen der Bittsteller und den Inhalt ihrer Gesuche aufzeichnen mußte. Der General des Ordens erschien zuerst, dankte dem Papste für die Bestätigung seiner Wahl, bat um seinen fernern Schutz und trat wieder ab. Nun kam die Reihe an die übrigen

Ordensbrüder, aber die Wünsche einiger waren so ungereimt, anderer so alles Maß übersteigend, daß Sixtus oft Mühe hatte, Lachen oder Unwillen zu unterdrücken. Der eine bat um Dispens vom Chorbesuche und vom Fasten; der zweite beklagte sich über die losen Streiche, welche ihm seine Mitbrüder spielten und wollte diesen Muthwillen bei Strafe des Bannes untersagt wissen; ein dritter flehte um die Erlaubniß, den Habit ausziehen und heirathen zu dürfen; der größte Theil begehrte nichts weniger als Abteien, Bisthümer und andere fette Pfründen; einige waren so unverschämt, um Stellen anzuhalten, deren Besitzer noch lebten, oder wofür ihre beschränkten Fähigkeiten ganz und gar nicht ausreichten.

Zuletzt erschien ein alter **Laienbruder**, welcher seit dreißig Jahren die Küche in dem Kloster zu den Aposteln in Rom besorgte: „Heiligster Vater!“ fing er an: „ich bin ein armer Laienbruder und der Letzte im Orden, aber dennoch so zufrieden und freudig in meiner Niedrigkeit, daß ich für mich nichts zu wünschen habe. Indessen da ich einmal unter denen seyn soll, welchen Ew. Heiligkeit eine Gnade gewähren wollen, so bitte ich, daß Sie in unserm Kloster einen neuen Brunnen graben lassen. Der alte ist wenig ergiebig, und die Gemeine hat oft große Beschwerden zu erdulden, wenn das Wasser zu mangeln beginnt.“

Der Papst wurde durch das uneigennützige Gesuch des guten Bruders lebhaft gerührt. Er wendete sich zu den übrigen Bittstellern und sagte: „Wenn eure Wünsche meinen guten Absichten entsprochen hätten, so würde ich sie mit Vergnügen erfüllt haben. So aber sehe ich mich genöthiget, euch alles ohne Ausnahme abzuschlagen. Keiner von euch hat, treu seinem Gelübde, das allgemeine Beste des Ordens oder wenigstens seiner Gemeine beachtet, jeder nur für den eignen Nutzen Sorge getragen. Dieser Laienbruder war der Einzige, welcher sich selbst über dem Wohle seines Klosters vergaß; darum sey er auch der Einzige, dem seine Bitte gewährt wird.“ —

Heinrich IV. wollte dem Hofmeister seines Prinzen, **de Sommieres**, ein Geschenk von 100,000 Reichsthalern machen. Der uneigennützige Diener lehnte es jedoch mit der edlen Aeußerung ab: „Sire! Sie würden durch dieses Geschenk Ihre Finanzen allzusehr schwächen und dann möchten Sie genöthiget seyn, die Lücke auf Kosten der Unterthanen wieder auszufüllen.“

Als **Türenne** die französische Armee in Deutschland kommandirte, bot ihm eine Reichsstadt hunderttausend Thaler, wenn er ihr Gebiet umgehen und einen andern Weg nehmen würde.

„Ich kann das Geld nicht mit gutem Gewissen nehmen,“ gab **Türenne** den Abgeordneten zur Antwort, „denn es lag nie in meinem Plane, in die Nähe eurer Stadt zu kommen.“

Der nämliche Feldherr verkaufte oft sein Silbergeschirr und bezahlte mit dem Erlöse die Löhnung der Soldaten.

Der berühmte Dichter **Metastasio** gab ebenfalls ein Beispiel seltner Uneigennützigkeit. Ein reicher Mann, dem er lieb geworden war, setzte ihn zum Erben seines ganzen, auf hunderttausend Thaler geschätzten Vermögens ein. **Metastasio** war damals noch jung; er hätte, im Besitze einer so beträchtlichen Summe, unabhängig von Jedem und ganz seinen Lieblingsneigungen leben können. Allein er erfuhr, daß der Verstorbene dürftige Anverwandte hatte. Er reiste nach Bologna, kundschaftete die Verwandten aus und sagte voll Edelmuth zu einem seiner Freunde: „Segnen sollen sie das Andenken des Verblichenen, und weder ihm noch mir fluchen.“ Die Verwandten wurden vorgerufen. **Metastasio** redete sie an: „Mein Freund hat mir zwar seinen ganzen Reichthum vermacht, aber wie ich glaube aus keiner andern Ursache, als um es so lange in Verwahrung zu nehmen, bis ich die würdigsten seiner Verwandten ausgeforscht hätte, um es unter sie

nach Billigkeit zu vertheilen. Mich dieses Auftrages zu entledigen bin ich hieher gekommen.“ Und nun zahlte er den Versammelten die ganze reiche Baarschaft aus, ohne das Geringste für sich zu behalten.

Der Advokat **Poultier** in Paris hatte einen Zimmermeister, Namens Bougault, zum Freunde. Dieser Mann, der ein Vermögen von sechzigtausend Reichsthalern besaß, erklärte sehr oft, daß er den Advokaten seiner Rechtschaffenheit wegen zu seinem Universalerben machen wolle. **Poultier** hielt dies Anerbieten anfänglich für Scherz, weil er wußte, daß der reiche Mann viele arme Blutsverwandte hatte. Als aber der Zimmermeister seine Absicht mit allem Ernste und wiederholt zu erkennen gab, da weigerte sich der edelmüthige **Poultier** durchaus, das Vermächtniß anzunehmen, und erklärte ihm in einem Schreiben, welches man nach dem Tode des Zimmermeisters unter dessen Papieren gefunden hat, daß er auf jedes Vermächtniß, wodurch den armen Verwandten etwas verkürzt würde, feierlich Verzicht thue; auch führte er seinem reichen Freunde zu Gemüthe, daß Freigebigkeit ohne Gerechtigkeit nicht mehr den Namen einer Tugend verdiene. Dessen ungeachtet blieb der reiche Mann bei seinem Vorsatze, bis ihm **Poultier** sagte, er könne sein Freund nicht länger seyn, wenn er von der naturwidrigen Gesinnung gegen seine Anverwandten nicht zurückkäme.

Der Zimmermeister starb, und es fand sich bei Eröffnung des Testaments, zum größten Schrecken der unglücklichen Verwandten, daß des rechtschaffenen **Poultier** Bemühungen für ihr Bestes dennoch vergeblich gewesen waren. Der reiche Ungerechte hatte nun statt des großmüthigen Freundes die Universität von Paris zum Universalerben eingesetzt. Die rechtmäßigen Erben erhoben Klage, und wieder war es **Poultier**, der durch die geschickte und eifrige Vertretung ihrer Sache es dahin brachte, daß ihnen von dem Nachlasse fünf und vierzigtausend Reichsthaler zugesprochen wurden.

Poultier's Edelthat blieb nicht unbekannt. Die Akademie der Wissenschaften hatte sich's damals zur Pflicht gemacht, jährlich einen Preis von dreihundert und zwanzig Thalern auf die tugendhafteste Handlung zu setzen. Sie glaubte, Niemand verdiene diese Belohnung eher, als der großmüthige Advokat, und ließ ihn, sie zu empfangen, in ihre Versammlung berufen. Der brave Mann erschien und vernahm die für ihn so ehrenvolle Erklärung der Akademiker. Er hätte die ihm zugedachte Summe diesmal mit gutem Gewissen annehmen können, da ganz gewiß auch nicht ein einziger Seufzer darauf ruhte, wohl aber der segnende Beifall rechtschaffener und weiser Männer. Allein **Poultier** wollte in seinem Leben nicht blos ein einziges Mal uneigennützig gehandelt haben. Er dankte der Gesellschaft mit der größten Bescheidenheit für ihre Güte und gestand, daß er sich sehr freuen werde, wenn er die ihm zugedachte Summe einer andern tugendhaften Person zuwenden könne, die sie mehr verdiene, als er. Zugleich fragte der edle Mann, ob der Versammlung eine solche Person bekannt sey?

Nach einer Pause staunenden Stillschweigens erhob sich einer von den Herren und erzählte Folgendes:

„Der Thürsteher eines vornehmen Mannes hier in Paris hatte einen vertrauten Freund, einen Advokaten, aus der Landschaft Auvergne gebürtig, den er sehr liebte. Der Advokat fiel in eine harte Krankheit und der Thürsteher, der eben nichts übrig hatte, sorgte für Pflege, Arznei und Geld. Die Krankheit war sehr langwierig, doch die Liebe des Thürstehers ermüdete nicht, und der Patient wurde endlich gesund. Nun wollte dieser seinem Wohlthäter die ihm verursachten Kosten wieder erstatten, aber der edle Freund nahm nichts."

„Nach einiger Zeit zog der Advokat in einen abgelegenen Theil der ungeheuren Hauptstadt und entfernte sich dadurch von der Wohnung seines Freundes um viele Strassen. Da erkrankte er wieder und starb. Er hatte sich dreihundert Reichsthaler erspart und sie auf dem Todbette dem Manne vermacht, welcher ihn mit so vieler Liebe gepflegt."

„Der Thürsteher betrauerte seinen Freund aufrichtig und bat den Herrn, bei welchem er diente, er möchte nach Auvergne schreiben und sich erkundigen, ob der Verstorbene nicht etwa Blutsverwandte hätte; denn wofern Jemand da sey, der ein gegründetes Recht an die Verlassenschaft habe, werde er keinen Heller davon behalten."

„Man schrieb, und es fand sich ein armer Vetter des Advokaten. Der Thürsteher packte augenblicklich die dreihundert Thaler zusammen und schickte sie diesem bis auf den letzten Pfennig zu."

Poultier hatte der Erzählung mit gespannter Aufmerksamkeit zugehört. Am Schlusse rief er begeistert aus: „Wahrhaftig! der Thürsteher ist ein edler Mann; ihm gebührt der Preis." Die Gesellschaft feierte diesen Tag mit verdoppelter Freude, da sie in einer Zeit, wo alles nach Reichthümern hascht, zwei so nachahmenswerthe Beispiele der Großmuth und Uneigennützigkeit aus dem Dunkel gezogen hatte.

Den Namen des braven Thürstehers kennen wir leider nicht; es ist aber Einer, der ihn aufgezeichnet hat mit Buchstaben, die nie verlöschen.

Redlichkeit, Ehrlichkeit.

Bald nach Errichtung des Schweizerbundes geriethen im Kanton Schwiz zwei Bauern in Streit wegen des Besitzes einer Wiese. Eines Tages kam **Velten** zu seinem Gegner **Kaspar**, der eben mit Heumachen beschäftiget war. „Nachbar," sagte **Velten:** „ich habe wegen unsers Handels die Richter zu Schwiz zusammenrufen lassen, weil wir beide nicht gelehrt genug sind, um zu wissen wer recht hat. Komm' also morgen mit mir vor's Gericht."

„Freund," entgegnete **Kaspar:** „du siehst, daß ich hier die Wiese gehauen habe und morgen muß ich nothwendig das Heu in Haufen bringen: ich kann also unmöglich kommen."

„Und ich kann die Richter nicht wieder gehen heissen, da sie diesen Tag gewählt haben; auch ist jetzt die Zeit der Heuernte, und wir müssen einmal erfahren, wer die strittige Wiese mähen darf.“

Nach einigem Besinnen sagte **Kaspar:** „Weißt du, wie wir's machen wollen? Gehe morgen nach Schwiz und sage den Richtern meine und deine Gründe, so brauche ich ja nicht dabei zu seyn.“

Dieser Vorschlag leuchtete dem ehrlichen **Velten** ein. Er ging den folgenden Tag nach Schwiz, und trug seine und des Gegners Gründe vor, so gut er konnte. Am Abende kam er wieder zu **Kaspar** und sagte: „Die Wiese ist dein; die Richter haben sie dir zugesprochen. Ich wünsche dir Glück und bin froh, daß wir nun endlich im Reinen sind.“

Ein vortreffliches Beispiel unbedingter Redlichkeit, das ganz im Geiste der alten Ritterschaft ist, gibt die Geschichte **Johann's des Guten** von Frankreich. Dieser König war von dem Prinzen von Wallis in dem blutigen Treffen bei Maupertuis (1356) zum Gefangenen gemacht, aber gegen eine Menge von Geißeln, die er für die Bezahlung eines sehr ansehnlichen Lösegeldes stellte, wieder frei gegeben worden.

Unter diesen Geißeln befand sich auch sein zweiter Sohn, Herzog von Anjou, und dieser beging die Unwürdigkeit, sich wider Wissen und Willen des Königs von England aus seiner Gefangenschaft zu entfernen. **Johann,** um sein Mißfallen an dieser That öffentlich zu zeigen und die Treulosigkeit seines Sohnes auf's Vollkommenste wieder gut zu machen, schiffte sich nach England ein und stellte sich selbst. Besser konnte er die schöne Maxime nicht bestätigen, die man ihm beilegt: daß, wenn Treue und Glauben von der ganzen übrigen Erde verschwunden wären, sie in dem Munde der Könige sich wieder finden müßten. —

In der kleinen russischen Kreisstadt Oranienbaum lebte eine aus dem Holsteinischen gebürtige Frau von 90 Jahren. Ein kleines Häuschen war ihr ganzes Eigenthum und von der Einkehr solcher Schiffleute, die auf dem Lande günstigen Wind abwarteten, hing ihr ganzer Erwerb ab. Als einst mehrere holländische Schiffer bei ihr zu Abend gegessen hatten, fand sie beim Aufräumen einen versiegelten Beutel mit Geld unter dem Tische. Ihre Bestürzung über diesen unerwarteten Fund war natürlich sehr groß, und sie kam auf den Gedanken, daß einer aus der so eben abgereisten Gesellschaft den Beutel vergessen haben müßte. Da aber die Schiffer bereits bei günstigem Winde in See gestochen hatten, so war so leicht an keine baldige Rückkehr der Gäste zu denken. Die gute Frau legte den Beutel in ihren Schrank, mit dem festen Vorsatze, ihn so lange ruhen zu lassen, bis sich sein Besitzer melden würde. Doch dies geschah nicht. Sieben Jahre hindurch bewahrte sie auf's Sorgfältigste dieses fremde Gut, ohne sich bei oftmaligen Versuchungen, oder vom Mangel gedrückt, verleiten zu lassen, dieses Geld anzugreifen. Ihre Ehrlichkeit siegte über jeden Reiz der Gelegenheit und überwand die Versuchung des Mangels. Nach Verflusse von sieben Jahren bewirthete sie abermals einige Schiffer. Drei unter ihnen waren Engländer, der vierte ein Holländer. Unter andern Gesprächen fragen jene diesen, ob er schon jemals in Oranienbaum gewesen sey? „Was sollt ich nicht!“ war die Antwort. „Ich kenne das garstige Nest nur zu gut, es hat mich siebenhundert Rubel gekostet.“ „Wie das?“ „Ja, ich habe in der Trunkenheit einmal in einer hiesigen Schenke einen Beutel mit Silbermünze liegen lassen.“ —

„War der Beutel versiegelt?“ fragte die Wirthin, welche in einer Ecke der Stube saß, und durch diese Erzählung aufmerksam gemacht wurde.

„Ja wohl, da trage ich das Pettschaft noch bei mir, womit er versiegelt war!“ Die Frau erkannte das nämliche Siegel. „Nun,“ sagte sie, „so kann sich wohl noch einmal wieder finden, was Er verloren hat.“ — „Ja wieder finden, Mutter! da müßt ich nicht so alt geworden seyn, wenn ich das hoffen

könnte. Nein so ehrlich ist die Welt nicht mehr! Bedenkt einmal, sieben Jahre sind vorbei! Wollt ich doch, daß der Beutel wer weiß wo wäre; dieser Vorfall hat mir meinen ganzen Humor verdorben. Noch ein Glas Punsch Mutter!" Während die vier Schiffer beschäftigt waren, das Andenken an diesen verdrießlichen Vorfall im Punsche zu ertränken, hatte sich das Mütterchen hinausgeschlichen und kam jetzt mit ihrem Beutel mühsam herbei gelaufen. „Sieht Er, daß die Ehrlichkeit nicht so rar ist, als Er glaubte," sagte sie, und setzte den Beutel auf den Tisch. —

Nicht leicht lebt ein Volk in größerer Armseligkeit und größerem Drucke, als die Bergschotten und die Bewohner der Hebridischen Inseln. Dies bewegt auch viele zur Auswanderung nach Amerika. Aber eben unter solchen armen Leuten gibt es Beispiele von Ehrlichkeit, welche verdienen, der Nachwelt aufbewahrt zu werden. „In keinem Orte der Welt," sagt ein Reisender, „ist das Eigenthum sicherer, als hier unter dem großen Haufen. Ein einziger Gerichtsbeamter kann unbegleitet, unbewaffnet, ohne Schwierigkeit, ohne persönliche Gefahr, jeden Auftrag, welchen die Gesetze erfodern, ausführen. Jeder Fremde kann in vollkommener Sicherheit gehen, wohin er will; wenn er sich nur höflich beträgt und Niemand beleidigt, so wird er allenthalben gastfrei und freundlich aufgenommen. Selten ereignen sich an diesen unbekannten Küsten Schiffbrüche; wenn aber dergleichen Fälle vorkommen, so wird das Schiffsvolk nicht nur, wenn es irgend möglich ist, gerettet und verpflegt, sondern seine Güter werden auch mit einer Sorgfalt, die den armen Einwohnern zur höchsten Ehre gereicht, in Sicherheit gebracht und verwahrt. Vor mehreren Jahren strandete ein mit Leinengarn beladenes Schiff. Das Wetter wurde stiller, so daß die Ladung geborgen werden konnte; da sie aber im Salzwasser gewesen war, so mußte sie in einem nahen Flusse ausgewaschen werden, und das Garn wurde auf den Dünen (Sandhügeln am Meeresufer) zum Trocknen aus-

gebreitet. Einige hundert Personen arbeiteten wochenlang dabei, unter denen auch nicht Eine war, die nicht Leinengarn im Hause hatte, weil dies die Hauptmanufaktur dieser Insel ist. Die Versuchung, etwas zu entwenden, mußte daher sehr groß seyn, weil es bei so bewandten Umständen außerordentlich schwer gewesen seyn würde, den Thäter zu entdecken, und doch fehlten, als alles nachgesehen wurde, zum größten Erstaunen sämmtlicher Theilhaber, nur einige Strängchen von dem Garne, höchstens fünf oder sechs, die etwa zwei bis drei Schillinge werth seyn mochten." —

Zutrauen.

Ein Deutscher hatte sich in dem theuren London so lange verweilt, bis die mitgebrachte Baarschaft gänzlich erschöpft war. Indeß rechnete er zuversichtlich auf eine beträchliche Geldsendung, welche in den nächsten Tagen eintreffen sollte. Seine Erwartung wurde jedoch grausam getäuscht; denn statt des Geldes kam ein leerer Brief, welcher ihn benachrichtigte, daß gewisse Veränderungen in seinen Angelegenheiten es unmöglich gemacht hätten, ihm Baarschaft oder Wechsel zu überschicken. Am Schlusse wurde er überdies noch dringend zur schleunigsten Heimkehr aufgefodert.

Der arme Deutsche war in der größten Verlegenheit. Er sollte einige kleine Schulden berichtigen, eine weite kostspielige Reise antreten, und befand sich in einem fremden Lande — ohne Hilfsmittel, ohne Freund. Die Engländer schienen ihm nicht die Leute, welche Unbekannten sehr gerne borgen und gegen säumige Schuldner zu langmüthig sind, und so glaubte er denn, die nahe Aussicht auf ein Quartier in Kingsbench*) vor sich zu haben.

---

*) **Kingsbench**, ein weitläufiges, aus mehreren Häusern bestehendes Gefängniß zu London, wo vornehmlich Geldschuldner in Verhaft gehalten werden.

Mit diesen traurigen Gedanken beschäftiget, irrte er eines Tages planlos in den Gassen der Stadt umher. Zufällig blieb er vor einem Hause stehen, welches, wie die ausgehängte Firma darthat, einem reichen Kaufmanne gehörte. Schnell faßte er einen Entschluß, trat in das Haus und verlangte den Herrn zu sprechen. Er wurde vorgelassen, stellte umständlich und aufrichtig seine fatale Lage vor und bat um ein ansehnliches Darlehen.

„Auf welche Sicherheit?“ fragte der Kaufmann.

„Ich kann Ihnen keine geben, als — mein ehrliches Gesicht,“ antwortete der Deutsche.

„Wohl, mein Herr!“ entgegnete der Kaufmann, nachdem er dem Ansucher eine Weile prüfend in die Augen gesehen hatte: „ich will diesem Unterpfande trauen.“

Er schoß ihm hundert Guineen*) vor. Der Deutsche wollte eine Handschrift geben, allein der Kaufmann verbat sie und sagte: „Dieses Papier kann mir nichts helfen, ich borge Ihrem ehrlichen Gesichte.“

Als der Deutsche in seiner Heimath angekommen war, hatte er nichts eiliger zu thun, als dem großmüthigen Kaufmanne das Darlehen zu erstatten. Allein mit dem nächsten Postschiffe erhielt er das Geld zurück und überdies ein ansehnliches Geschenk beigelegt: „Ich freue mich,“ schrieb der Engländer, „daß ich im Stande war, Ihnen aus der Verlegenheit zu helfen, und — daß ich mich in Ihrem ehrlichen Gesichte nicht getäuscht habe.“

---

*) **Guinee** — englische Goldmünze im Werthe von 7 Rthlrn.

Freimüthigkeit.

Als d'Aubigné, der Großvater der Frau von Maintenon, plötzlich seines Amtes als Kammerjunker bei Heinrich IV. entsetzt wurde, gerieth der Hofnarr **Decou,** welcher der Verwendung des Erstern seine Anstellung zu danken hatte, in solche Bestürzung über das seinem Gönner widerfahrene Unrecht, daß er sogleich auch seinen eigenen Posten aufgab. Einige Zeit darauf begegnete ihm der König auf der Strasse nach Nerac und fragte ihn, woher er komme?

„Ja!" erwiederte **Decou.**

„Wo geht's hin?"

„Ja!" ertönt von Neuem die Antwort.

„In wessen Dienste bist du denn getreten?"

„Ja!" wiederholte der Hofnarr.

„Hast du etwa ein Gelübde gethan, nichts als Ja! zu sagen?"

„Ja!" versetzt wiederum der treue Freund d'Aubigné's, indem er dabei seufzt.

„Aber wenn ich dir's befehle, wirst du mir doch gleich den Grund deiner Besorgniß angeben?"

„Ja!"

„Nun, nur gleich heraus damit, oder es geht dir schlecht. Warum hast du mir da in Einem fort auf meine Fragen nichts als Ja! geantwortet?"

„Darum, Sire, weil ich in Gemeinschaft mit dem Herrn d'Aubigné, leider zu unserm eigenen Unglücke, die Erfahrung gemacht, daß die wenigen Treuen, die Ew. Majestät etwas anderes als Ja! zu antworten wagen, aus Ihren Diensten gehen müssen."

Heinrich war betroffen über die freimüthige Rede seines Hofnarren und bald darauf kam d'Aubigné wieder zu Gnaden.

Hans, Graf von Wachtmeister, Generaladmiral König Karl des Zwölften von Schweden, war so wenig Höfling, daß er kühn genug war, in Gegenwart seines Fürsten gerade heraus zu sagen, wie es ihm am Herzen lag.

Bei dem Aufenthalte des Königs zu Karlskrona fügte es sich, daß er in Begleitung **Wachtmeisters** und des Herzogs von Holstein ausritt. Unterwegs trafen sie auf einen großen Haufen Bauholz, und es fiel dem Herzoge ein, mit den Pferden darüber wegzusetzen. Der König war sogleich bereit und wollte der Erste seyn. Indem er aber dem Pferde die Sporen gab, fiel ihm der Graf in die Zügel und rief: „Halt! unser Herr soll nicht dahin reiten."

Der Herzog nahm diese Freiheit übel und sagte empfindlich: „Wohin nun? wollen Sie sich unterstehen, Ihrem Könige zu wehren, nach seinem Willen zu thun?"

Kalt entgegnete ihm **Wachtmeister:** „Euer Durchlaucht können dahin reiten, wenn es Ihnen beliebt; allein mein König soll es nicht thun."

„Wissen Sie wohl, mit wem Sie reden?" fuhr der Herzog zornig heraus.

„Ja!" erwiederte der Generaladmiral festen Tones: „ich weiß, ich rede mit dem Herzoge von Holstein. Euer Durchlaucht werden sich aber auch entsinnen wollen, daß Sie mit dem Rathe des Königs, mit dem Grafen Wachtmeister reden. Mein König könnte über dem tollkühnen Satze den Hals brechen, und vielleicht gedenken Sie alsdann König in Schweden zu werden. Dies soll aber nie geschehen, so lange ich **Hans** heisse und dieser hier sitzet." Bei diesen Worten schlug er auf seinen Hirschfänger.

Der König wandte hierauf sein Pferd und sagte, indem er dem Grafen auf die Schulter klopfte: „Nun, nun, lieber Alter, werde nicht böse! Ich will nicht dahin reiten."

Als Georg II., König von England, seine deutschen Staaten besuchte, fragte er den Präsidenten des obersten Ge-

richtshofes zu Hannover, Freiherrn von **Weinsberg**: woher es käme, daß er immer seine Prozesse vor diesem Tibunale verliere?

„Ew. Majestät," antwortete der biedere Deutsche, „weil Sie allemal Unrecht haben."

Die Gemahlin Georg des Zweiten, Königs von England, war entschlossen, den Park zu St. James in einen schönen Garten umzuschaffen und ihn dann dem Volke zu verschließen, von dem er bisher als Nationalgut war angesehen worden. Schon waren die Risse zu den neuen Anlagen gefertiget und die Königin zeigte sie dem Grafen **Chesterfield**, seine Meinung darüber zu vernehmen. Der Graf gab den Zeichnungen vollen Beifall.

„Aber was glauben Sie," fragte die Königin: „wie viel wird dieses Unternehmen kosten?"

„Nicht mehr als drei Kronen."*)

Diese eben so treffende als freimüthige Antwort, welche die ungerechte Anmassung tadelte und zugleich auch auf die mögliche Gefahr einer Empörung hinwies, that ihre Wirkung. Die Königin gab den Plan auf, und der Park blieb Eigenthum des Volkes.

Höpfner, der Hofprediger des Herzogs Ernst Friedrich Karl von Sachsen-Hildburghausen, ein Mann von anerkannten Gaben und dem edelsten Charakter, züchtigte eines Sonntages mit evangelischer Strenge die Laster, welche an seinem Hofe in Schwange gingen. Als er Mittags zur Tafel kam, sagte der Fürst lächelnd zu ihm: „Heute haben Sie uns wieder einmal tüchtig auf den Pelz geklopft, Herr Hofprediger!"

---

*) Nämlich die Kronen von England, Schottland und Irland.

„Ew. Durchlaucht!“ entgegnete der freimüthige **Höpfner**: „ich beklage recht sehr, wenn es nur auf den Pelz kam; meine Absicht war, bis auf's Herz zu dringen.“

Als Napoleon auf dem höchsten Gipfel seiner Macht stand, fragte er einst den Senator **Lanjuinais***) über eine neue Auflage um Rath, welche er von dem Volke zu erheben gedachte. Der Senator fand sie höchst willkührlich und drückend; unverzagt entgegnete er: „Ew. Majestät wollen also vergessen, daß die Gewalthaber ihrem Falle am nächsten sind, wenn sie ihre Macht mißbrauchen? Die beabsichtigte Auflage muß das Volk empören. Wer Ihnen dazu gerathen hat, war sicherlich nicht Ihr Freund, und wenn der Senat seine Pflicht thut, so können sich Ew. Majestät auf die Verwerfung dieses schmählichen Projekts gefaßt machen.“

Die Personen, welche dem Auftritte beiwohnten, waren vor Erstaunen ganz starr und zitterten für den Senator, den sie für verloren hielten. Der Kaiser selbst sah ihn mit stechenden Blicken an und suchte eine Antwort. Endlich sagte er: „Sie sind bisweilen übertrieben lebhaft, und wenn mir nicht Ihre Vaterlandsliebe bekannt wäre, so müßten Sie diesen Abend zu Vincennes**) schlafen.“

„Sire!“ erwiederte der freimüthige **Lanjuinais**: „damit würden Sie eine Ungerechtigkeit mehr begehen.“

Napoleon zeigte sich einige Tage ungnädig gegen den Senator, aber der Plan zu der neuen Auflage wurde doch bei Seite gelegt.

---

*) Der als Graf und Pair von Frankreich, und was noch mehr ist, mit dem Rufe eines rechtschaffenen Mannes, den 13. Jänner 1827 zu Paris starb.

**) Stadt mit einem festen Schlosse, welches bis 1814 zum Staatsgefängnisse diente.

Wahrheitsliebe.

Unter Heinrich dem Vierten von Frankreich schrieb ein gewisser **Thomas Artur** eine Satyre auf das Hofleben, welche viele bittere Wahrheiten enthielt. Man drang in den König, den Verfasser darüber zur Verantwortung zu ziehen und strenge bestrafen zu lassen.

„Da sey Gott vor!“ entgegnete **Heinrich**: „ich würde mir ein Gewissen daraus machen, einen rechtschaffenen Menschen deshalb zu kränken, weil er die Wahrheit gesagt hat.“

Den nicht sehr vielen Regenten, welche die Schmeichelei haßten und die Wahrheit liebten, darf mit Recht **Peter der Große** beigezählt werden. Er wurde immer ungeduldig, wenn man sich ihm mit heuchlerischem Lobe näherte; dagegen hörte er denen aufmerksam zu, welche sich freimüthig über die Gebrechen der Regierung aussprachen. Ja trotz seiner heftigen und aufbrausenden Gemüthsart vertrug er sogar den ihn persönlich berührenden Tadel; nur mußte dieser, wie sich von selbst versteht, gegründet seyn.

Als er von seiner letzten Reise in's Ausland nach Moskau zurückgekommen war, brachte man ihm verschiedene Klagen über Richter vor, die Geschenke genommen hatten. **Peter**, welcher unparteiische Rechtspflege wollte, war über diese feilen Wichte ungemein aufgebracht und äußerte seinen Unwillen unter andern auch gegen den Generallieutenant Buturlin. Aber dieser biedere Mann trug kein Bedenken, dem Czar mit nicht gemeiner Freimüthigkeit zu sagen: „So lange Du selbst nicht aufhörst, Geschenke zu nehmen, so lange wirst Du diesen Mißbrauch auch bei Deinen Unterthanen nicht ausrotten. Dein Beispiel wirkt mehr auf sie, als alle Befehle.“

„Unverschämter,“ fuhr **Peter** wüthend auf: „wie kannst Du eine solche Lüge gegen mich vorbringen?“

„Ich sage keine Lüge, sondern Wahrheit," entgegnete Buturlin uneingeschüchtert. „Als ich neulich mit Dir durch Twor kam, wohnte ich bei einer Kaufmannsfrau, deren Mann abwesend war. Wir hatten uns kaum zu Tische gesetzt, so trat ein Rathsbote herein und verlangte hundert Rubel als Beisteuer zu dem Geschenke, welches die Stadt Dir bestimmt hatte. Die Kaufmannsfrau bat um Aufschub; sie betheuerte, daß sie kein baares Geld hätte, sie gab ihre Perlen und andere Kostbarkeiten hin — alles vergebens! Geld, hieß es, oder Gefängniß. Nun trat ich in's Mittel und legte mein Vorwort ein — alles vergebens. Der Abgeordnete entschuldigte sich mit dem strengen Befehle des Magistrats. Um meine Hauswirthin aus der Verlegenheit zu ziehen, sah ich mich genöthiget, selbst das Geld herzugeben, und die arme Frau konnte nicht genug Worte finden, mir zu danken. Siehe," schloß Buturlin, „so freiwillig sind die Geschenke, welche man Dir macht. Du nimmst sie an und bedenkst nicht, wie sehr sie manchen Deiner Unterthanen zur Last fallen. Kannst Du mit Recht den Richtern verargen, wenn sie Geschenke nehmen, so lange sie sehen, daß Du es selbst so machest?"

Der Czar hörte die unangenehmen Wahrheiten dieser Rede geduldig an. Er war so wenig ungehalten, daß er vielmehr den freimüthigen Buturlin umarmte und ihm seinen Dank für die gute Lehre zu erkennen gab. Noch denselben Tag gab er Befehl, alle sogenannten freiwilligen Geschenke zurückzustellen, und verbot für alle Zukunft, ihm wieder welche zu überreichen.

Charlotte Auguste von Wales, eine Tochter Georg des IV. Königs von England; geboren den 7. Januar 1798. Es durfte keine Gleisnerei ihr, der Wahrheitsliebenden und Bescheidenen, je nahen. Ihr Singmeister, ein Ausländer, war einst zugegen, als sie vor einer zahlreichen Gesellschaft sang und spielte, und — obwohl sie von allen Seiten den lautesten Beifall hörte — sich selbst im Stillen tadelte. Sie fragte nun den Lehrer um sein Urtheil. Entzückt rief dieser aus: „Eure

königliche Hoheit haben unvergleichlich gesungen und bewunderungswürdig gespielt!“ Sie schwieg. Bei der nächsten Singstunde ließ sie aber dem Meister sagen, daß sie sich keinen glücklichen Erfolg von dem Unterrichte eines Mannes verspreche, der niedrig genug dächte, um ihr wider sein besseres Wissen zu schmeicheln, und dem es an Aufrichtigkeit fehle, ihr die Mängel bemerklich zu machen, welche sie selbst ahnte, und welche allen Kunstverständigen auffallen müßten. — Zu einer andern Zeit sagte sie dem Bischofe von Salisbury, einem Kenner, sie wolle ihm doch einmal ein schweres Stück vorspielen, vernachläßigte aber ihr Spiel geflissentlich, und fragte ihn dann um seine Meinung. Der Bischof war so ehrlich, sie auf alles Fehlerhafte, was er wahrgenommen hatte, aufmerksam zu machen. Freudig sprang sie auf, drückte dem ehrwürdigen Geistlichen die Hand und rief: „Nun habe ich in Ihnen einen ächten Freund geprüft und erkannt! Sie schmeicheln mir nicht, auch wenn Sie glauben könnten, daß es mir angenehm sey.“ —

Gerechtigkeitsliebe, Rechtlichkeit.

Ein Edelmann hatte, um Platz zur Erweiterung seines Schlosses zu gewinnen, einem seiner Vasallen ein Grundstück mit Gewalt weggenommen. Herzog **Karl von Kalabrien** erfuhr es, besuchte den Edelmann, lobte das neue Gebäude und fragte endlich: „Wie viel würde es Sie kosten, einen so schönen Ort zu verlassen?“

„Aufrichtig zu gestehen,“ erwiederte der Edelmann: „es würde mir unendlich schwer fallen, und um keinen Preis der Welt brächte ich dieses Opfer freiwillig. Nur die Macht Ew. Hoheit könnte es von mir erzwingen; allein das ist von einem Fürsten nicht zu befürchten, der keiner Ungerechtigkeit fähig ist.“

„Ungerechtigkeit, sagen Sie? Fänden Sie es wirklich als solche?“

„Allerdings! — Ist wohl etwas ungerechter und mit mehr Strenge zu bestrafen, als wenn sich Jemand die Güter eines Andern mit Gewalt zueignet?“

„Vortrefflich,“ sagte der Herzog: „du hast dein Urtheil selbst gesprochen! Augenblicklich gib deinem Vasallen den geraubten Grund zurück, oder ich lasse dir morgen den Kopf abschlagen.“

Franz der Erste, König von Frankreich, war in der Gegend von Blois auf der Jagd und begegnete einer Dame, welche von ihrem Haushofmeister und einigen Dienern begleitet wurde. Der König fragte sie, wohin sie in dem kalten und schlimmen Wetter reise. Es war nämlich schon Winter. Die Dame, welche ihn nicht kannte, aber aus seinem Benehmen merkte, daß sie einen Mann von Rang vor sich habe, machte eine tiefe Verbeugung und trug kein Bedenken, ihm die Ursache ihrer Reise zu erzählen. „Mein Herr!“ begann sie: „ich gehe nach Blois, um mich bei dem Könige über die Ungerechtigkeit des Parlements von Rouen zu beschweren. Man hat mich versichert, daß **Franz** ein sehr gnädiger Herr sey; daß er seine Unterthanen gern anhöre und die Gerechtigkeit liebe. So hoffe ich denn, daß er auch mir zu meinem guten Rechte verhelfen werde.“

„Erzählen Sie doch Ihre Sache, Madame!“ ermunterte sie **Franz**, ohne sich zu erkennen zu geben: „ich habe einigen Einfluß am Hofe und kann Ihnen bei dem Könige vielleicht nützliche Dienste leisten, wenn anders Ihre Klagen gegründet sind.“

Die Dame ließ sich vernehmen: „Ich bin die Wittwe eines Edelmannes, welcher im Heere des Königes diente. Um sich und seine Leute anständig für den Krieg ausrüsten zu können, war mein Gemahl gezwungen, eine Summe Geldes zu borgen und dafür sein Landgut zu verpfänden. Er blieb

in der Schlacht. Sogleich bemächtigte sich der Gläubiger des Landgutes und zog alle Einkünfte desselben an sich, obwohl diese bei weitem die Zinsen übersteigen, welche er für das dargestreckte Kapital zu empfangen hat. Vergebens beschwerte ich mich bei dem Parlemente über die Ungerechtigkeit dieses Verfahrens; vergebens bat ich, mir nur so viel von den Renten zukommen zu lassen, als ich für mich und die Meinigen zum Lebensunterhalte brauche. Ich wurde nicht gehört. Mein Anwalt hat mich versichert, daß meiner Sache nicht geholfen werden könne, wenn sich ihrer nicht der König selbst annehme. Ach meine Kinder! sie müssen betteln, wenn auch er der Bedrängten Klagen nicht hört. Ich beschwöre Sie, mein Herr, da Sie nun einmal mein Unglück kennen, mir Ihren Beistand nicht zu versagen. Ich habe einen Hund bei mir (sie zeigte auf denselben), der unvergleichlich zur Jagd abgerichtet ist. Erlauben Sie, daß ich Ihnen dieses edle Thier zum Geschenke anbiete."

Der König nahm den Hund, und von der Erzählung der Wittwe gerührt, sagte er zu ihr: „Madame, setzen Sie Ihre Reise fort. Morgen früh kommen Sie in's Schloß und fragen nach dem und dem (er nannte einen erdichteten Namen). Dieser Edelmann wird Ihnen Gelegenheit verschaffen, mit dem Könige zu sprechen."

Die Wittwe stellte sich pünktlich ein. Der König, dem es sogleich gemeldet wurde, ließ sie vorführen, gab sich zu erkennen und sagte: „Ich bin der, nach dem Sie fragen. Wie Sie sehen, stehe ich so wohl beim Könige, daß ich alles über ihn vermag. Man rufe den Kanzler," setzte er hinzu: „er soll die Klage dieser Dame untersuchen." Die erstaunte Edelfrau fiel ihm zu Füssen. Freundlich hieß er sie aufstehen und verlangte, daß ihre Sache in seiner Gegenwart vorgenommen werden solle. Der Bescheid war ein gemessener Befehl an den Gläubiger, augenblicklich das Landgut herauszugeben und mit dem sich zu begnügen, was man ihm schuldig wäre. Ja, der König ging in seiner Güte so weit, daß er die Schuldfoderung aus seinem Schatze tilgen ließ. Strenge

Gerechtigkeit, Milde und Großmuth waren schöne Züge in dem Charakter **Franz des Ersten.**

Ludwig des XIV. Minister **Chamillard,** ein sehr rechtschaffener und bewährter Staatsmann, war auch Rath im Parlement. Dem Könige wurde er zuerst als ein ganz vorzüglicher Billardspieler bekannt. Ludwig wollte eine Partie mit ihm versuchen und ließ ihn rufen. Er fand Gefallen an ihm, und so war **Chamillard** ein für allemal dreimal in der Woche Abends von der Partie des Königs. Bei allem diesen vernachlässigte er doch seine Amtsgeschäfte nicht, sondern fand sich jeden Morgen richtig in den Sitzungen ein. Einmal referirte er einen Prozeß. Der Verlierende brach bei der Bekanntmachung der Sentenz in verzweifelndes Geschrei aus. Er berief sich auf ein Aktenstück, das **Chamillard** anzuführen unterlassen hätte, und auf welchem die ganze Rechtmässigkeit seiner Ansprüche beruhe. **Chamillard** wußte nichts von dem Aktenstücke, verstand sich aber gern dazu, die Papiere des Prozesses noch einmal durchzulaufen. Dies geschah, und es fand sich wirklich ein Papier, das ihm entgangen war. Aufmerksam las dasselbe **Chamillard** mehrmal durch. „Sie haben recht," sagte er dem halb verzweifelten Manne endlich: „Sie haben recht, ich habe dieses Aktenstück übersehen. Es entscheidet wirklich zu Ihren Gunsten. Sie fodern 20,000 Livres. Sie haben sie durch meine Schuld verloren, und es ist meine Pflicht, sie Ihnen zu bezahlen. Kommen Sie morgen zu mir, um Ihr Geld zu empfangen."

Dieses ging in dem öffentlichen Gerichtssaale vor. **Chamillard** bezahlte, so arm er auch war, die Summe wirklich. Man kann denken, daß die allgemeine Achtung, in der er stand, und die Gunst des Königs, die er genoß, durch diesen Vorfall sicher nicht gemindert wurden. —

Eine der vorleuchtendsten Tugenden in dem Charakter **Peter des Großen** war seine Gerechtigkeitsliebe. Indeß so wachsam er auch war, daß die Gerichte nach Recht richteten und Niemand sich über Ungerechtigkeit beklagen möchte, so begegnete es ihm doch bisweilen, daß er getäuscht und zu einem ungerechten Urtheilsspruche verleitet wurde. Kam er aber zur Einsicht des begangenen Fehlers, so ließ er sich nicht durch falsche Scham abhalten, den Irrthum offen zu bekennen, seinen Ausspruch zu widerrufen und der Gerechtigkeit den glänzendsten Triumph zu verschaffen. Als Beispiel Folgendes.

Der Czar hatte in seinem Sommergarten eine Eiche, die von ihm selbst in seinen frühesten Jahren gepflanzt war. Ein runder Tisch umringte den Stamm, an welchem sich der Monarch gern hinsetzte, um zu schreiben. Einst, als er lange nachdenkend unter seinem Lieblingsbaume gesessen war, fuhr er plötzlich wie aus tiefen Betrachtungen auf und rief aus: „Gottlob, daß es mir endlich gelungen ist, in Rußland Recht und Gerechtigkeit wieder herzustellen!“

Dies hörte ein Grenadier von adelicher Herkunft, welcher nahe dabei Schildwache stand, und murrte so laut, daß es **Peter** hören mußte: „Alle richten gerecht, nur du nicht.“

„Mensch, was sagst du da?“ fuhr ihn der Czar aufgebracht an.

„Die Wahrheit,“ gab der unerschrockene Grenadier zurück: „Sie selbst haben meine Sache entschieden, und ungerecht entschieden.“

„Wie unterstehst du dich, so zu sprechen?“ fiel **Peter** hastig ein.

„Ich kann nicht anders, Gott weiß es,“ fuhr der Grenadier fort: „das Gefühl erlittenen Unrechts liegt zu schwer auf meinem Herzen. Man hat mir das letzte Dörfchen genommen, welches ich noch besaß, um es meinem reichen und mächtigen Gegner zu geben.“

Der Czar wurde nachdenkend, ging in sein Kabinet und ließ sich unverzüglich die Akten dieses Prozesses aus dem Senate holen. Unverdrossen opferte er den halben Tag, die

Sache gründlich zu untersuchen, und fand, daß ein listiger Advokat den Streit künstlich zu verwickeln und Kaiser und Senat zu einem ungerechten Urtheile zu verleiten gewußt hatte. Nun begab er sich selbst in den Senat und sagte zu den versammelten Räthen: „Wir alle, und ich insbesondere, müssen uns schämen, daß wir uns von einem gewissenlosen Rabulisten so grob betrügen ließen. Und du, Taugenichts!“ donnerte er den Obersekretär an, „der du nicht daran gedacht hast, uns zu warnen — ich will dich lehren, in Zukunft genauer auf solche Winkelzüge Acht zu haben. Bringt ihn auf einen Monat in die Festung!“

Hierauf befahl er, das erlassene Urtheil zu vernichten und den ränkevollen Sachwalter als einen Rechtsverdreher nach Sibirien zu schicken. Der habsüchtige Gegner mußte, was er dem Soldaten abgenommen hatte, doppelt ersetzen und überdies noch tausend Rubel als Strafe in das Hospital bezahlen.

Georg I. wurde eines Tages, als er in den Strassen Londons spazieren fuhr, von Gerichtsdienern angehalten. Die Garde wollte Feuer auf die Verwegenen geben, allein der König verbot es, erkundigte sich nach der Ursache seiner Festnehmung und erfuhr, daß sie von dem Hofsattler veranlaßt worden sey, welcher seit zwei Monaten fünfzig Pfund Sterling zu fodern hatte. **Georg** ließ die Schuld sogleich berichtigen und sagte: „Es ist nichts billiger, als daß derjenige, welcher Gesetze gibt, sie auch selbst befolge.“

Ludwig, Herzog von Orleans, der Sohn des bekannten Regenten Philipp von Orleans, liebte die Gerechtigkeit sehr. Er gerieth mit einem seiner Grundholden in Streit wegen herrschaftlicher Rechte, aber diesem fehlte es an Geld, sich in einen Prozeß einzulassen. Der Herzog schoß die nöthige Summe vor. Sein Gegner gewann. Statt darüber empfindlich zu seyn, dankte ihm Ludwig und sagte: „Ich bin

euch verbunden, denn ihr habt mich überzeugt, daß ich in einer Sache, in welcher ich bisher vollkommen Recht zu haben glaubte, nahe daran war, eine große Ungerechtigkeit zu begehen." —

Unbestechlichkeit.

Carbonnel, ein Vertrauter Karl des Kühnen von Burgund, widerstand auf eine edle Weise den Lockungen wie den Drohungen Ludwig des Elften, der diesen treuen Diener seinem Herrn abspänstig machen wollte. Nachdem der König alle Mittel der Ueberredung angewendet hatte, versuchte er es mit dem Gelde, der stärksten seiner Waffen. „Sire," — sprach **Carbonnel** mit Würde — „Ihr vermochtet nicht, mich zu überzeugen, hoffet nicht, mich zu bestechen."

Dieser Zug von Ehre und Edelsinn erquickt um so mehr, als eben die Geschichte jener Zeiten von Beispielen der gemeinsten Verrätherei und Niederträchtigkeit wimmelt.

Ein angesehener und reicher Engländer, welcher gegen einen minder reichen Prozeß führte, bot dem Kanzler **Morus** eine große Geldsumme, wenn er das Urtheil zu seinen Gunsten einrichten würde. **Morus** wies ihn mit edlem Unwillen zurück. „Wozu dieses Geschenk?" sagte er: „ist das Recht auf Ihrer Seite, so brauchen Sie das günstige Urtheil nicht zu kaufen; haben Sie Unrecht, so können alle Schätze der Welt mich nicht bewegen, zu Ihrem Vortheile zu entscheiden."

Der Advokat **Monicaut** vertheidigte die Sache des Armeniers Rupli gegen die Generalpächter. Diese fürchteten **Monicaut's** Talente, mehr aber noch seinen Eifer, und

beschlossen einen Versuch zu machen, ob man ihn nicht gewinnen könne. Vier von ihnen verfügten sich in seine Wohnung, und vorgelassen, boten sie alle ihre Beredsamkeit auf, ihn zu ihren Gunsten umzustimmen. Der sich am schlausten dünkte, rückte endlich mit der Aeußerung hervor: „Der Rupli ist ein armer Teufel; Sie laufen Gefahr, für Ihre viele Mühe, für die Aufopferung Ihrer kostbaren Zeit nicht einen Sous zu bekommen. Wenn Sie die Sache fahren lassen, so werden wir uns ein Vergnügen daraus machen, die Verpflichtung Ihres Klienten zu übernehmen.“ Bei diesen Worten legte er einen Beutel mit tausend Louisd'or auf den Arbeitstisch des Advokaten.

Monicaut gerieth außer sich vor Zorn. „Wofür halten Sie mich!“ rief er aus: „hab' ich mich je einer solchen Niederträchtigkeit schuldig gemacht, die Sie berechtigt, mich wie einen feilen Schurken zu behandeln? Den Augenblick verlassen Sie meine Wohnung, und betreten Sie nie wieder ihre Schwelle.“ Er öffnete die Thüre, schob die bestürzten Generalpächter aus dem Zimmer, verriegelte es hörbar, und das Fenster mit Ungestüm aufreissend, warf er ihnen den schweren Beutel in die Gasse nach.

Dieser Vorfall hatte Aufsehen erregt; der wahre Zusammenhang blieb freilich unbekannt, aber man sprach davon bald in ganz Paris. Auch Ludwig XIV. erhielt Kunde. Die Folge war, daß er den bedrängten Fremdling in seinen königlichen Schutz nahm und gebot, die Sache dem geheimen Konseil zum Spruche vorzulegen, mit dem Zusatze, er in eigner Person wolle dabei seyn. Hiemit waren die Ränke und Kabalen der Generalpächter unwirksam gemacht; vor einem solchen Richter mußte das Recht siegen.

Rupli verdankte der Unbestechlichkeit seines Anwalts, daß er sein Vermögen und die Ruhe seines Lebens rettete.

Anerkennung fremden Verdienstes.

Vor beinahe einem Jahrhunderte befanden sich zwei Sänger ersten Ranges, **Senesino** und **Farinelli**, in England. Keiner fand Gelegenheit, den andern zu hören, weil sie immer an einem und demselben Tage auf zwei verschiedenen Bühnen zu singen hatten. Ein ganz unerwarteter Zufall brachte sie aber einst in einem Stücke auf demselben Theater zusammen. **Senesino** spielte die Rolle eines grausamen, wüthenden Tyrannen, und **Farinelli** gab den unglücklichen, besiegten Helden. In der Scene, wo dieser mit Ketten gefesselt, eine Arie zu singen hatte, rührte er durch den Zauber seines Gesanges das versteinte Herz des tobenden Tyrannen so sehr, daß **Senesino**, ganz den Charakter seiner Rolle vergessend, ihm in die Arme stürzte und ihn mit voller Herzlichkeit an seine Brust drückte.

Man denke sich den Eindruck, welchen dieser Auftritt auf die Zuschauer machte!

Ein Maler wollte dem berühmten Komponisten **Domenico Cimarosa** schmeicheln und versicherte ihn, daß sein Talent noch weit über dem Mozart's stehe.

Cimarosa fragte den Schmeichler unwillig: „Herr, was würden Sie einem Menschen sagen, der Sie dreist versicherte, Sie überträfen Raphael?“

Pflichteifer.

Der große englische Minister **Chatham**, bekannter unter dem Namen **Pitt**, widmete sich von dem Augenblicke an, da ihm der König das Reichssiegel übergab, mit Leib und Seele den Geschäften des Staates. Zuweilen wurde er seiner eigenen Familie fremd, um desto inniger der Pflicht sich hingeben zu können. Hatte er dringende Arbeiten, so durfte Niemand sein Zimmer betreten, Staatsmänner und Bedienstete ausgenommen, welche vermöge ihres Amtes ihm in der Sache Beihilfe leisten mußten. Keiner von seinen Verwandten und Freunden wagte es dann, sich ihm in irgend einer häuslichen Angelegenheit zu nähern. War das öffentliche Geschäft vollendet, so zog er eine besondere Glocke, und dies war das Zeichen für Lady Chatham, daß sie mit den Kindern hereinkommen durfte.

Einmal erhielt er sehr eilige Depeschen, als ihm gerade das Podogra hart zusetzte. Er las, vergaß seinen Schmerz, sprang aus dem Bette und foderte Feder und Dinte.

„Aber theurer Mann, du wirst dich um's Leben bringen!“ rief Lady Chatham. „Und gesetzt, das wäre,“ versetzte er hastig: „was ist denn mein Leben gegen so viele Millionen, die durch meine Nachlässigkeit dem Staate verloren gehen könnten?“

Den stärksten Beweis seiner Vaterlandsliebe und seines Pflichteifers gab er an dem Tage, welcher der letzte seines politischen Wirkens war. Den Abend und die Nacht vor diesem Tage war er so schwach, daß Lady Chatham durch die dringendsten Vorstellungen ihn von seinem Entschlusse, in die Sitzungen der Lords zu gehen, abzuhalten suchte. Als sie alle Beredsamkeit einer liebenden Gattin umsonst aufgeboten hatte, schickte sie eine vertraute Freundin und Verwandtin zu ihm, die nach vielen andern Beweggründen auch zu dem kam, daß sein Leben in Gefahr seyn könnte. „Das weiß ich,“ antwortete **Pitt** mit großer Festigkeit und Ruhe. „Ich weiß, daß ich nicht viel mehr über einen Monat zu leben habe. Es ist möglich, daß der

heutige Tag der letzte ist. Aber die Pflicht ruft mich auf meinen Posten; was die Folgen betrifft — da geschehe nach dem Willen des Herrn!"

Er ging in's Oberhaus. Geführt von Lord Stanhope und seinem jüngsten Sohne trat er in die Versammlung, welche bei dem Anblicke des großen Mannes in stiller Ehrfurcht schwieg. Sein Gesicht war eingefallen, seine Farbe blaß; aber sein Auge hatte noch ganz das ihm eigenthümliche Feuer. Man debattirte über den amerikanischen Krieg. Groß und jedem der Anwesenden unvergeßlich war der Eindruck, als sich **Pitt** auf seinen Krücken empor hob, um in einer kraftvollen Rede die Unabhängigkeit Amerika's zu bestreiten. „Britten," schloß er seine Philippika, „ihr wollt Frieden kaufen? aufopfern Ruhm und Herrschaft, nicht züchtigen Frankreich, das vor euch bebte, euch nun Hohn spricht? — Ich — zeuge wider euch bei der Nachwelt. Auf, laßt uns kämpfen, fallen, wenn es seyn muß, unter den Trümmern des Vaterlandes!"

Der Herzog von Richmond antwortete ihm. Gegen das Ende seiner Rede bemerkte man, daß **Pitt** nach Luft ringe. Er achtete indeß seine Schwäche nicht und wollte aufstehen, als sich der Herzog niedergesetzt hatte. Aber kaum war er auf den Füssen, als er sprachlos auf die Bank zurückfiel.

Das ganze Haus gerieth in Bestürzung und brach augenblicklich die Geschäfte des Tages ab. Einen Monat nach diesem Vorfalle war **Pitt** todt. Er starb als das Opfer eines seltenen Pflichteifers. Aber ewig bleibt den Engländern das Andenken des großen Mannes heilig.

Die vor einigen Jahren in einer neuen Auflage erschienene Reisebeschreibung des Grafen Raczynki erzählt folgende charakteristische Anekdote von dem Kapudan-Pascha, der zum Lohne für die Vertheidigung Varna's später zum Großvezier ernannt worden ist.

Im Jahre 1811 war eine Feuersbrunst in einem der volkreichsten Stadtviertel von Konstantinopel ausgebrochen.

Der Kapudan-Pascha bemerkte ein großes Eckhaus, das eben in Brand gerathen wollte. Die ganze Strasse war verloren, wenn dieses Gebäude nicht gerettet wurde. Durch lange Anstrengung ermattet, war bereits ein Theil der Spritzenmeister und Janitscharen von der Brandstätte gewichen. Um sie zu neuer Thätigkeit aufzumuntern, begibt sich der Admiral auf den Giebel des bedrohten Gebäudes und ruft von da den Janitscharen zu: „Es ist mein fester Entschluß, nicht von dieser Stelle zu weichen; wollt ihr es mit ansehen, daß ich hier durch Feuer umkomme?“ Dieser Zuruf hatte die gewünschte Wirkung; die Tolumbadschi und Soldaten drangen wieder mit ihren Löschanstalten vor, und bald war die Flamme gedämpft.

Thue recht und scheue Niemanden.

Standhaftes Beharren bei dem Rechte und unerschrockene Vertheidigung desselben, auch vor den höchsten Machthabern, bekunden wahre Charaktergröße eines Mannes und erwerben noch in der spätesten Zukunft Achtung und Bewunderung. Diese verdient **la Vaguerie**, erster Parlements-Präsident unter Ludwig XI. von Frankreich. Ludwig, öfter durch eigene Leidenschaft oder durch üble Rathgeber verleitet, fertigte dem Parlemente verschiedene Befehle zur öffentlichen Bekanntmachung zu, welche so sehr mit den bestehenden gesetzlichen Vorschriften und Einrichtungen im Reiche im Widerspruche standen, daß das Parlement, sowohl um Ludwig selbst willen, als auch in gewissenhafter Berücksichtigung des Staats, Anstand nahm, dieselben bekannt zu machen. Der König, welchem hievon auf ehrerbietige Weise Nachricht gegeben worden, gerieth über das Zögern des Parlements bei Ausführung seiner Befehle in den heftigsten Zorn und wies dasselbe unter strengen Drohungen an, sofort und ohne allen Verzug auszuführen, was er geboten hatte, indem er jede Zögerung oder Weigerung an dem Vor-

steher des Parlements, dieses seines ersten Gerichtshofes, und an den Räthen desselben, zum warnenden Beispiele Anderer, auf das Nachdrücklichste ahnden werde.

La Vaguerie und die mit ihm einverstandenen Räthe fühlten aber zu tief, was ihre Pflicht als Männer von Ehre und Gewissen sey, als daß sie nicht das Aeußerste hätten versuchen sollen, derselben volle Genüge zu leisten. Am nächsten Morgen begaben der Präsident und die Räthe, alle in feierlicher Amtskleidung, sich zu Ludwig XI., und **la Vaguerie** machte demselben in einem so ehrfurchtsvollen als festen und männlichen Tone Gegenvorstellungen im Betreff der erlassenen Befehle. — „Sire," sprach unter andern der unerschrockene Wortführer, „wir dienen dem Staate und sind die Vollstrecker der Gesetze desselben; wir sollen allen Mißbräuchen der Gewalt steuern, nicht aber Machtsprüche befördern. Sire, Sie, als der erste Bürger des Staates, können nicht entkräften, was demselben Ansehen, Ruhe und Wohlfahrt gibt und verbürgt, können dem Gesetze seine Wirkung und Würde nicht nehmen wollen; Ihre jetzigen Befehle würden aber dies zur Folge haben, daher wir alle lieber unsere Aemter in Ihre Hände zurückgeben, als dasjenige billigen, wogegen die Pflicht und das Recht spricht; Männer, Sire, ehe sie Werkzeuge der Ungerechtigkeit werden, ziehen sich lieber duldend in die Einsamkeit zurück, um da dem Vaterlande ihre Thränen zu weihen, dem sie weiter nicht helfen können." — Eine solche Entschlossenheit hatte Ludwig von **la Vaguerie** und den Räthen des Parlements nicht erwartet. Die Würde, mit der so viele Edle vor ihm standen, und der feierliche Ernst, die Wärme und die Kraft, mit welcher der Parlements-Präsident zu ihm sprach, machten auf den König einen ganz ungewöhnlichen Eindruck; er nahm die gegebenen Befehle zurück, dankte den wackern Männern für ihre Freimüthigkeit und lobte ihr würdevolles Betragen und ihre Pflichttreue. —

Eines Tages hatte Peter der Große im Senate eine Ukase unterschrieben, nach welcher die Landeigenthümer des Petersburger- und Novogroderdistrikts ihre Bauern zur Arbeit am Ladogakanale schicken mußten, so sehr auch diese Gegenden vom Kriege verheert und an Menschen verarmt waren. **Dolgoruki**, ein edler Patriot und des Czar Vertrauter, war an diesem Tage nicht bei der Sitzung. Tags darauf, als er in die Rathsversammlung kam, legte man auch ihm die Ukase zur Unterschrift vor, allein er verweigerte sie: „denn," sagte er, „das hieße die beiden Gegenden, die schon so viel gelitten haben, vollends in's Verderben stürzen; man muß dem Czar Vorstellungen machen." Seine Kollegen aber meinten, dazu sey es zu spät, indem der Czar die Ukase bereits unterschrieben habe.

Statt aller Antwort nimmt **Dolgoruki** das Papier und reißt es entzwei. Noch ist alles voller Erstaunen über diese Kühnheit, als Peter selbst erscheint. Zitternd berichtet ihm einer der Senatoren, was vorgefallen war. Der Czar, vom Zorne überwältiget, donnert dem **Dolgoruki** die Worte zu: „Unverschämter, weißt du nicht, daß dir deine Frechheit das Leben kosten kann?"

„Ja," erwiederte dieser uneingeschüchtert: „ich weiß aber auch, daß Peter nicht in die Fußstapfen Karl des Zwölften treten und seine eigenen Staaten entvölkern wird. Haben Ew. Majestät auch wohl reiflich überdacht, wie menschenarm diese Distrikte sind? in welchem Elende die Bewohner derselben schmachten? wie es überall an Händen fehlt, um das Feld nothdürftig zu bestellen? Könnten nicht am Ladogakanal die schwedischen Kriegsgefangenen arbeiten, die bis jetzt mit Nichtsthun ihre Zeit hinbringen?"

So sprach **Dolgoruki**, der furchtlose Patriot. Mit jedem Worte heiterte sich seines Monarchen Stirne mehr auf, mit jedem schwand das Feuer seines Zornes mehr. Von der Ukase war nicht wieder die Rede.

Als der Marschall von **Beauvau**, ein edler menschenfreundlicher Mann, im Jahre 1765 Befehlshaber von Languedoc war, ließ er sich einen Kerker öffnen, welchen man den Thurm der Standhaftigkeit zu nennen pflegte. In diesem schrecklichen Gefängnisse schmachteten noch vierzehn Frauen, unglückliche Angehörige protestantischer Familien, denen man weiter nichts vorwerfen konnte, als treues Festhalten an ihrem Glauben. Die jüngste, fünfzig Jahre alt, hatte als Kind von acht Jahren ihre gefangene Mutter begleitet, die Mutter war gestorben, die Tochter im Kerker alt geworden.

„Ihr seyd alle frei," rief **Beauvau** den bedauernswerthen Opfern der Willkühr zu. Er unterstützte die Verlassensten aus eignen Mitteln und führte diejenigen, welche noch Anverwandte hatten, in den Kreis der Ihrigen zurück.

Schon vor seiner Abreise von Versailles hatte er um die Freiheit der Gefangenen gebeten, aber nichts weiter erlangen können, als die Erlaubniß, vier derselben nach eigener Wahl loszulassen. Jetzt gab er seinen Bericht in folgenden Worten: „Gerechtigkeit und Menschlichkeit sprechen gleich stark für diese Unglücklichen, und ich hütete mich wohl, eine Wahl zu treffen. Nach ihrer Freilassung hab' ich den Thurm verschliessen lassen, in der Hoffnung, daß man ihn zu solchem Gebrauche nie wieder öffnen werde."

Die Minister Ludwig des Fünfzehnten nahmen das Verfahren des edlen Beamten sehr übel auf. Unerhörte Neuerung, hieß es — Mißbrauch des Vertrauens und der Amtsgewalt. **Beauvau** erhielt Befehl, von den vierzehn gefangenen Frauen zehn wieder einzusperren, und im Falle der Weigerung drohte man ihm mit der Ungnade des Königs und dem Verluste seiner Befehlshaberstelle. Mit umgehender Post gab **Beauvau** die Antwort zurück: „Es steht bei dem Könige, mir die Befehlshaberstelle zu nehmen, aber er kann mich nicht hindern, die Pflichten meines Amtes zu erfüllen, wie mein Gewissen und meine Ehre mir vorschreiben." — Eine solche Tugend mußte Ehrfurcht gebieten; die vierzehn Opfer blieben frei.

Der treffliche **Chamousset,** General-Intendant der Kriegshospitäler von Frankreich, sagte eines Tages zum Minister, daß er einen gewissen vornehmen Herrn wegen seiner Geldschneidereien und Erpressungen verklagen werde. „Um's Himmels willen!“ rief der Minister aus: „der Mann hat eine zu mächtige Hand; Sie sind Ihres Lebens nicht mehr sicher, wenn Sie sich ihn zum Feinde machen.“ „Immerhin,“ erwiederte **Chamousset:** „lieber will ich sterben, als leben und mein Vaterland durch solche Vampire aussaugen sehen.“

Priester nach dem Sinne Gottes.

Vinzent de Paula ist für alle Zeiten das Muster eines Geistlichen nach dem Sinne Gottes. Wenn einer, war er würdig, ein Lehrer der Religion der Liebe zu seyn. Sein ganzes Wesen athmete Liebe; er predigte nicht nur Liebe, er übte sie auch im Leben.

Einst kam er nach Marseille. Das erste Geschäft war, den Ort zu besuchen, welcher dem Gefühle der Erbarmung ein weites Feld öffnet — die Galeeren. Hier sieht man das menschliche Elend in seiner ganzen schauderhaften Größe. Die unglücklichen Gefangenen, wenn sie schon größtentheils ihr Schicksal verdienen, haben doch den gerechtesten Anspruch auf unser Mitleid.

Vinzent de Paula bemerkte einen jungen Mann von etwa sechs und zwanzig Jahren, dessen sanfte, rührende Züge ihn vortheilhaft von den übrigen Galeerensklaven unterschieden, und den Gedanken erregten, daß er nicht verdiene, mit den Verbrechern in eine Klasse gesetzt zu werden. „Mein Sohn, du weinst!“ redete er ihn im Tone wahren Mitgefühls an. „Brauchst du Hilfe? ich kann dir freilich nur wenig anbieten, aber dieses wenige ist ganz dein. Rede!“

„Gütiger Herr!“ antwortete der Gefangene: „nicht mein Elend liegt mir am Herzen — ich büsse mit Recht für die begangene Schuld, aber ach! mein Weib, meine drei Kinder — sie sind ohne Nahrung, ohne Obdach — sie werden vor Gram und Mangel sterben müssen.“

„Du bist wahrhaft unglücklich!“ sagte der würdige Geistliche: „wie lange Zeit hast du hier noch auszuhalten?“

„Zwei Jahre noch,“ versetzte der junge Mann: „noch zwei Jahrhunderte von Qualen. Mein armes Weib! meine armen Kinder! was wird aus ihnen werden?“

„Sage, wenn sich Jemand anböte, deine Ketten zu tragen, wird man dir die Freiheit schenken?“

„Augenblicklich! aber wo auf Erden ist der Mensch, welcher sich freiwillig für einen andern dem Elende und der Entehrung preisgibt? Alle Schätze der Welt — — —“

Vinzent läßt ihn nicht ausreden, geht zum Befehlshaber des Schiffes und sagt: „Mein Herr! lassen Sie diesem jungen Menschen die Ketten abnehmen. Hier sind meine Hände, meine Füsse; diese tragen sie für ihn.“ Der Offizier erstaunt, will Einwendungen machen. **Vinzent** unterbricht ihn: „Ich weiß, daß ich mich in den Augen der Menschen entehre, aber auch in denen des Himmels? Noch einmal, geben Sie diesen Mann los! Er ist Vater, Gatte — unentbehrlich seinem Weibe und seinen Kindern.“

Dem Martyrer seiner Nächstenliebe werden die Fesseln des Verbrechers angelegt. Betäubt, außer sich, liegt der Befreite zu seinen Füssen, küßt sie, und benetzt sie mit Thränen.

Vinzent blieb die vollen zwei Jahre über auf der Galeere, war das Beispiel der Geduld, der Sanftmuth, der Selbstverläugnung, war der Trost, die Stütze, der Lehrer, der Vater seiner unglücklichen Mitgefangenen, brachte manches sündige Herz auf den Weg der Reue und der Tugend zurück, kurz — zeigte sich in den Ketten als das getreueste und rührendste Nachbild des Menschensohnes.

In einer großen Provinzialstadt Frankreichs war der Pfarrer eines beträchtlichen Kirchspiels auf's Eifrigste mit der Erfüllung seiner Amtspflichten beschäftigt. Seine Gemeinde hatte an ihm einen einsichtsvollen, zärtlichen Vater, und seine tägliche Sorge war, zu unterrichten, so wie die Leidenden aller Art zu trösten und ihrer Noth abzuhelfen. Allein, so weislich er auch seine Almosen vertheilte, so war sein mäßiges Einkommen doch nicht hinreichend, die Bedürfnisse seiner zahlreichen Armen und noch weniger die Bedürfnisse seines Eifers zu stillen; dennoch brachte er es durch sein Talent, die Herzen der Reichen zu erweichen und ihre Mildthätigkeit zu erwecken, so weit, daß keines seiner Pfarrkinder ohne Hilfe blieb; alle Kranken wurden verpflegt, alle Gebrechlichen ernährt und gekleidet, alle Waisen versorgt. So genoß er lange in heiterer Ruhe die beseligenden Früchte seiner Tugend. Allein der Weise, besonders wenn ein weiches Herz in seinem Busen schlägt, lebt nicht immer kummerfreie Tage. Eine schreckliche Seuche ergriff jetzt die Heerde des sie liebenden Hirten. Täglich wurden ihre Symptome drohender und ihre Wirkungen verheerender. Keine Familie war ohne Kranke, in jedem Hause lag ein Todter oder Sterbender; aber gleich der wachsamen Vorsehung war der Pfarrer überall; überall erschien er mit Speise, Arzneien und Pflege. Sein Muth stärkte die Schwachen, er verminderte die Gefahr, indem er sie bekämpfen lehrte. Natürlich konnte er eine solche Menge Kranker, wovon die meisten in gesunden Tagen sich und die Ihrigen blos durch ihre Handarbeit ernährten, nicht ohne einen sein Vermögen weit übersteigenden Aufwand mit Wärterinen und manchen andern Bedürfnissen versorgen. Er verkaufte daher seine besten Mobilien und sein entbehrlichstes Küchengeräth, und erhielt durch die siegreiche Gewalt, die der Tugend, besonders der einfachen, zärtlichen Tugend, beiwohnt, von seinen Mitbürgern ansehnliche Beisteuern. Wenn aber die Noth anhält, so erkaltet die Mildthätigkeit leider! nur allzubald. Sie nahm auch hier täglich ab, und die Epidemie wüthete fort. Schon wußte der Pfarrer sich nicht mehr zu helfen, als er erfuhr, daß ein

vornehmer Kapitalist, der sich im Steuerwesen bereichert hatte, in einem nächtlichen Spielgelage eine große Summe gewonnen habe. Er kannte ihn kaum; allein er besann sich nicht lange und eilte noch den nämlichen Tag in seine Wohnung. Er ließ sich anmelden; man versagte ihm den Zutritt; er bat, bettelte, und ward endlich nach einem langen Widerstande eingelassen. Er fand den Spieler eben im Begriffe, sich, von der ängstlichen Nachtwache erschöpft, zu Bette zu legen. In einem schauerlich rührenden Gemälde schilderte er ihm nun die wüthende Seuche und das gränzenlose Elend, worin so viele Unglückliche schmachteten, und bat ihn mit thränenvollen Augen um kräftige Hilfe. Der schlafgierige Krösus zog unwillig ein Viergroschenstück aus seiner Börse, reichte es dem Geistlichen und schalt, ohne Schonung für des edelmüthigen Priesters graue Haare, für sein erhabenes Amt und den heiligen Beweggrund seiner Bitte, auf die Unbescheidenheit, die ihn zu einer solchen Stunde zu ihm führte. Der Geistliche bat um die Erlaubniß, weiter zu reden, sprach, ohne sie abzuwarten, noch weit nachdrücklicher, weit beweglicher, als zuvor, und flehte um eine größere Unterstützung für seine Armen, denen vier Groschen nichts helfen könnten. Der Reiche antwortete ihm durch Spöttereien, durch Scheltworte, durch Beschimpfungen. Doch den Priester konnte nichts abschrecken; er verbrauchte alle Waffen der Beredsamkeit; er liebkoste, er schmeichelte, er beschwor. Allein, weit entfernt, sich bewegen zu lassen, versetzte ihm der entrüstete Unhold eine Ohrfeige. — Ruhig wie der Engel des Friedens sprach jener mit lächelnder Miene: „Das war für mich; was geben Sie nun meinen Armen?“ Diese einfach großen Worte schmolzen endlich des Reichen ehernes Herz; er fiel dem Manne Gottes zu Füssen, benetzte sie mit Thränen, sprang auf, flog zu seiner Kasse und übergab ihm nicht nur seinen Gewinnst von der verflossenen Nacht, sondern auch noch eine weitere Summe, die ein ganzes Jahr seiner Einkünfte ausmachte. Ja er that noch mehr; er hatte den Muth, diese Geschichte zu erzählen, und jetzt ist er ein eben so schätzbarer, rechtschaffener Mann,

als er es vorhin nicht war. Diese Begebenheit, die sich vor etwa 40 Jahren zutrug, muß jedem Freunde der Menschheit theuer seyn. —

Ein nach der Hand berühmt gewordener Mann hatte sich zur Zeit, als er in Jena studierte, von burschikosem Muthwillen verleiten lassen, auf einen Lehrer der dortigen Hochschule ein Pasquill zu machen. Bald hernach kehrte er in sein Vaterland zurück. Allein die Rache des beleidigten Professors verfolgte ihn auch bis dahin und rief den Arm der Obrigkeit gegen den Verbrecher (denn als solcher gilt nach den Gesetzen ein Pasquillant) auf. Der Landesherr, ein bitterstrenger Regent, war sogleich bereit, dem Kläger alle Genugthuung zu verschaffen, und der junge Mann hätte seine Unbesonnenheit vielleicht hart büssen müssen, wenn er dem ihm drohenden Verhafte nicht durch eine schnelle Flucht ausgewichen wäre.

So kam er nach Montpellier und fand sich da allein — ohne Freund — ohne Geld — ohne Aussicht, von den Seinigen so bald Unterstützung zu erhalten. Mit schwerem Kummer beladen ging er nach einem vor der Stadt liegenden Kloster. Es war Sonntag; die Glocken läuteten zum Hochamte. Unser Flüchtling trat in die Kirche und lehnte sich, in düsteres Hinbrüten verloren, an einen der Pfeiler, welche das Gewölbe des Schiffes trugen. Er sah nicht, was um ihn geschah; er hörte nichts von dem Gesange der Messe, nichts von dem Vortrage des Predigers; er bemerkte nicht, daß alles Volk mit dem Schlusse des Gottesdienstes die Kirche verließ, und er ganz allein zurückblieb.

Plötzlich weckte ihn aus seinen schwermüthigen Träumen eine freundliche Stimme, welche fragte: „Warum so traurig, junger Mann?“ Er blickte auf und sah einen ehrwürdigen Ordensgeistlichen vor sich, dessen Züge theilnehmende Menschenfreundlichkeit verkündeten. Doch, eine Folge seiner Religionsbegriffe, nicht frei von Vorurtheilen gegen den Mönch, entschul-

digte er kalt die Zerstreuung, welche er gezeigt, und wollte hinweggehen.

„Bleiben Sie, mein Herr!“ sagte der Geistliche und hielt ihn zurück: „Sie haben Kummer, Sie sind gewiß ein Unglücklicher! Entdecken Sie sich; sehen Sie in mir nicht den neugierigen, sondern den hilfsbegierigen Mann.“

„Ich bin ein Fremder — weit jenseits des Rheines zu Hause,“ antwortete der Jüngling mit einem Tone, welcher deutlich verrieth, wie wenig er auf thätiges Mitleid rechnete.

„Das hat mir Ihr Aeußeres beim ersten Blicke gesagt,“ entgegnete der Mönch: „haben Sie sonst keinen Grund, mir Ihr Zutrauen zu versagen?“

„O ja, noch einen sehr triftigen — ich bin Protestant.“

„Und darum wären Sie nicht mein Bruder?“ rief der würdige Ordensmann aus: „hat Christus gelehrt, daß wir uns nur derer erbarmen dürfen, welche unsers Glaubens und unsers Volkes sind?“

Diese Worte lösten das Eis von des Jünglings Herz; er fühlte sich erwarmen, er begann in dem edlen Mönche einen zweiten Vater zu verehren. Wahr und genau erzählte er ihm seine Schicksale.

„Verziehen Sie einen Augenblick,“ sagte dieser, als der Bedrängte geendet hatte. Er ging, kam bald wieder und brachte eine Börse mit hundert Louisd'or gefüllt. „Nehmen Sie diese Summe; sie wird ausreichen, bis Unterstützung von Ihren Verwandten kommt.“

Der erstaunte Jüngling wollte seinem großmüthigen Wohlthäter zu Füssen fallen. „Nicht so!“ wehrte dieser ab: „danken Sie Gott, welcher Ihnen einen seiner geringsten Diener zur Rettung sandte, nicht mir.“

Der Prediger von Bonne-Nouvelle, dessen lange und ehrenvolle Laufbahn lauter Züge der reinsten Menschenliebe bezeichneten, erfuhr eines Tages, daß in dem fünften Stocke eines Hauses in der Rue de la Lune ein Fechtmeister, Namens

Francoeur, welcher einst unter der alten kaiserlichen Garde gedient habe, an einer Lungenentzündung gefährlich krank darniederliege. Der Seelenhirt, so duldsam er war, glaubte doch diesen wackern Mann nicht sterben lassen zu dürfen, ohne ihm den Trost der Religion anzubieten; aber dieser antwortete mit den derben Ausdrücken, die er sich angewöhnt hatte, daß er als ein Mann von Ehre, der sich immer der Rechtschaffenheit befleißigt habe, der Hilfe der Menschen nicht bedürfe, um die Barmherzigkeit Gottes zu erlangen, und daß der Glöckner von Bonne-Nouvelle augenblicklich den Rückzug antreten solle. Dieser entfernte sich in der That, und berichtete dem Prediger die entschiedene Weigerung des Kranken. „Nun, so möge Gott ihm Frieden geben und ihm verzeihen," sagte der Pastor, ohne nur ein bitteres Wort zu äußern, „wir haben unsere Pflicht gethan." —

Nach Verlauf einiger Wochen genas Francoeur wieder, aber seine Kräfte waren erschöpft, und er erholte sich nur sehr langsam. Die Strenge eines langen Winters, die beträchtlichen Ausgaben, die seine Krankheit erfodert, hatten den Fechtmeister in eine schwierige und traurige Lage versetzt. Vergebens verdoppelte seine Tochter Louise, ein Mädchen von fünfzehn Jahren, ihren Eifer und ihre Arbeit, um durch Nähen die Mittel zum Unterhalte zu erwerben, welche die hinfällige Gesundheit ihres Vaters nöthig machte. Er selbst litt noch mehr, indem er sah, wie sein Kind sich am Schlafe Abbruch that und seine Kräfte erschöpfte, um seine Sorgen und sein Elend zu lindern. Nachdem er fast alle seine Hilfsquellen erschöpft hatte, entschloß er sich mit schwerem Herzen, den Beistand der milden Stiftung seines Stadtviertels anzuflehen. Aber der grausame Winter, welcher zwei Monate hindurch gedauert, hatte die Zahl der Dürftigen so sehr vermehrt, daß der alte Krieger nur schwache Unterstützungen erlangen konnte. Er entschloß sich darum, damit nur seine Tochter nicht den größten Theil der Nacht hindurch arbeiten müsse, seine Uhr, seine besten Kleider und selbst einen sehr schönen Ehrensäbel, den er einst für eine tapfere That erhalten hatte, im Leihhause

zu versetzen. Dieses Opfer war groß, und doch mußte er sich dazu entschließen. Eines Morgens, nachdem er alle die verschiedenen Gegenstände, auf die er Verzicht leisten wollte, in einen Sack gethan und noch einmal seine Lippen auf den Säbel gedrückt hatte, der ihm eine seiner schönsten Waffenthaten zurückrief, machte er sich bereit, die Abwesenheit seiner Tochter zu benützen und auf das Leihhaus zu gehen, als Louise einen Greis von ehrwürdiger und heiterer Miene bei ihm einführte. Ein großer runder Hut bedeckte seine weißen Locken; er war mit einem alten braunen Ueberrocke bekleidet und trug Kamaschen von dunkelgrauem Tuche. Er sagte, er sey von seinem Herrn geschickt, der nicht gekannt seyn wolle und ihn beauftragt habe, dem achtbaren Genesenden eine Summe von zweihundert Franken einzuhändigen, die er auch alsbald auf dem Kamin des alten Fechtmeisters niederlegte.

Dieser erklärte, trotz der Noth, die ihn drückte, daß er die Summe nie annehmen werde, ohne die wohlthätige Hand zu kennen, die ihn damit beschenkte. „Ich darf sie Euch nicht nennen," antwortete der verschwiegene Abgesandte, „aber Ihr dürft ohne den geringsten Anstand annehmen, was ich Euch bringe. Der, welcher mich schickt, besitzt einen solchen Reichthum, ist von einer so verschwiegenen Wohlthätigkeit, und thut so allgemein viel Gutes, daß das Zartgefühl selbst nicht erröthen darf, seine Gaben anzunehmen." — „Das Bild, welches Ihr mir entwerft, flößt mir beim Himmel Ehrfurcht ein; ich muß nachgeben; es ist aber doch ein vornehmer Herr?" — „Ohne Zweifel, er ist allvermögend." — „Wohl gar ein General-Kommandeur oder ein Marschall von Frankreich, he?" — „Er hat mehr als einmal unsere Heere zum Siege geführt." — „Wenn das ist, acceptire ich," antwortete Francoeur, „daran erkenn' ich meine alten braven Kameraden.... aber sagt ihm, daß ich es von ihm nur geliehen haben will. Sobald ich vollends hergestellt seyn werde und meine Fechtstunden wieder geben kann, werde ich mich beeilen, meine Schuld zu bezahlen: Euer Herr kann darauf rechnen." — „In dem Falle werde ich wieder kommen und Euch besuchen," antwortete der Greis,

„und wenn Ihr dann, ohne daß es Euch lästig fällt, im Stande seyd, die Summe wieder zu bezahlen, wohlan, so will ich sie einem Andern bringen. Auf Wiedersehen also. Möge der Himmel Euch Gesundheit und Freude schenken.“ — Bei diesen Worten zog sich der Unbekannte zurück, indem er einen theilnehmenden Blick auf die junge Louise warf, die ihn bis an die Treppe begleitete, und auf eine rührende Weise ihre Erkenntlichkeit aussprach.

Der Winter dauerte fort, die furchtbare Kälte häufte die Leiden der ärmern Klasse, und brachte sie beinahe zur Verzweiflung. Francoeur hatte eine Art von Rückfall, und die 200 Franken, die er als ein Darlehen betrachtet hatte, waren beinahe schon verbraucht. Die Muthlosigkeit bemächtigte sich seiner Seele, so sehr er auch durch den Wechsel des Schicksals abgehärtet war. Was aber seine Leiden auf's Höchste steigerte, waren die unermüdeten Aufopferungen seiner Tochter, die mit Recht eine Erschöpfung ihrer Kräfte und eine Erschütterung ihrer Gesundheit fürchten ließen. Ungefähr ein Monat war vergangen, und von allen Hilfsmitteln blieb Francoeur nichts übrig, als jene verschiedenen Gegenstände, die er abermals zu verpfänden sich entschloß, als eines Morgens der alte Abgesandte in der nämlichen Kleidung an der Thüre des Fechtmeisters klopft, und von Neuem von Louise eingeführt wird, welche bei seinem Anblicke vor Freude zitterte. Er wendet sich an Francoeur, der, auf eine Krücke gestützt, nur mühsam gehen konnte, und kündigt ihm an, daß sein Herr, welcher von seinem Rückfall gehört habe und sich wohl einbilden könne, daß die Länge des Winters ihm nicht zu arbeiten erlaube, ihn beauftragt habe, ihm eine zweite Summe, wie die erste, zuzustellen.

Dabei legte er in der That die letztere auf einen kleinen Tisch, wo das schmale Frühstück des Genesenden stand. „Ihr seht,“ sagte er, indem er ihm die Hand drückte, „daß ich Grund hatte, zu sagen, mein Herr sey von einer verschwiegenen und unerschöpflichen Wohlthätigkeit.“ — „Alle Wetter, Ihr müßt mir ihn nennen,“ rief Francoeur gerührt; „es ist unmöglich, daß ich diesen edelmüthigen Wohlthäter“... — „Ich verspreche

Euch, ihn kennen zu lernen, wackerer Mann, nehmt nur und wartet mit Vertrauen"... — „Ihr müßt mir aber schon Zeit lassen, um alles wieder zu bezahlen. Vierhundert Franken, das ist ein Drittel meiner ganzen Einnahme für meine Fechtstunden, aber ich hoffe, noch hie und da einen kleinen Schnitt zu machen... Was! alle Wetter, Ihr wollt schon gehen?" — „Verzeiht, mein Dienst erwartet mich zu Hause." — „O, das geht nicht, wir müssen erst zusammen ein Glas Wein trinken." — „Ich habe mich niemals geweigert, mit Jemand anzustossen." — „Bomben und Granaten, das mein' ich auch, Ihr seht mir darnach aus... Louise, laufe schnell und hol' mir eine Bouteille Fünfzehner!... Nun, setzt Euch hieher, wahrhaftig, bei Euch wird mir's besser, und ich werde wieder froh. Ja, sonst, sonst war ich ein anderer Kerl, hört nur!..." Er rückte nun mit dem Stuhle näher und begann, dem alten Abgesandten seine Waffenthaten, seine tollen Streiche in der Garnison und eine Menge Jugendthorheiten zu erzählen, als Louise eilig zurückkam und auf den Tisch die Flasche Wein stellte, die ihr Vater gewünscht hatte. Dieser zieht militärisch den Pfropfen heraus, gießt mit der gehörigen Ceremonie die ersten Tropfen in sein Glas und füllt alsbald das des Unbekannten, dem er vertraulich zunickt, indem er die alte Soldatenmütze rückt, welche sein kahles und runzliches Haupt bedeckte.

Die Unterhaltung belebt sich, Louise nimmt ihre Arbeit und setzt sich bei Seite, indem sie ihrem Vater ein Zeichen gibt, sich in Acht zu nehmen, und unverwandt ihre ausdrucksvollen Blicke auf dem Abgesandten des unbekannten Wohlthäters ruhen läßt, den sie so gern hätte kennen lernen. Unterdessen bemerkte Francoeur, daß sein Gast in ganz kleinen Zügen trank, während er selbst schon drei Viertel der Flasche geleert hatte. „Ihr haltet nicht Schritt, Granaten-Sakrament!" ruft er fröhlich aus, „und ich marschire zu schnell. Man sieht wohl, daß wir nie mit einander marschirt sind." — „Jeder geht in dieser Welt nach seiner Weise," erwiederte der Greis, „glücklich, wer eine nützliche und angenehme Spur auf ihr zurückläßt!" — „Wie der, der Euch geschickt hat, nicht wahr? Ich zweifle

nicht, daß er einen Namen hat“... — „O, einen ruhmgekrönten Namen!“ — „Donnerwetter, ich wär' doch neugierig zu wissen, ob ich unter ihm gedient habe?“ — „Ich glaube nicht,“ erwiederte der Greis mit einem sanften Lächeln, „nein, ich glaube nicht, daß Ihr seinen Befehlen gehorcht habt.“ — „Ah, ich verstehe,“ antwortete Francoeur lebhaft, „es ist einer unserer Generale, der sich in der Kavallerie hervorgethan hat, und ich, ich bin immer Gardegrenadier gewesen... Aber, Granaten=Sakrament, Ihr trinkt ja nicht, schmeckt Euch der Wein nicht?“ — „O, verzeiht, ich trinke alle Morgen mein Gläschen Weißen... Der Wein erfreut des Menschen Herz, und mir bekommt er überaus wohl.“ — „Daß dich... glaub's gern! Nach einem guten Säbel macht der Wein den Mann.“ — „Aber ich vergesse, wackerer Freund, indem ich mit Euch scherze, daß die Pflicht mich ruft.“ — „Die Pflicht vor Allem; das ist recht... He, sagt Eurem Herrn, daß er sich keinen Undankbaren verpflichtet hat.“ — „Er weiß es schon.“ — „Daß ich nie den Dienst vergessen werde, den er mir geleistet hat... und daß ich noch vor Jahresschluß ihn ehrlich bezahlen will.“ — „Das eilt nicht, er kann warten.“ — „Ach, wenn das Gebet eines Kindes,“ fügte Louise hinzu, „für ihn den Segen des Himmels erflehen kann“... — „Ich werde es ihm sagen, mein Kind... und er wird ihn dir zurückgeben.“ — „Und, alle Wetter, Ihr versprecht mir doch, ihn zu nennen, wenn wir wieder zusammen kommen?“ — „Ich verspreche es.“ — „Die Hand darauf.“ — „Von ganzem Herzen.“ — „Auf Wiedersehen!“ — „Auf Wiedersehen!“ — „Heiligen Sakrament, das ist Einer von altem Schrot und Korn!“ sagte Francoeur zu seiner Tochter, als der Unbekannte verschwunden war. — „Er hat etwas in seinem Blicke,“ sagte Louise, „und in seinem Wesen, das Achtung und Vertrauen zugleich einflößt.“ — „Nur Schade, daß er so wenig trinkt: das hat mir leid gethan, ich konnte mir nicht das rechte Herz fassen... Ah, jetzt haben wir wieder vollauf. Wir müssen's anwenden, liebe Tochter, unserm Hauswesen ein bischen aufzuhelfen, um wieder in Reih und Glied zu kommen. Wie hat mich doch

der Besuch dieses Ehrenmannes fröhlich gemacht; ich möchte sagen, wie ein Sonnenstrahl, der eine alte eingeschrumpfte Pflanze aufweckt. Eh' acht Tage vergehen, werd' ich wieder in meinem Fechtsaale seyn, und Du bei der Kaufmannsfrau im Leinwandladen, und in wenigen Monaten werden wir, wie ich hoffe, den General=Kommandeur bezahlen können, den ich nicht zu errathen vermag; denn Alle, die ich in der großen Armee gekannt habe, sind so etwas fähig."

Francoeur trat nun in der That wieder im Fechtsaale sein altes Geschäft an, wo seine Schüler ihn mit Freuden erscheinen sahen. Sie ließen es sich angelegen seyn, in der Fechtkunst, in welcher er sich einen gewissen Ruf verschafft hatte, auch reichlich zu lohnen. Die Uebung gab ihm seine ganze Kraft und Beweglichkeit zurück; denn er war noch frisch und rasch für sein Alter. Seine Tochter gewann durch ihr musterhaftes Betragen das Zutrauen der Kaufmannsfrau, bei welcher sie in Dienst getreten war, und diese vertraute ihr die wichtigsten Geschäfte an, unter andern die Aussteuer der einzigen Tochter eines alten Lieferanten, welche den ältern Sohn eines Pairs heirathete. Louise verband mit den Talenten, die sie für ihren Stand hatte, zugleich den ehrenvollen Ruf der Sittlichkeit und der kindlichen Liebe, welcher ihr alle Herzen gewann. Sie unterstützte ihren rechtschaffenen Vater auf das Eifrigste im Bemühen, die 400 Franken zurück zu zahlen, die man ihm auf eine so edelmüthige Weise geliehen hatte, und nach Verfluß von fünf bis sechs Monaten war die Summe beisammen. Aber wie sollte man sie zurückerstatten? Der Abgesandte ihres verschwiegenen Wohlthäters war nicht wieder erschienen; vergebens legten sie sich auf alle mögliche Kundschaft, vergebens fragten sie die Thürhüter aller Häuser; vergebens folgten sie der Spur aller alten Männer, deren Gestalt einige Aehnlichkeit mit der des Unbekannten hatte; sie vermochten nicht die geringste Entdeckung zu machen. „Er hatte uns doch versprochen, auf jeden Fall wieder zu kommen," sagte Francoeur. „Er meint gewiß, wir hätten die Summe noch nicht zusammengebracht." — „Vielleicht glaubt er auch," fügte Louise

hinzu, „daß wir niemals im Stande seyn würden, sie zurückzuzahlen.“ — „Donnerwetter! dann würde ich mich schämen, sie angenommen zu haben!... Aber nein! er hätte auf mein Wort rechnen und auf meinen Händedruck sich verlassen können... Unterdeß, Töchterchen! laß uns die vierhundert Franken sorgfältig aufheben und sie wie ein anvertrautes Heiligthum ansehen, das wir selbst in der dringendsten Noth nicht angreifen.“

Noch mehrere Monate verflossen. Francoeur und seine Tochter, die durch ihre Arbeit und Sparsamkeit in noch bessere Umstände gekommen waren, hatten ihrem kleinen Hauswesen wieder aufgeholfen und sich die verschiedenen Gegenstände wieder angeschafft, deren sie sich vorher, um leben zu können, entäußert hatten. Louise trug einen Hut von schwarzem Taffet, ein feines Batistkleid und einen Shawl von Merinos. Der alte Fechtmeister hatte sich einen Ueberrock nach dem Schnitte der alten Garde machen lassen, mit zwei Epauletten von rother Wolle; er hatte sich eine Pfeife mit silbernem Beschläge und eine Tabaksdose von Buchsbaumholz angeschafft, auf welcher das Porträt seiner Tochter mit einem kleinen Goldstreifen umgeben war, und wenn er an Festtagen seine alte Grenadieruniform anzog, trug er mit Selbstgefühl auch seinen reichen Ehrensäbel, der ihm seinen schönsten Tag in's Gedächtniß rief, und den er beinahe hätte aufopfern müssen. Mit einem Worte, der Vater und die Tochter gewannen wieder den Frohsinn, die Sicherheit der Seele, und jene glückliche Unabhängigkeit, die ihnen so theuer war, und an welche sie sich so lange Zeit gewöhnt hatten. Nur Eins fehlte ihrer Glückseligkeit; es war ihnen unmöglich, die wohlthätige Hand zu entdecken, die sie so freigebig unterstützt hatte, um ihr ihre Schuld zu entrichten. Die Summe war immer in Bereitschaft, und schon hatte Francoeur den Entschluß gefaßt, sie bei einem Notar niederzulegen, der es übernehmen sollte, sie der Person, welche sich melden würde, sey es bei seinen Lebzeiten oder nach seinem Tode, wieder zu erstatten, damit er zeige, daß bei einem rechtschaffenen Manne die Ehre das erste Gefühl, und bei einem alten

Soldaten die Erkenntlichkeit die höchste Auszeichnung sey. — Da wurde eines Tages zwischen einer jungen Verwandten Francoeurs und dem einzigen Sohne eines Limonadewirthes im Boulevard Bonne-Nouvelle eine Heirath beschlossen. Die Verbindung war im höchsten Grade glücklich zu nennen, und der Tag der Hochzeit war schon festgesetzt. Die junge Braut, die Tochter eines Gardegrenadiers, der bei Waterloo gefallen war, hatte den alten Kampfgefährten ihres Vaters zum Zeugen gewählt. Der alte Fechtmeister hatte sich in der Uniform, als Unteroffizier, die er mit neuen Aufschlägen hatte versehen lassen, und geschmückt mit dem Ehrensäbel, bei Zeiten zu der Verlobten begeben, in Begleitung seiner festlich geschmückten Tochter, deren anziehende Gestalt im innigsten Einklange mit ihrem bescheidenen Anzuge stand. Nach einem köstlichen Frühstücke, wobei der alte Fechtmeister die Honneurs gemacht hatte, ging man auf das Rathhaus, um die Heirath bürgerlich zu schließen, und von da begaben sich alle Hochzeitgäste fröhlich und wohlgemuth zur Kirche Bonne-Nouvelle, um die Verbindung durch den Segen des Priesters knüpfen und heiligen zu lassen.

Der Priester tritt aus der Sakristei, stellt sich vor den Altar, fleht den Unsichtbaren und Allgegenwärtigen um Segen für das verlobte Paar, geht dann bescheiden auf sie zu und grüßt sie mit der herzlichen und väterlichen Theilnahme, die wir schon an ihm kennen. Dann redet er in Worten zu ihren Herzen, deren tiefe, göttliche Wahrheit ihr Innerstes ergreift und erbaut. Es war kein strenger Eiferer, der die Freuden der Welt und die harmlosen Vergnügungen der Jugend mit Bitterkeit tadelt und geißelt; es war ein Mann, der die Seelen rührt, indem er sie durch die unwiderstehliche Kraft der Liebe und der Wahrheit überzeugt. Seine Blicke sind ganz besonders auf die Braut und den Bräutigam gerichtet, denen er empfiehlt, sich unwandelbar zu lieben, sich treu auf dem Pfade des Lebens beizustehen, und gleichsam Ein Herz und Eine Seele in zwei Wesen zu seyn. Seine sanft eindringenden und gleich dem Manna des Himmels erquickenden Worte wurden mit der frommsten Ehrfurcht vernommen, und Thränen der Rührung

flossen aus den Augen aller Anwesenden. .. Auf keinen machten sie jedoch einen tiefern Eindruck, als auf Francoeur. Betroffen von den ehrwürdigen Zügen des Predigers **Paradis**, steht er unbeweglich, seine Augen sind starr, sein Mund offen; dann faßte er heftig seine Tochter am Arme und sagt ihr halbleise: „Findest du nicht, daß der Pastor da ganz teufelmäßig dem Unbekannten gleicht, der uns im Winter unterstützt hat?“ — „Du hast Recht, mein Vater,“ antwortete Louise, „es ist dasselbe Alter, dieselbe Gestalt, derselbe Blick und sogar die nämliche Stimme.“ — „Wenn der's wäre, Donnerwetter . . .“ Die Hand Louisens, welche blitzesschnell dem Vater den Mund zuhielt, verhindert ihn auszusprechen. Aber seine Unruhe, seine Spannung sind aufs Höchste gestiegen, und bald wurde seine Vermuthung zur Gewißheit, als der Geistliche, die Versammlung mit Weihwasser besprengend, Francoeur erblickte, wieder erkannte und ein heimliches Lächeln der Freude nicht zurückhalten konnte.

„Er ist's!“ schrie auf's Neue der Fechtmeister, und wollte über den Kirchenstuhl springen, um sich in die Arme des Geistlichen zu stürzen. — Aber seine Tochter hielt ihn zurück, indem sie ihm sagte: „Mäßige dich, lieber Vater! mäßige dich, ich bitte!“...— „Das ist leicht gesagt, aber wer kann sich denn zurückhalten?“..

„Warte wenigstens bis die heilige Handlung vorüber ist.“ — „Hast recht, mein Kind, ich will vernünftig seyn. Aber wahrhaft, ich hätte nicht geglaubt, daß mir's so am Herzen drückte“... Francoeur hielt sich nun, so gut als möglich... Es kommt der Augenblick der Almosenspende. Der alte Grenadier steht ganz nahe bei dem Geistlichen, heftet seine Blicke begierig auf ihn, und ruft mit lauter Stimme: „Alle Wetter! meint ihr denn, daß man Euch nicht erkennt?“ — Der Prediger **Paradis** antwortete ihm nur durch ein neues Lächeln, und nachdem er allen ihn Umgebenden den Segen ertheilt hat, geht er in die Sakristei zurück, wohin ihm die Aeltern und Freunde des neuen Paares folgten, um sich dem Gebrauche nach einschreiben zu lassen.

Man begreift wohl, daß Francoeur sich nun ganz der lebhaften Bewegung seines Herzens überließ. Und, indem er, so gut er konnte, die Kraftwörter, an die sein Mund gewöhnt war, zurückhielt, sagt er Jedermann, was der ehrwürdige Pastor für ihn gethan hatte. „Sich zu einem alten Bedienten machen!“ rief er, indem er auf ihn mit dem Finger zeigte; „mit mir anstoßen wie mit Seinesgleichen; ohne Murren und Schelten — Soldatenflüche anhören und lachen zu meinen tollen Streichen!.. Der brave Mann! zehntausend Schwadronen, der herrliche Mann!“ Er drängt' ihn alsdann, ihm den vornehmen Herrn zu nennen, der ihm den Auftrag zu seiner Unterstützung gegeben hatte. „Ich habe Euch, wie ich mich erinnere,“ erwiederte der ehrwürdige **Paradis**, „das Versprechen gegeben, Euch den verschwiegenen Wohlthäter zu nennen; wohlan, es sey! Folgt mir mit den Neuvermählten, ihren Aeltern und Zeugen in mein Zimmer, und dort werde ich den Euch nennen, dessen Abgesandter zu seyn ich das Glück hatte.“

Alle Hochzeitgäste begleiteten nun den Pastor, dann zeigte er, indem er mit der einen Hand Francoeur die Hand drückte, mit der andern auf ein sehr schönes Christusbild nach le Brun und sprach: „Siehe, das ist mein Herr!“...

„Das ist derjenige, der mir befahl, Eure Uebel zu lindern und Eure Bedürfnisse zu stillen!.. Ihr hattet seinen geistlichen Beistand verweigert, da mußte er Euch wohl zeitlichen anbieten. Möge die Gabe, die er Euch durch meine Hände gereicht hat, Euch und Alle, die Euch umgeben, überzeugen, daß Irrthum kein Verbrechen ist, sondern eine Entbehrung des unaussprechlichen Seelenglückes, das der Glaube gewährt. Ihr seht auf meinen heitern Zügen die Wonne, welche dieser Augenblick mir gibt; wohlan! versuchet auch Eurerseits so glücklich zu seyn! aber wollet Ihr, daß sie wahr und des Gottes würdig sey, der sie einflößt, trennet sie nie von der Duldung und der Liebe!“

„Ah, wenn alle Seelenhirten Euch glichen,“ rief der Vater des Bräutigams, „so wäre der Glaube allgemeiner und die

Religion höher geachtet!“ — „Wohl wahr!“ antwortete Francoeur mit Begeisterung; „aber es sind einige unter uns, die, beim Donnerwet.... nein, beim Blitz wollt' ich sagen... Da! ich kann nicht länger! ich muß Euch umarmen!“ Er drückte alsbald den ehrwürdigen **Paradis** in seine Arme, während die Andern ihm die Hände und die Kleider mit Ehrfurcht küßten. Diese stellten ihm ihre Kinder dar, um sie zu segnen, jene betheuerten, daß sie ihm oft fortan zur heiligen Stätte folgen wollten; mit einem Worte, Alle bildeten um ihn herum nur Eine Heerde, vertraulich um ihren Hirten versammelt. „Aber,“ nahm der alte Fechtmeister das Wort, „die vierhundert Franken, die Ihr mir auf eine so edelmüthige Weise geliehen habt, liegen seit drei Monaten in dem Schranke meiner Louise, und ehe eine Stunde vergeht, bringe ich sie Euch zurück.“

„Ich werde sie nicht annehmen können, wackerer Freund! Gott nimmt niemals zurück, was er gegeben hat. Hebt sie auf zum Hochzeitgeschenke Eurer lieblichen Tochter: ihre geistigen Eigenschaften werden sie eben so sicher, wie ihre Schönheit einem würdigen Manne empfehlen, und ich bin gewiß, es wird nicht lange dauern, so werde ich auch ihr den priesterlichen Segen zur Vermählung ertheilen.“ — Louise erröthete und schlug die Augen nieder; einer der Jünglinge, welche bei der Hochzeit waren, trat in diesem Augenblick herzu, ihre Rührung zu theilen, und Francoeur, der sie alsbald errieth, rief mit freudiger Bewegung: „Wir halten Euch beim Wort, lieber Pastor; und ich denke, wie Ihr, es soll nicht lange dauern... Auf Wiedersehen, Ehrenmann, Menschenfreund, die Ihr mich mit dem priesterlichen Gewande ausgesöhnt habt: Donnerwetter! ich hätte es nie für möglich gehalten... Wenn unsere Großen sich stolz nach ihren Landgütern und Schlössern nennen lassen, Stern und Hagel! so könnt Ihr auf alle Fälle mit ihnen verglichen werden; denn da Ihr Euch **Paradis** nennt, so tragt Ihr den Namen der Domäne, welche Euer Erblehen seyn wird.“

Ein Kaufmann in Charleville, Familienvater, vom unbescholtensten Wandel und Rufe, sah sich plötzlich, in Folge eines Bankerots eines seiner Freunde, in Umstände gesetzt, daß er seine Zahlung einstellen mußte. Verschiedene Schritte, sich Geld zu verschaffen, scheiterten schon bei einer großen Anzahl seiner Bekannten an demüthigenden Abweisungen, er sieht kein Mittel, sich aus dieser höchst mißlichen Lage zu ziehen, und doch muß er drei Scheine, jeden zu 1000 Franken, einlösen oder sich darein ergeben, durch schimpfliche Veräußerung seiner Güter dreißig Jahre musterhafter Rechtschaffenheit mit Schmach bedeckt zu sehen. „Lieber will ich sterben," sagte er zu seiner theuern geliebten Gattin. „Morgen ist die verhängnißvolle Frist abgelaufen, morgen werde ich nicht mehr seyn." Seine Züge verziehen sich; eine erschreckende Bläße verbreitet sich über sein Gesicht. Gattin und Kinder stossen schreckliches Geschrei aus. Im Augenblicke dieses herzzerreissenden Auftritts klopft es an der Hausthüre. Die Magd meldet den Besuch des Herrn Pfarrers. „Ich will ihn nicht sehen," ruft ihr der Kaufmann zu, „er ist ein Karlist." „Die Betitelung ist nicht genau," sagte hereintretend der Geistliche, „aber verschieben wir es auf eine andere Zeit, politische Meinungen zu besprechen. Ich habe heute nur die Verlegenheit vernommen, in welcher Sie sich befinden. Ich bringe Ihnen drei Scheine, welche man erst morgen Ihnen überreichen sollte; die jedoch Hr. M. mir vor dem Verfalle zu übergeben für gut befunden." Der Kaufmann wirft die Augen auf die Billete, sie sind als bezahlt unterschrieben. Ehre den Priestern, welche die evangelische Sittenlehre so verstehen. —

Der gute Hirt.

Das Andenken **Franz Ludwig's**, Fürstbischofs von Bamberg und Würzburg, Freiherrn von Erthal, wird, so lange es eine Geschichte gibt, in einem unvergänglichen und lautern Glanze strahlen. Die Schulen, höhere und niedere, die Waisenhäuser, die Wittwenkassen, die Arbeitshäuser und Armenversorgungsanstalten überhaupt, die Krankenhäuser, die Nothleihkassen, die Getreidemagazine, die er gestiftet oder verbessert; die Unterstützungen in Verfall gerathener Handwerker, armer Lehrlinge und Schüler; die Beschränkung der Jagd und des Wildes, wodurch ganze Bezirke zu Grunde gerichtet waren; die Anlage von Landstrassen und Spaziergängen; die Verbesserung der ganzen Staatsverwaltung — werden **Franz Ludwig**, den **Fürsten**, mit einem unverwelklichen Kranze schmücken. —

Und wie erwies er sich nun als **Bischof**, als geistlicher Hirt? — „Der Herzog," pflegte er zu sagen, „ist erst aus dem Bischofe hervorgekommen. Das Sprichwort, es sey unter dem Krummstabe gut wohnen, muß ein **geistlicher** Fürst durch eine **väterliche** Regierung so viel als möglich aufrecht zu erhalten suchen." Er belehrte deshalb sein ganzes Volk nicht nur durch seine gedruckten Hirtenbriefe, sondern er zog auch drei Sommer hindurch im Lande umher, besuchte die entlegensten Städtchen und Dörfer, ging keine Schule vorbei, prüfte Lehrer und Kinder, belohnte die fleißigen, schuf unter weltlichen und geistlichen Beamten Eintracht und gemeinschaftliches Wirken zu dem Einen — der Wohlfahrt des Ganzen. — Immer ruhte er von seinen schweren Arbeiten, als Oberhaupt zweier Fürsten- und Bisthümer, am liebsten in den Schulen aus, bei den Kindern, wie der Heiland der Welt, wenn er von den Kämpfen mit den Widersachern sich erholen wollte, ausrief: „Laßt die Kinder zu mir kommen!" — Um seinem Volke gute Lehrer zuzusenden, verbesserte er die Pflanzschule für selbige, führte selbst die Oberaufsicht darüber und trat auch an derselben öfters selbst als Lehrer auf; besonders prüfte er

diejenigen, welche er zu Seelsorgern aussandte, und entließ sie niemals ohne seine väterlichen Anweisungen und Ermahnungen; auch legte er seiner gesammten Geistlichkeit von Zeit zu Zeit Preisfragen zur Beantwortung vor. —

Der Richter, wie er seyn soll.

Prinz Heinrich, der Sohn Heinrich des IV. von England, hatte einen Diener, dem er sehr zugethan war. Einst machte sich dieser Mensch eines Vergehens schuldig und wurde deswegen auf Befehl des königlichen Hofgerichts in Verhaft gesetzt. Der Prinz glaubte sich durch die Gefangennehmung seines Lieblings persönlich gekränkt. Es fehlte nicht an Ohrenbläsern, die seinen Unwillen durch ihre Einflüsterungen noch mehr reizten und ihn dahin brachten, daß er selbst in den Gerichtssaal ging. Hier machte er seinem Zorne ohne Rückhalt Luft und foderte im barschen Tone die augenblickliche Freilassung seines Dieners.

Alle Anwesenden waren über diesen Auftritt bestürzt. Nur **William Gascoigne**, der Lord Oberrichter, zeigte keine Furcht. Mit Würde erhob er sich von seinem Stuhle und ermahnte den Prinzen, daß er nicht freventlich dem Gesetze widerstreiten möge. „Wollen Eure Hoheit," fügte er bei, „dem Verbrecher die Strafe erlassen wissen, so wenden Sie sich an den König, Ihren Vater, und bitten um Gnade für ihn; das ist der einzige Weg, auf welchem Sie zum Ziele kommen können, ohne die Gesetze zu beleidigen." —

Diese weisen Worte machten jedoch so wenig Eindruck auf den Prinzen, daß er sein Begehren vielmehr mit größerem Ungestüme wiederholte und mit Gewaltthätigkeit drohte, wenn man noch länger zu zögern sich erkühnte. Der Lord Oberrichter behauptete mit großer Fassung und Geistesgegenwart sein Ansehen und gebot dem unbesonnenen jungen Fürsten,

sogleich den Gerichtssaal zu verlassen, den er durch sein unartiges Betragen entweiht hätte. Jetzt kannte der Zorn des Prinzen keine Gränzen mehr und es kam so weit, daß er wüthend auf den Lord losging. Vielleicht glaubte er ihn durch diese Begegnung außer Fassung zu bringen. Sir **William** aber blieb unerschüttert und rief mit lauter Stimme dem Anstürmenden entgegen: „Prinz, ich vertrete hier die Stelle des Königs, Ihres Herrn. In seinem Namen fodere ich Gehorsam und befehle Ihnen, Ihr Vorhaben aufzugeben und in's Künftige denen, die einmal Ihre Unterthanen seyn sollen, ein besseres Beispiel zu geben. Zur Strafe für Ihre Nichtachtung des Gesetzes begeben Sie sich sogleich in das Gefängniß, wo Sie so lange bleiben werden, bis Ihr Vater in der Sache verfügt hat."

Diese Worte, mit allem Ernste eines strengen und unbiegsamen Richters ausgesprochen, erschütterten den Prinzen so sehr, daß er augenblicklich den Degen abgab, dem Lord eine Verbeugung machte und, ohne weiter ein Wort zu sagen, in's Gefängniß ging. Seine Begleiter eilten zum Könige und hinterbrachten diesem die Begebenheit auf eine Art, welche ihn gegen Sir **William** einnehmen sollte.

Der weise Monarch aber ließ sich alles bis auf die kleinsten Umstände erzählen; dann versank er für einige Augenblicke in tiefes Nachdenken. Plötzlich aber erhob er Augen und Hände gegen Himmel und rief in einer Art von Entzückung aus: „O Gott, welchen Dank bin ich dir schuldig! Du hast mir einen Richter gegeben, der sich nicht scheut, Gerechtigkeit zu handhaben, und einen Sohn, der zu gehorchen weiß."

Dieser Vorfall ist allen Dreien, dem Könige, dem Prinzen und dem Richter, gleich ehrenvoll.

Der treue Schatzmeister.

Peter der Große befand sich nach der Schlacht bei Narwa in großer Geldverlegenheit. Er schrieb deswegen nach Moskau an den Reichsschatzmeister, Knäs **Peter Iwanowitsch Prosorowsky**, daß er alles kaiserliche Silbergeräth in die Münze schicken und ihm eine bestimmte Summe sobald als möglich übermachen möchte. In kurzer Zeit hatte der Knäs diese Summe herbeigeschafft und überschickte sie in lauter neuen Münzsorten dem Czar. Der Monarch war überzeugt, daß dieses Geld aus seinem Silbergeräth geprägt worden sey, aber **Prosorowsky** hatte dasselbe geschickt, ohne das Silbergeräth anzurühren.

Der treue Diener war schon zu Alexei Michailowitsch Zeiten Reichsschatzmeister gewesen, und von patriotischem Eifer beseelt, hatte er die Ausgaben immer so einzurichten gewußt, daß er einen großen Geldüberschuß jährlich nachbehielt. Von diesem Ueberschusse schaffte er alle Jahre beträchtliche Summen auf die Seite, die er an einem geheimen Orte aufbewahrte. **Prosorowsky** hatte dieses Geld für Zeiten der Gefahr und des Mangels bestimmt. Als er daher den Befehl erhielt, die Silbergefässe in die Münze zu schicken, sandte er blos so viel von diesem aufgehäuften alten Gelde dahin und verbarg das gerettete Silbergeräth in seiner geheimen Schatzkammer.

Dieser Umstand wurde erst lange darauf entdeckt, als der Czar seine Eroberung von Liefland vollendet hatte und im Triumphe zu Moskau eingezogen war. Peter hatte ein großes Gastmahl veranstaltet. Er sprach mit **Prosorowsky** über die Ausrichtung desselben und bedauerte, daß er kein Silberservice hätte, um damit, wie es sonst geschehen wäre, seine Tafel auszuzieren.

„Das kann noch geschehen," sagte der Knäs.

„Wie das? Das Silbergeräth ist ja eingeschmolzen?"

„Nein, Euer Majestät," war die Antwort: „es ist nicht eingeschmolzen, sondern nur versteckt worden."

Prosorowsky erzählte hierauf, was wir schon wissen, und daß er aus seiner geheimen Schatzkammer das verlangte Geld überschickt habe.

Der Czar, über diese Nachricht nicht wenig erfreut, verlangte den geheimen Ort zu sehen. Er hatte kaum die aufgethürmten Geldhaufen erblickt, als er sich darüber hermachte und einige große Säcke anzufüllen begann.

„Wozu das?“ fragte der Knäs.

„Es ist für dich,“ antwortete Peter. Der eben so uneigennützige als getreue Schatzmeister aber weigerte sich, das Geschenk anzunehmen, weil seine Umstände ihn und seine Tochter vor Dürftigkeit schützten. Wie sehr diese edlen Gesinnungen den Knäs in der Achtung seines Monarchen hoben, wird man sich ohne Mühe vorstellen können.

Bürgersinn.

Der preußische Oberst von R. kam im Jahre 1814 mit Urlaub von Paris nach London. Da sich der Kaiser von Rußland und der König von Preußen nebst vielen Fürsten und andern Fremden da befanden, so waren alle Gasthöfe überfüllt. Der Oberst nahm daher seine Wohnung bei einem Kaufmanne, der mit Spezereiwaaren handelte. Ein starker Tabakraucher, der er war, kam er manchmal in den Laden seines Hauswirthes, um Knaster zu kaufen, und immer wurde er mit vieler Höflichkeit empfangen.

Eines Tages ging der Oberst nach dem Ostindischen Hause, um einer öffentlichen Sitzung beizuwohnen, welche die Direktoren der Gesellschaft hielten. Er war noch nicht lange da, als ein Mann den Rednerstuhl bestieg und in kraftvollen Ausdrücken seine Gesinnungen eröffnete. Er sprach von Millionen so gleichgiltig, als wären alle Sandhaufen in Altengland Gold geworden; von Königen, die er bestraft wissen wollte, weil sie

der Gesellschaft den Tribut verweigerten; gegen den einen sollten achtzigtausend Mann, gegen einen andern noch mehr zu Felde ziehen. Fürsten wollte er abgesetzt und einen gar gehenkt wissen. Mit Erstaunen hörte dieses der Oberst und erkannte in dem Sprecher seinen Hauswirth, der ihm noch gestern höflich gedankt hatte, als er ihm für einen Schilling Tabak abkaufte.

Des andern Tages besuchte von R. eine Sitzung des Parlements im Unterhause. Man reichte eine Bill zur Verbesserung der Marine ein, und der Einreicher erklärte sich mit großer Beredsamkeit über den Nutzen dieser Bill. Der Oberst bewunderte den Mann, betrachtete ihn genauer und — es war wieder sein Hauswirth.

Wenige Tage darauf war der Oberst neugierig, eine öffentliche Ausübung der englischen Gerechtigkeit zu sehen. Er ging nach dem Sitzungshause von Newgate und bemerkte hier unter den Richtern abermals seinen Hauswirth. Denselben Nachmittag wurden die Freiwilligen von London, in Gegenwart der hohen Häupter, gemustert. Auch von R. war da, bewunderte die Taktik und den guten Anzug dieser Leute, und sieh da! sein Hauswirth führte als Hauptmann eine Kompagnie an.

Am Abende sprach er den Vielbeschäftigten und sagte, wie er ihn in so mancherlei Verrichtungen gesehen habe und glaube, daß diese Stellen ihm großen Sold einbringen müßten. „Einbringen?“ entgegnete der Kaufmann: „keinen Schilling, mein Herr! Ich nähre mich von meiner Handlung. Ein wahrer Britte, wenn er sonst zu leben hat, dient dem Vaterlande um die Ehre, nicht um Geld.“

Gewissenhaftigkeit.

Noushirvan, König in Persien, mit dem Beinamen der **Gerechte**, war eines Tages auf der Jagd und wollte aus dem erlegten Wildpret eine Mahlzeit zurichten lassen. Es fehlte an Salz. Der König schickte nach einem benachbarten Dorfe, welches zu holen, gebot aber bei hoher Strafe, es nicht ohne Bezahlung zu nehmen. „Ei," meinte einer von den Höflingen: „was würde es wohl für ein großer Schaden seyn, wenn man ein bischen Salz nicht bezahlte!"

Noushirvan gab ihm zur Antwort: „Wenn der Regent aus dem Garten seines Unterthans heute einen Apfel nimmt, so werden die Hofleute morgen gewiß den ganzen Baum leer machen."

D'Aubigne, einer der Helden Heinrich des Vierten, bewachte den gefangenen Kardinal von Bourbon, welcher von der Ligue zum Könige von Frankreich erklärt worden war. Die Herzogin von Retz ließ ihm durch einen italienischen Edelmann ein Geschenk von 200,000 Thalern oder die Statthalterschaft von Bellisle anbieten, wenn er seinen Gefangenen wollte entwischen lassen. **D'Aubigne** antwortete: „Bellisle würde mir ganz bequem seyn, um das Brod meiner Untreue in Ruhe zu essen; aber mein Gewissen, das mich überall begleitet, würde mir auch dahin nachfolgen."

Die Stimme des Gewissens.

Im Jahre 1806 ereignete sich in Clifton nachstehender Vorfall. Ein Träger kam vor das Haus einer Dame. Er hatte einen ziemlich großen Sack bei sich, nebst einem Briefe; beides sollte unverzüglich an die Dame abgeliefert werden. Als der Bediente zurückkam, um dem Träger seinen Lohn zu bringen, war dieser fort und hatte den Sack zurückgelassen. Mit Erstaunen fand man darin über vierhundert Guineen. Während des Aufstandes in Irland war die Dame sehr bestohlen worden; der Brief meldete, daß sich in dem Sacke ein Theil des Raubes befände, welchen ein aufgewachtes Gewissen dem rechtmäßigen Eigenthümer wieder erstatten wolle. Auch wurde versprochen, daß man bemüht seyn werde, das noch Fehlende wieder zu erhalten und dann ehrlich zurückzugeben.

Ein Handelshaus in einer Stadt am Rhein hat 1834 aus der Gegend von Leipzig nachstehendes Schreiben erhalten, mit der Einlage von 12 Thalern, das zum Beweise dienen kann, wie mächtig oft das moralische Gefühl im Menschen ist, wie beruhigend und tröstend der Gedanke am Ziele dieses Lebens seyn muß, selbst kleine Fehler gut gemacht zu haben: Hochzuverehrender Herr! Durch die Güte meines Freundes ist mir Dero werthe Adresse geworden, und ich benütze diese Gelegenheit, mich einer Schuld zu erledigen, was ich längst hätte thun sollen. Ich bin in dem Jahre 1774 bei Ihrem seligen Herrn Vater, dem mir noch immer sehr ehrwürdigen und biedern Herrn F. C. R. in Kondition gestanden und habe demselben durch Unachtsamkeit einigen Schaden verursacht, besonders dadurch, daß ich Rüböl in ein Faß Leinöl goß und so das letztere zum Firnißsieden, wie ihn die Maler gebrauchen, untauglich machte. Erst jugendlicher Leichtsinn, dann die weite Entfernung hat mich von einer Zeit auf die andere der Sache vergessen lassen; allein im 82. Jahre denkt man anders, als in

den Jünglingsjahren, und ein Jüngling war ich damals noch. Ich übersende Ihnen anliegend 12 Thaler, der Schaden betrug zwar nicht so viel: allein ich rechne den Ueberschuß als Interesse für so viele Jahre. Es gereicht zu meiner Beruhigung, diese Vergütung wieder an das Haus und an die Erben des seligen Herrn R. zu übermachen. Nehmen Sie daher diese Zahlung als eine alte Schuld, die ich an Ihr werthes Haus zu entrichten habe. Wollten Sie mir gefälligst in einem unfrankirten Briefe den Empfang melden und mir dabei anzeigen, wann Ihr seliger Herr Vater und Ihre mir sehr geehrte Frau Mutter gestorben sind, so werden Sie mich dadurch sehr verbinden. Meine Adresse sehen Sie bei meiner Namensunterschrift. In Erwartung geneigter Willfahrung meiner ergebensten Bitte verharre ich mit vieler Hochachtung

Dero ergebenster Diener

Johann Christian.....—

Einen ähnlichen Brief erhielt vor einigen Jahren der Herausgeber vorliegender Sammlung von einer Magd, die lange Zeit seiner Tante, der Frau von Greiffenzell in Passau, als Köchin gedient hatte. Die Schreiberin bekannte, „daß sie ihre gütige Gebieterin beim Einkaufe der Küchenbedürfnisse u. d. gl. vielfach übervortheilt und verkürzt habe. Jetzt sey sie alt und schwach und bereue, dem Tode nahe, bitter ihre Unredlichkeit. Leider mache es ihre Armuth unmöglich, baaren Ersatz zu leisten. Sie könne nichts thun als thränenden Auges ihren Fehler eingestehen und um Vergebung flehen, und da ihre Gebieterin seit Jahren im Grabe ruhe, wende sie sich jetzt an den Erben derselben und erbitte von diesem Nachlaß ihrer Schuld. Bis ihr diese nicht geworden, könne sie ihr lebensmüdes Haupt nicht zur Ruhe niederlegen.“ Das ist die Stimme des Gewissens. Wohl dem, der zur rechten Zeit auf sie hört, oder wenigstens, wenn er dieses versäumt hat, aufrichtig bereut. Reue findet Vergebung.

Reue.

Eine englische Zeitschrift theilt die nachstehende Anekdote von dem großen Gelehrten **Samuel Johnson** mit: Es war im November 1776 bei einem entsetzlichen Wetter, denn es regnete und schneite, und es wehete ein kalter, schneidender Wind. Alle angesehenen Personen der Stadt Lichfield und der Umgegend hatten sich bei der Gräfin von L. versammelt, um mit dem **Dr. Johnson** zu speisen, der seinen Geburtsort besuchte. Die Stunde der bestimmten Zeit verging, und **Johnson** kam nicht; man wartete zwei Stunden vergeblich, und aß endlich ohne ihn. Man hatte bereits den Thee getrunken, es war dunkel geworden und die Gesellschaft wollte sich entfernen, als man den Doktor anmeldete. Er trat ein und sein ungewöhnliches Aussehen fiel sogleich allen Anwesenden auf. Es war nicht mehr jenes stolze und rauhe Wesen, das ihm so viele Feinde zuzog, trotz seiner vortrefflichen Eigenschaften; er sah vielmehr bleich, schwach und ermattet aus: sein Anzug befand sich in großer Unordnung und war mit Schnee und Reif bedeckt. Man sah ihn schweigend an. Er schritt auf die Gräfin zu und sagte: „Gnädige Frau, ich bitte, mich zu entschuldigen. Als ich versprach, zu Ihnen zu kommen, dachte ich nicht daran, daß heute — der 21. November wäre. Sie verstehen dies nicht? Nun wohl, ich will es Ihnen erzählen; es wird eine Buße mehr seyn. Heute vor 41 Jahren, am 21. November, sagte mein alter kranker Vater zu mir: „Samuel, nimm den Wagen, da ich nicht wohl bin, fahre auf den Markt nach Walstall und verkaufe für mich die Bücher in dem Laden.“ Ich, gnädige Frau! thöricht, stolz auf Kenntnisse, die er mir gegeben, ich, der ich nur das Brod seiner Arbeit gegessen, ich, dem es bisher an Brod gefehlt hatte, ich weigerte mich. Der Vater drang mit einer Sanftmuth, an die ich jetzt mit dem tiefsten Schmerze denke, in mich und sagte: „Samuel, sey ein guter Sohn; geh, es wäre Schade, einen Markttag einzubüssen.“ Ich weigerte mich fortwährend; da

fuhr mein Vater selbst, und es war ein Wetter wie heute; mein Vater ging und starb, starb wenige Tage nachher.“ In diesem Augenblicke bedeckte der Doktor mit seinen beiden Händen die Thränen, welche über sein so männliches, so würdevolles Antlitz rannen. Dann fuhr er fort: „Dies geschah vor vierzig Jahren und seit diesen vierzig Jahren komme ich jeden 21. November nach Lichfield; den Weg, den ich damals nicht fahren wollte, mache ich zu Fuß und ohne gegessen zu haben; ich bleibe vier Stunden auf dem Markte von Walstall mit unbedecktem Haupte an der Stelle stehen, wo mein Vater dreißig Jahre lang die Bude hatte, die ihn und mich nährte. Es sind seitdem 40 Jahre vergangen, ich bin älter geworden als mein Vater, da er starb, und — kann nicht sterben!“ — Niemand wagte, **Johnson** zu trösten; aber kein Auge blieb bei der rührenden Erzählung des reuigen alten Mannes thränenleer. —

Auch in der Brust verhärteter Bösewichte regt sich zu Zeiten das dem Menschen angeborne moralische Gefühl.

In den Zeiten des Dichters Torquato Tasso beunruhigte der Räuberhauptmann **Marco di Sciarra** das Königreich Neapel und den Kirchenstaat. Einst reiste Tasso unter einer schwachen Bedeckung neapolitanischer Soldaten nach Rom. Er mußte aber in Malo di Gaeta bleiben, weil **Sciarra** mit einem starken Haufen den Weg verlegt hatte.

Sobald **Sciarra** erfuhr, daß sich der Dichter des befreiten Jerusalem unter den Reisenden befände, ließ er ihm freies Geleit antragen und überdies zusichern, daß er auf dem ganzen Wege für seine Bedürfnisse sorgen und jeden seiner Wünsche als Befehl annehmen werde. Tasso erwiederte, daß er **Sciarra**

zu großem Danke verpflichtet sey, von dem Anerbieten aber keinen Gebrauch machen könne, weil ihn die neapolitanische Bedeckung nicht fortlasse.

Da erbot sich der Räuber, seine Leute so lange zurückzuziehen, bis die Reisenden vorüber seyen — und that es auch. Tasso und alle, die mit ihm waren, kamen unangetastet nach Rom, und der größte Verbrecher Italiens erwies dem größten Dichter seiner Zeit die schönste Huldigung, während Tasso von denen unbeachtet blieb, die durch Rang und Verhältnisse aufgefodert waren, seinen seltnen Talenten Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

Galant, der gefürchtete Anführer einer Räuberbande, welche um das Jahr 1740 in Hessen und der Wetterau zahllose Gräuel verübte, hatte durch seine Spione erfahren, daß einem Landprediger ein beträchtliches Kapital heimbezahlt worden sey. Sogleich faßte er den Entschluß, sich dieses Geldes zu bemächtigen. In einer regnerischen, stürmischen Nacht kommt er allein vor das Pfarrhaus, welches etwas abgelegen am Ende eines großen Obstgartens lag, und gibt sich für einen Reisenden aus, der im Dorfe nirgends ein Unterkommen gefunden habe. Der menschenfreundliche und arglose Prediger besinnt sich keinen Augenblick, heißt den Gast willkommen, läßt sein Pferd in den Stall führen und bittet den vor Nässe Erstarrten, in das warme Zimmer zu treten und sich mit der Familie zu Tisch zu setzen.

Dem Räuber fiel diese erzväterliche Gastfreundlichkeit auf's Herz. Noch mehr wurden die Ueberreste des Menschengefühles in seiner Brust rege, als, nachdem abgetragen war, die Kinder des Geistlichen ihn mit unschuldiger Zudringlichkeit an ihren Spielen theilzunehmen zwangen. Er brachte nun selbst das Gespräch auf den berüchtigten **Galant** und fragte den Prediger wiederholt: ob er sich denn bei diesen unsichern Zeiten nicht fürchte, da er doch als ein vermögender Mann bekannt sey, der viel Baarschaft im Hause habe? „Fürchten?“ ant-

wortete der Geistliche: „keineswegs! ich vertraue auf Gott; der wird mich schützen."

Diese fromme Zuversicht entschied den Sieg des noch nicht ganz erstorbenen moralischen Gefühles. **Galant** wurde nachdenkend und still. Der Prediger hielt das stumme, in sich gekehrte Brüten seines Gastes für eine Folge der Müdigkeit und ersuchte ihn, sich zur Ruhe zu begeben. „Nein!" sagte **Galant:** „ich bin nicht müde. Entfernen Sie Ihre Frau und die Kinder; ich habe Ihnen etwas Wichtiges zu sagen." Der Prediger hieß die Seinigen hinausgehen, etwas betreten, wie man sich denken kann, über diese unvermuthete Wendung des Gespräches. Als **Galant** sich mit seinem Wirthe allein sah, trat er nahe an ihn und fragte: „Kennen Sie mich, Herr Pastor?" „Nein," erwiederte der Geistliche: „ich weiß nicht, wen ich vor mir habe; aber ich glaube, einen rechtschaffenen Mann zu beherbergen." „Glauben Sie das nicht," sagte der Räuber — „ich bin **Galant.**"

Der Schrecken des Predigers läßt sich leichter fühlen, als beschreiben. Als **Galant** die Bestürzung seines Wirthes sah, faßte er ihn bei der Hand und fuhr fort: „Seyen Sie unbesorgt, Herr Pfarrer! Zwar weiß ich, daß Ihnen ein großes Kapital eingelaufen ist und daß Sie viel Silber und Geldeswerth im Hause haben; auch gesteh' ich offen, daß diese Nacht bestimmt war, Sie Ihrer Güter zu berauben; — aber Sie sind mir ein zu braver Mann. Ihnen darf kein Leid geschehen. Danken Sie dem Himmel, der Ihnen eingab, mich so gütig aufzunehmen."

Der Räuber hielt Wort. Er setzte sich zu Pferd und ritt seinen Spießgesellen entgegen, um sie, die schon auf dem Wege nach dem Pfarrhause waren, von dem verabredeten Einbruche abzuhalten.

Der Kapellmeister bei der Franziskanerkirche zu Bologna, Giambattiste Martini, wurde einst in seiner Zelle, wo er sich eben in tiefsinnigen musikalischen Kombinationen verloren hatte,

von zwei jungen Kerlen überfallen, die ihm mit Dolchen zu Leibe wollten — wahrscheinlich, um ihn dann sicherer zu berauben. „Kinder," sagte der alte, ehrwürdige Mann mit ruhiger Fassung: „ihr irrt euch! Womit hab' ich euch beleidiget? und arm bin ich auch. Zudem hab' ich an allen europäischen Höfen Beschützer und Freunde: wohin wollt ihr flüchten, wenn ihr mich ermordet habt?"

Bei diesen Worten sanken den Angreifern die Hände mit den Waffen herab. Der Pater gab ihnen seinen Segen, drückte sie an's Herz und, wie ächte Italiener, weinten sie nun alle drei vor frommer Rührung der Freude.

Ein Räuber, der sich in Korsika furchtbar gemacht hatte und eine Zeit lang allen Nachstellungen entgangen war, wurde endlich doch von den Franzosen ergriffen und einem Soldaten zur Bewachung übergeben. Allein ehe man mit den Vorbereitungen zur Hinrichtung fertig war, fand er Mittel, seinem Wächter zu entwischen. Der kommandirende Offizier hielt sich an die Schildwache; ein Kriegsgericht machte ihr den Prozeß und verdammte sie zum Tode. So wie der Räuber diesen Urtheilsspruch inne ward, verließ er augenblicklich seinen sichern Schlupfwinkel und stellte sich vor dem Kommandanten.

„Sie kennen mich nicht?" begann er: „ich höre, daß einer Ihrer Soldaten todtgeschossen werden soll, weil er einen Gefangenen entwischen ließ, der wieder in Ihre Hände geliefert werden kann."

„Das wäre!" versetzte der Offizier: „sprich, wo können wir ihn finden?"

„Er steht vor Ihnen."

„Nicht möglich!"

„Und doch ist's so," betheuerte der Räuber: „ich — ich selbst bin der Gefangene, den Sie zum Tode verurtheilten. Geben Sie mir meine Strafe; ich konnte ihr entgehen, allein mein Gewissen ließ es nicht zu, daß ein Unschuldiger meinetwegen sterbe."

Der Offizier wurde von dem Außerordentlichen dieser That so gerührt, daß er ausrief: „Nein, du sollst nicht sterben, ich begnadige dich. Auch der Soldat soll seine Freiheit wieder haben. Allein bemühe dich, die Früchte deiner Großmuth einzuernten, denn du bist gemacht, ein ehrlicher Mann zu seyn.“

Gottesfurcht.

Der König **Christian** III. von Dänemark war ein sehr gottesfürchtiger Monarch. Einst beichtete er vor seinem Hofpriester Andreas Martini. Als der König niederkniete, fing Martini, der erst vor Kurzem in dieses Amt gekommen war, mit schüchterner Unterthänigkeit zu reden an: „Allerdurchlauchtigster, Großmächtigster!“ — „Meister Andreas,“ — fiel ihm der gottesfürchtige König in's Wort, — „wie fangt Ihr die Beicht an! ich kniee hier als ein Sünder vor Gott. Ihr müßt also mit mir nicht reden, wie ein Unterthan mit dem Könige, sondern als ein Beichtiger, ein Diener Christi mit seinen Kindern. Hier heisse ich nicht Großmächtigster, Allergnädigster, sondern schlechtweg Christian!“ —

Der berühmte englische Naturkundige, **Robert Boyle**, bewies bei allen seinen Reden und Handlungen die tiefeste Ehrfurcht gegen Gott. Nie sprach er den allerheiligsten Namen aus, ohne dabei in seiner Rede innezuhalten. Er gab dadurch sehr deutlich zu erkennen, wie sehr er es fühle, daß er in allem von Gott abhänge und daß Gott viel mächtiger, größer und erhabener sey, als der Mensch zu fassen vermöge. Dies that er so anhaltend, daß einer seiner Freunde, der über zwanzig Jahre mit ihm umgegangen war, versicherte: er könne sich nicht entsinnen, daß **Boyle** jemals diese Bezeugung seiner Ehrfurcht unterlassen hätte. Er bemühte sich auch zugleich,

bei andern Leuten durch seine Lehren sowohl, als durch seine Handlungen, diese Ehrfurcht gegen Gott zu befördern, indem er ihnen richtige Erkenntnisse von Gottes Größe, Allmacht, Weisheit und Güte beibrachte. —

Glaube.

Der junge **Grety**, der nachmals so berühmte Komponist, genoß zu Lüttich zum ersten Male das heilige Abendmahl. Der ihn vorbereitende Priester hatte ihm gesagt, was man an diesem Tage von Gott erbitte, werde unausbleiblich gewährt. In diesem Glauben nun betete er: „Lieber Gott! laß mich heute sterben, wenn ich kein rechtschaffener Mann und kein großer Musikus werden soll.“

Noch an demselben Tage bestieg er einen der Stadtthürme, um die hölzerne Glocke läuten zu sehen, welcher man sich in der heiligen Woche statt der andern bediente. Ein großer Balken fiel herab, traf **Grety** am Kopfe und warf ihn besinnungslos nieder.

Einer der anwesenden Priester lief sogleich, die letzte Oelung zu besorgen. Als er zurückkehrte, fand er den am Rande des Grabes Geglaubten auf den Knieen, die Augen auf den heruntergestürzten Balken gerichtet. „Ich bin geborgen,“ hört er ihn rufen: „der Balken hat mich nicht todtgeschlagen; aus mir wird ein braver Kerl und ein großer Musikus.“

Beides traf ein. **Grety's** Name lebt im Andenken der Nachwelt als der eines der vortrefflichsten Tonkünstler und der edelsten Menschen. Aber **Grety** glaubte nicht blos, er handelte auch in diesem Glauben.

Gebet.

Die Schwester Ludwig des Sechzehnten, Madame **Elisabeth**, welche am 10. Mai 1794 zu Paris unter der Guillotine starb, sprach täglich folgendes Gebet: „Was wird mir heute begegnen? O mein Gott, ich weiß es nicht. Aber was ich weiß, ist, daß mir nichts begegnen kann, als was von Dir von Ewigkeit vorausgesehen, bestimmt und verfügt ist, und dies genügt mir. Ich bete Deine ewigen, unerforschlichen Rathschlüsse an und unterwerfe mich denselben von ganzer Seele. Ich will Alles, was Du willst, nehme Alles aus Deinen Händen an, opfere Alles Dir auf, und bringe Dir diese Opfer gemeinschaftlich mit dem meines Herrn und Heilandes Jesus Christus. In seinem Namen und um seiner unendlichen Verdienste willen flehe ich zu Dir, o Gott, um Geduld in meinen Leiden und um die vollkommene Ergebung, die Dir in allem gebührt, was Du über mich verfügt haben wirst."

Constant, der Stadtschreiber in einem kleinen Städtchen, befand sich in kümmerlichen Umständen. Sein Amt trug ihm nicht mehr als 150 Thaler ein. Davon mußten er, seine Frau und sechs Kinder leben, und es fügte sich gar vielmals, daß er nicht wußte, woher er einen Kreuzer Geld nehmen sollte, um die nöthigsten Bedürfnisse für sich und die Seinigen anzuschaffen. Bei diesem Mangel hatte er auch noch ein anderes Leiden zu ertragen. Es war nämlich ein böser Mann in dem Städtchen, der ihm feind war und ihm durch allerhand Ränke sein Amt und seine kleine Besoldung zu entreissen suchte. Bei dem allen war **Constant** immer heiter und vergnügt, auch gegen seinen Feind war er freundlich und liebreich und erzeigte ihm Dienste und Gefälligkeiten, wo er konnte. Wenn in Gesellschaft von seinem Feinde gesprochen wurde, so vertheidigte er ihn und sagte: „Man thut dem Manne Unrecht;

er ist nicht so schlimm, als man glaubt, er hat auch viel Gutes an sich.“ Und dann erzählte er alles Gute, was er von ihm wußte. Darüber wunderte sich Jedermann. Einer seiner Freunde war begierig zu erfahren, wie **Constant** es anfinge, daß er in seiner Armuth so vergnügt seyn und auch seinem boshaften Feinde so sanftmüthig begegnen könne. Er ging deswegen zu ihm und fragte ihn: „Lieber Freund! erzeigen Sie mir die einzige Gefälligkeit und sagen Sie mir, wie Sie es anfangen, daß Sie immer so vergnügt sind und daß Sie gegen einen so boshaften Mann, wie Ihr Feind ist, so viel Sanftmuth beweisen können? Wenn ich eine so starke Familie ernähren müßte und so wenig Einnahme hätte, wie Sie, ich wäre längst schwermüthig geworden. Und wenn ein Mensch mir so vielen Verdruß verursachte, als Sie von Ihrem Gegner erdulden müssen, ich könnte mich nicht enthalten, ihn zu schimpfen und ihm alles Böse nachzureden.“ — **Constant** antwortete: „Das will ich Ihnen gern erklären. O glauben Sie mir, ich bin so sehr zur Schwermuth geneigt, als Jemand seyn kann. Ich kann auch eben so leicht zum Zorne gereizt werden, wie Sie. Aber das Mittel, wodurch ich meine Traurigkeit und meinen Zorn überwinde, ist das Gebet. Wenn der Kummer mich niederdrücken will, so gehe ich in meine Kammer, richte meine Gedanken auf Gott und seufze: Guter Gott! Du bist ja mein Vater! Du ernährst so viele Millionen Deiner Geschöpfe; wie kannst Du meine Familie verderben lassen? Ich sorge so redlich für meine Kinder, und Du, bester Vater! sollteſt für mich nicht sorgen? Wenn ich mir nun so recht vorstelle, wie gut Gott ist, wie reich er ist, wie er alles, was lebt, erhält, da wird es auf einmal hell in meiner Seele; dann denke ich: der gute Gott kann mich unmöglich verlassen. Und wenn ich bisweilen zornig werde und auf den Gedanken komme, mich an meinem Feinde zu rächen, dann bete ich: Ach, lieber Gott! Du hast mir so viele Fehler vergeben, hilf, daß ich auch wie Du vergeben kann. Mein Feind ist Dein Kind, das Du lieb hast. Behüte mich, daß ich Deinem Kinde, das Du liebest, nichts Böses

thue! Wenn ich mir nun den liebevollen Gott recht lebhaft vorstelle, der mit seiner Sonne auch diejenigen bescheint, die ihn nicht lieb haben und ihm nicht gehorchen, dann legt sich sogleich der Zorn und ich bekomme eine herzliche Begierde, meinem Feinde, dem Kinde meines lieben Gottes, recht viel Gutes zu thun. So lange man recht herzlich beten kann, ist man im Stande, Schwermuth, Zorn und jede andere unordentliche Neigung gänzlich zu überwinden." So sprach **Constant;** sein Freund dankte ihm herzlich für die gute Belehrung, fing auch an zu beten und erfuhr, daß **Constant** die Wahrheit geredet hatte. —

Was gehört vor Allem zu einem heiligen Lebenswandel?

Philipp Neri, ein in jedem Betrachte ausgezeichneter Mann, den die katholische Kirche als Heiligen verehrt, befand sich eines Tages in der Umgebung des Papstes, als diesem berichtet wurde, daß in der Nähe von Rom eine Klosterfrau mit allerlei wunderbaren geistlichen Gaben sich hervorthue. Der heilige Vater ertheilte **Neri** den Auftrag, die Wahrhaftigkeit dieser Erzählungen zu untersuchen.

Dieser setzt sich sogleich zu Maulthier und ist bei bösem Wetter und Wege bald im Kloster. Dort fodert er die Nonne vor und reicht ihr, ohne sie weiter zu begrüssen, den kothigen Stiefel hin, mit dem Ansinnen, daß sie ihn ausziehen solle.

Die reinliche Jungfrau tritt erschrocken zurück und gibt ihre Entrüstung über dieses Zumuthen mit heftigen Worten zu erkennen.

Neri erhebt sich ganz gelassen, besteigt sein Maulthier und findet sich wieder vor dem Papste, ehe dieser es nur vermuthen konnte; denn wegen Prüfung solcher Geistesgaben sind

den katholischen Beichtvätern bedeutende Vorsichtsmaßregeln auf's Genaueste vorgeschrieben, weil die Kirche zwar die Möglichkeit himmlischer Begünstigungen zugibt, aber die Wirklichkeit derselben nicht ohne die genaueste Prüfung zugesteht.

Dem verwunderten Papste eröffnet **Neri** kürzlich das Geschehene. „Sie ist keine Heilige!“ ruft er aus: „sie wirkt keine Wunder! denn die Haupteigenschaft fehlt ihr — die Demuth.“

Christliche Duldsamkeit.

Mit dem Worte Duldsamkeit (Toleranz) bezeichnet man die Duldung in Glaubenssachen. „Liebe deinen Nächsten,“ lehrt uns der Stifter unserer heiligen Religion, und unser Nächster ist jeder Mensch ohne Ausnahme, sey er nun Heide, Jude oder Christ. Der Intolerante, welcher seinen anders denkenden Bruder verfolgt, handelt damit dem Geiste des Christenthums schnurstracks entgegen. Sehr schön sagte der weise Papst Klemens XIV. (Ganganelli): „Wir legen die Liebe zu oft bei Seite, um den Glauben aufrecht zu erhalten, und überlegen nicht, daß, wenn es nicht erlaubt ist, den Irrthum zu dulden, es doch verboten ist, die Menschen zu hassen und zu verfolgen, welche unglücklicher Weise in selbem befangen sind.“ —

Der berühmte Gelehrte **Isaak von Casaubon** war Protestant. Sein ältester Sohn ging zur katholischen Religion über und wurde Kapuziner. Als er die Gelübde ablegte, kam er auf Befehl des Priors zu seinem Vater und bat um dessen Segen.

Casaubon segnete ihn und sprach: „Mein Sohn, verdamme mich nicht! ich verdamme dich auch nicht. Wir

werden alle Beide vor dem Richterstuhle unsers Heilandes Jesu Christi erscheinen."

Pius VI. sah in der Peterskirche einen jungen Menschen, der ein Altarblatt abzeichnete. Von der unvermutheten Gegenwart des Papstes überrascht, fiel der schüchterne Jüngling in Ohnmacht.

Als er sich wieder erholt hatte, sagte **Pius:** „Fürchte dich nicht, mein Sohn! Du hast Lust, was Rechtes zu lernen; ich will dich unter meine Eleven aufnehmen."

„Ach," stammelte der Jüngling: „ich bin Protestant."

„Ja, dann schickst du dich freilich nicht unter die päpstlichen Eleven, aber ich will doch für dich Sorge tragen." Und **Pius** ließ ihn erziehen.

Dem letztverstorbenen Erzbischofe von Bordeaux wurde eine arme Frau angemeldet, die seine Güte in Anspruch nehmen wollte. „Wie alt ist sie?" fragte er. — „Siebenzig Jahre." — „Ist sie wirklich in einer bedrängten Lage?" — „Sie sagt es." — „Nun so muß man es wohl glauben. Gebt ihr fünf und zwanzig Franken." — „Fünf und zwanzig Franken, gnädiger Herr! Die Frau ist überdies eine Jüdin!" — „Eine Jüdin? großer Gott!" — „Ja, ja, gnädiger Herr!" — „Nun, das ändert die Sache, gebt ihr fünfzig Franken, und dankt ihr für ihr Zutrauen." —

Unter den Dienstboten des gegenwärtigen Herzogs von **Norfolk** befindet sich auch eine Methodistin. Vor einiger Zeit kam einer der obern Hausbeamten des Schlosses Arundel zu dem Herzoge und beklagte sich, daß diese Person zu religiös sey, und daß durch ihren Besuch der Kapelle zu viel Zeit verloren ginge. Der Herzog fragte, wohin sie ginge, und erhielt zur Antwort: „nach Bury." „Wie," sagte er, „ein Frauen-

zimmer soll vier Meilen weit zum Gottesdienste gehen? das ist zu weit; ich will, daß der Kutscher sie jeden Sonntag dahin fahre. Sie hat Recht, daß sie den Allmächtigen verehrt, wo und wie sie es für gut findet." —

Fassung und christliche Ergebung.

Der Mensch darf nicht rechnen, während seines Lebenslaufes immer nur heitern Himmel zu finden: er muß sich auch auf Stürme gefaßt machen und Unglücksfälle mit Standhaftigkeit ertragen können.

Philipp II. von Spanien, der durch alle übrigen Eigenschaften seines Charakters empört, zeigt sich in dem einzigen Stücke groß und bewundernswerth, daß er die widrigsten, selbst die schrecklichsten Nachrichten mit so viel Ruhe und Gleichmuth aufnahm. Er hatte eine furchtbare Flotte ausgerüstet, wie das Meer noch keine getragen. Sie bestand aus 150 Linienschiffen, welche zusammen 3000 Kanonen führten, und war mit 20,000 Soldaten und 7000 Matrosen bemannt. **Philipp** hieß sie die unüberwindliche Armada. Er sandte sie ab, England zu erobern und wieder unter den katholischen Glauben zu bringen; allein er sah seine stolzen Erwartungen nicht erfüllt. Heftige Stürme vernichteten die unüberwindliche Flotte größtentheils. „Gott blies unter sie her, und sie wurden zerstreut."*) Nur 60 Schiffe und ungefähr 6000 Mann kehrten nach Spanien zurück. Der Verlust war so entsetzlich, daß es keine angesehene Familie im Lande gab, welche nicht einen Gebliebenen zu betrauern gehabt hätte. Vom Hafen Santander schickte der Herzog von Medina Sidonia, der Admiral der unglücklichen Flotte, einen seiner Offiziere,

*) Diese Worte ließ Englands Königin, die geistvolle **Elisabeth**, als Umschrift auf eine zur Erinnerung an das merkwürdige Ereigniß bestimmte Münze prägen.

Don Antonio Mentez, an den König ab, um von dem Ausgange des Unternehmens umständlichen Bericht zu erstatten. Mentez kam mit beklommenem Herzen bei Hofe an. Alles lief ihm entgegen; man erwartete nichts Geringeres als die Nachricht, ganz England sey erobert und die irrgläubige Königin entthront. Der arme Abgesandte konnte den Fragern nichts erwiedern, als ein trauriges: „Tutto é perso!“*) Der König schrieb eben in seinem Kabinete, als Montez, begleitet von dem Staatssekretär, hereintrat. Mit Thränen im Auge erzählte der Offizier die schrecklichen Unfälle, welche die Flotte betroffen hatten. **Philipp** nahm die Brille von der Nase, wie er zu thun pflegte, wenn er Berichte anhörte, und als Mentez geendet hatte, sagte er ohne sichtbare Erschütterung: „Ich habe die Armada gegen Menschen gesandt, nicht gegen Stürme.“

Der **Dr. Leland**, der im Jahre 1766 als Prediger zu Dublin starb, wurde in seinem Leben durch manche Widerwärtigkeit geprüft; aber er ertrug sie alle mit einer wahren christlichen Geduld, Standhaftigkeit und Unterwerfung. Als er die Bankerote einiger Leute, denen er den größten Theil seines Vermögens anvertraut hatte, erfuhr, sprach er so, wie der ruhige, Gott vertrauende Christ nur davon sprechen kann. „Es ist mein aufrichtiger Wunsch,“ sagte er, „und es soll mein ernstliches Bestreben seyn, daß keine zeitliche Trübsal den Frieden meines Geistes störe oder die Ruhe meiner Seele unterbrechen möge, welche, wenn sie von blos äußerlichen Zufällen und Umständen abhinge, die ungewisseste und unsicherste Sache von der Welt wäre. O Herr, ich will deiner Weisheit nichts vorschreiben! Wenn es dir gut dünkt, daß meine Umstände hier auf Erden nur trübe und schlecht seyn sollen, so geschehe dein Wille.“ —

---

*) Alles ist verloren!

Der Professor **Nau** zu Leiden fand bei der schrecklichen Explosion am 12. Jänner 1807, als er eben von einem Krankenbesuche nach seiner Wohnung zurückkam, sein Haus in Trümmern und all seine Habe unter dem Schutte begraben. Seine Bibliothek und seine sämmtlichen Manuscripte, an denen er Jahre lang gearbeitet hatte, waren ein Raub der Flammen. Gattin und Kinder hatten sich gerettet.

Als ihn einer seiner Freunde auf dem Schutte weinend umarmte, antwortete **Nau** mit aller Fassung: „Sey ruhig, Freund, und trockne deine Thränen! Worüber soll ich klagen? Gott hat mir die entscheidendsten Beweise seiner väterlichen Fürsorge gegeben; er gab mir Muth und Kraft und Standhaftigkeit. Dort seh' ich meine zwanzigjährige Arbeit in Rauch aufgehen, und mein Auge weint über diesen Verlust nicht eine einzige Thräne. Ich habe ja meine Kinder und ihre Mutter erhalten."

Treue Christen.

Hans Rudolf Stadler, geboren 1605 zu Zürich, seines Gewerbes ein Uhrmacher, kam mit dem bekannten Reisenden Tavernier bis nach Persien. Zu selber Zeit waren im Orient die Uhren noch eine große Seltenheit und dem jungen Künstler gelang es bald, sich durch seine Arbeiten die Gunst der Großen und selbst des Königs zu erwerben. Er bekam vom Hofe viele Aufträge, und zum Lohne, nebst einem ansehnlichen Jahrgelde, Lebensmittel für sich, einen Diener und zwei Pferde.

Eben als unser **Rudolf** in Ispahan (der damaligen Hauptstadt des Landes) lebte, schickte der Herzog Friedrich von Holstein-Gottorp eine ansehnliche Gesandtschaft an den persischen Hof, um sich, oder vielmehr der Stadt Hamburg, einen Handelsverkehr mit Persien zu eröffnen. Die deutschen Laute,

welche nach langen Jahren wieder zu **Rudolf's** Ohren klangen, erweckten in ihm eine unwiderstehliche Sehnsucht, nach seinem Vaterlande heimzukehren. Die Rückreise der Holsteiner schien ihm dazu die beste Gelegenheit. Er bat um seinen Abschied und war, so ungern der König auch einwilligte, bereits nahe daran, entlassen zu werden, als ein außerordentliches Ereigniß ihn plötzlich in's tiefste Verderben stürzte. An einem dünnen Faden hängt zuweilen das Schwert des Verhängnisses; unvermuthet fällt es, und weh dem, welchen es trifft.

Die holsteinischen Gesandten gaben eines Tages ein großes Mahl, zu dem **Rudolf** und alle in Ispahan wohnenden Franken geladen waren. Man trennte sich erst um Mitternacht. Als **Rudolf** nach Hause kam, traf er im Hofe einen jungen Perser, der, wahrscheinlich in der Absicht zu stehlen, sich eingeschlichen hatte. Der Dieb wollte über die Gartenmauer entspringen, aber **Rudolf** setzte ihm nach, erhascht ihn — es entsteht ein Handgemenge und der vom Weine aufgeregte Hausherr schießt den Eindringling mit einer Pistole vor den Kopf.

Unglücklicher Weise war der Großschatzmeister Mirza Takoe unserm **Rudolf** nicht hold. Hastig ergriff er die Gelegenheit, ihn zu Grunde zu richten, und stellte dem Könige die That im schwärzesten Lichte vor. Um seiner Anklage noch mehr Nachdruck zu geben, heuchelte er die Besorgniß, das Volk möchte sich empören, wenn es sähe, daß ein Franke ungestraft einen Rechtgläubigen getödtet hätte. Nur das Blut des Christen könne den gerechten Zorn der Moslems versöhnen, es sey denn, daß der Verbrecher sich zum Gesetze Mahomeds bekenne.

Der König, durch seinen Großbeamten gegen **Rudolf** eingenommen, ließ ihn rufen und kündigte ihm an, er müsse sich entschließen, entweder ein Mahomedaner zu werden oder zu sterben. Als **Rudolf** standhaft erklärte, er werde nie seinem Glauben entsagen, ließ ihn der König in Verhaft bringen, mit drei kreuzweise an einander befestigten Stäben am Halse, wie man in Persien die Verbrecher zu behandeln pflegt.

Das Bedauern, welches der König fühlte, seinen geschickten Meister opfern zu müssen, machte ihn ein Mittel ergreifen, welches, wie er glaubte, den Hartnäckigen unfehlbar zum Uebertritte reizen würde. Er ließ ihn nach acht Tagen wieder in den Palast kommen und sagte ihm ein Geschenk von 150,000 Thalern zu, wenn er Mahomeds Glauben annähme. **Rudolf** schlug auch dieses so verlockende Anerbieten mit derselben Festigkeit aus, welche er das erste Mal gezeigt hatte. Er veränderte weder Farbe noch Ton, als man ihm mit den heftigsten Drohungen bange machen wollte. Ruhig erwiederte er: „Wenn ihr mich leben lasset in der Religion meiner Väter, so will ich dem Könige weiter mit gutem Herzen dienen; wo nicht, so kann er mich zum Tode bringen lassen."

Der König, einsehend, daß nichts den Unerschütterlichen bewegen könne, ließ ihn dem Bruder des Entleibten überliefern, dem es nach der Landessitte zukam, ihn hinzurichten. Die holsteinischen Gesandten hofften von Tag zu Tag bei dem Monarchen Gehör zu finden und den Verurtheilten von ihm zu erbitten. Aber der Großschatzmeister, welcher ihre Absicht merkte, wußte alle Zugänge zu verschließen, bis die Hinrichtung vorüber war.

Rudolf wurde in der Frühe des folgenden Tages auf den großen Marktplatz gebracht und der Bruder des Entleibten erhob den Säbel zum Todesstreiche. Doch der Stahl glitschte ab, fuhr dem Scharfrichter in den rechten Schenkel und verletzte ihn stark. Das Volk erhob ein großes Geschrei, und um den Verurtheilten sich rottend, verwehrte es die Hinrichtung. **Rudolf** wurde wieder in's Gefängniß zurückgeführt.

Nach etlichen Tagen erschien er zum dritten Male vor dem Könige. Einige vornehme Herren drangen stark in ihn, den Glauben zu ändern, wenigstens zum Scheine und für einige Zeit. Der König selbst setzte ihm wiederholt zu und steigerte seine Anerbietungen bis auf 300,000 Thaler. Vergebens — **Rudolf's** Standhaftigkeit konnte nicht wankend gemacht werden.

Als Verheißungen wie Drohungen gleich fruchtlos blieben, übergab ihn der König wieder den Blutsfreunden des Entleibten, welche ihn alsbald auf den Platz führten. **Rudolf** sprach ein kurzes Gebet und mit dem letzten Worte fiel sein Haupt (1637). Der Leichnam wurde auf den Kirchhof der Armenier gebracht. Alle Franken steuerten zusammen, ihm ein Grabmal zu errichten, welches mit einer Kuppel bedeckt wurde, die auf vier zwölf Schuh hohen Säulen ruhte.

Der König bereute nach der Hand sehr, seine Einwilligung zu **Rudolf's** Hinrichtung gegeben zu haben. Als seine Lieblingsuhr schadhaft wurde und Niemand sie wieder in Ordnung bringen konnte, warf er im Zorne sie dem Großschatzmeister an den Kopf und rief: „Da nimm sie, Hund, der du mich verleitet hast, den besten Meister seiner Kunst sterben zu lassen. Mit Recht verdientest du, daß dir der Bauch aufgeschlitzt würde. Aber bei meinem Barte schwör' ich's, ich will nimmer einen Christen seines Glaubens wegen tödten lassen. Ja es ist vielleicht unter euch Allen nicht einer, der das Herz hätte, eben so für den mahomedanischen Glauben zu sterben."

Im Jahre 1778 richteten die Heuschrecken in der Gegend von Damaskus alles, Wiesen, Kornfelder und Obstbäume, zu Grunde. Eine große Theuerung und bittere Hungersnoth brach ein. **Murad**, ein armer Christ, verkaufte Hab und Gut, um von einer Karavane, die aus Aegypten angelangt war, das nöthige Korn einzuhandeln. Hier hörte er von den Kaufleuten, daß jetzo ein ehemaliger Christensklave, mit Namen Murad-Bey, sich zum Beherrscher des ganzen Aegyptenlandes emporgeschwungen habe. „Gott! sollte das gar vielleicht mein Sohn seyn?" spricht **Murad** bei sich selbst und kann vor heftiger Bewegung des Gemüths erst gar nicht wieder ein Wort hervorbringen. Endlich hat er sich etwas gefaßt und erkundigt sich nun: seit wie lange jener Mann wohl in Aegypten sich aufgehalten haben möge? — „Etwa seit zwölf Jahren!" antwortete einer der ägyptischen Kaufleute. — **Murad**

rechnet in der Stille nach. Es trifft zu. Vor zwölf Jahren ist ihm sein Sohn von den Türken geraubt und entführt worden. — „Mein Sohn Beherrscher in Aegypten!“ mit diesem Gedanken eilt er nach seiner Hütte und mit diesem Ausrufe tritt er hinein. Die Mutter zerfließt in Freudenthränen; die Brüder und Schwestern jauchzen. „Ich will nach Aegypten wandern,“ ruft **Murad**, „will meinen Sohn sehen und dann gern sterben!“ — Die ganze Familie will ihn begleiten. „Nein, meine Liebsten!“ sagt der Alte, „die Reise ist lang und gefährlich. Ihr wißt ja, wie übel die türkischen Barbaren und Ungläubigen mit uns armen Leuten verfahren. Einen alten Mann, der ihnen als Sklave zu nichts mehr nützen kann, lassen sie noch am ersten unangefochten ziehen. Bittet ihr nur unterdessen Gott, daß er seine heiligen Engel mir zu Begleitern sende.“

Darauf schnürt **Murad** sein Bündel, sagt den Seinen ein herzliches Lebewohl, verspricht die baldigste Wiederkunft, wandert fürbaß und kommt, ohne daß ihm ein Unfall begegnete, in Kairo, der ägyptischen Hauptstadt, an. Er staunt den prachtvollen Palast, den Murad-Bey bewohnt, und die glänzenden Thürhüter an. — Auf einmal aber fällt ihm — und jetzo zum ersten Male — der Gedanke auf's Herz: „Wie, wenn dein Sohn von Christo abgefallen und ein Mahomedaner geworden wäre? — —“ Von diesem schrecklichen Zweifel gequält will er schon wieder umkehren. Doch nein! — sehen muß er doch den Sohn noch einmal, es sey nun da geschehen, was wolle. Er faßt sich ein Herz und bittet die Thürhüter, ihn hineinzulassen und vor ihren Gebieter zu führen. Aber diese stolzen Trabanten wiesen den Alten, den sie für einen zudringlichen Bettler hielten, mit Verachtung zurück. „Großer Gott!“ ruft er aus: „laßt mich doch eine so weite Reise nicht umsonst gemacht haben! Seht meine Jahre an, meine müden Kniee, meinen erschöpften Körper!“ — In diesem Augenblicke tritt ein Offizier hervor, nimmt sich des Greises freundlich an, führt ihn in einen prachtvollen Saal, wo auf goldgesticktem Sopha Murad-Bey, umgeben von seinen Ministern, ruhet.

Sprachlos steht der Alte da, die Augen auf den Beherrscher Aegyptens gerichtet. Dann stürzt er nieder auf seine Kniee, streckt die Hände gen Himmel und ruft laut: „Ja! es ist mein Sohn Murad! — — Gott! Gott! was sehe ich, was erlebe ich!“.... Auch der Fürst war von dem Anblicke des Greises gleich mächtig ergriffen worden. Er trat näher. Er erkannte seinen Vater. Er hob ihn mit innigster Zärtlichkeit auf, schloß ihn in seine Arme und ließ ihn neben sich niedersetzen. „Nun bleibe bei mir, mein ehrwürdiger Vater!“ sprach Murad-Bey. „Auch die Mutter und die Geschwister will ich eilends zu mir bringen lassen; ich will euch mit Reichthümern und Glanz überschütten; verlaßt das Christenthum und folgt mir zu Mahomed, der uns aus dem Staube zu dieser Höhe emporgehoben hat!“ — „Wehe mir und dir!“ ruft der Alte, bleich vor Schrecken. „Hinweg mit allen deinen verfluchten Schätzen! Ich will lieber tausendmal der ärmste Vater armer Christen bleiben, als der reichste Vater begüterter Abtrünnigen werden!“ Und damit floh er von dannen und ließ sich nicht aufhalten. —

Die Nachrichten, welche der Londoner „Missionsgesellschaft“ vor Kurzem zugegangen sind, enthalten eine herzergreifende Schilderung der Verfolgung der Christen von Seiten der Königin von Madagascar. Die Zeitungen theilen Folgendes hierüber mit: „Es sind jetzt drei Jahre, daß eine unmittelbare Verfolgung der Christen in Madagascar mit Heftigkeit ausbrach, und zwar durch die Bekanntmachung einer Verfügung, der zufolge aller Unterricht im Christenthume unterdrückt wurde. Da durch die Verfügung von 1835 aller öffentlicher Gottesdienst streng verboten wurde, so sahen sich diejenigen, welche den Glauben an den Erlöser angenommen hatten, in die traurige Alternative versetzt, sich entweder durch offenbare Widersetzlichkeit gegen die Befehle der Beherrscherin einem sicheren Tode Preis zu geben, oder insgeheim sich der wenigen Mittel zur religiösen Selbstausbildung zu bedienen, welche

noch unter ihnen vorhanden waren. **Rafaravani**, eine Frau, die sehr frühe zum christlichen Glauben übergetreten war, hatte, ihrer standhaften Anhänglichkeit an das Christenthum wegen, den Tod gelitten, und viele andere eingeborne Christen waren theils in das Gefängniß geworfen, theils verhaftet und zugleich ihres Vermögens beraubt worden. Bis jetzt findet sich indes in der Geschichte dieser Verfolgung nicht ein einziges Beispiel von Abtrünnigkeit. **Rafaravani** war die erste Märtyrerin auf Madagascar. In der Nähe ihrer Wohnung wurden die verbotenen Bücher, die heil. Schrift u. s. w. gefunden; an ihr suchte sich die Beherrscherin zuerst zu rächen und sie ging unter. Ihre letzten Augenblicke werden von dem englischen Residenten auf Madagascar, Hrn. Johns, folgendermaßen geschildert: „Als man die Bücher in der Nähe ihres Hauses fand, wurde ihr ganzes Eigenthum der Plünderung Preis gegeben, sie selbst ward verhaftet und ihre Hände und Füsse wurden mit schweren Eisenringen belastet. Vergebens bestürmte man sie acht bis zehn Tage lang mit Drohungen, um sie zu bewegen, ihre Mitschuldigen zu verrathen: sie blieb fest und ruhig, und wurde am 14. August mit Lanzen erstochen. Sie hatte, in ihrem Schreiben an mich, es mehrere Male wiederholt: „Seyen Sie nicht um mich besorgt. Ich bin willig und bereit, für Jesus zu sterben, wenn dies Gottes Wille ist.“ Sie blieb bis zum letzten Augenblicke ihres Lebens bewunderungswürdig gefaßt. Bei ihrem Tode war sie 38 Jahre alt. Viele Madagassen, selbst unter den älteren, erklärten, daß sie nie eine so „verstockte“ Person, wie **Rafaravani**, gesehen hätten; denn obgleich die Königin ihr verbieten ließ, zu beten, so betete sie doch, selbst als man ihr die Ketten angelegt hatte, und fuhr fort, Christum den Beamten und dem Volke zu predigen, das ihr beinahe eine Meile weit, von dem Orte der Verurtheilung bis zum Hinrichtungsplatze, folgte. Hier fuhr sie fort zu beten und alle Umstehenden zu ermahnen, an Jesus Christus zu glauben, bis der Nachrichter ihr die Lanze in den Leib gestossen hatte, und sie nicht mehr reden konnte.“ Ein anderer Korrespondent sagt: „Sie hatte keine Freunde auf

Erden, die sie hätten aufrecht erhalten und ermuntern können, denn ihr Vater und alle ihre Verwandten waren gegen sie aufgebracht. Sie war keineswegs unbegütert, und hätte wahrscheinlich ihr Leben erhalten können, wenn sie widerrufen und sich dazu erniedrigt hätte, die Königin um Verzeihung zu bitten. Allein ihr ganzes Herz war, wie auch aus ihren Briefen hervorgeht, voll von christlicher Ergebung. Diese Briefe bestehen meistens aus Stellen aus den Evangelien und aus den Episteln, und diese waren es wahrscheinlich, welche ihren Geist bis zu der letzten Prüfungsstunde aufrecht erhielten. Sie starb einzig und allein zur Ehre des Evangeliums."

Triumph der Religion.

Im Jahre 1812, als die Franzosen und ihre Verbündeten sich aus Rußland zurückzogen, bei der grimmigsten Kälte und im höchsten Elende, unter immerwährenden Kämpfen, da lag ein deutscher Offizier, der den Feldzug mitgemacht hatte, in einem Gasthofe zu Warschau am Fenster und betrachtete von da aus die Menschen, die unter ihm sich hin und her bewegten, treibend und drängend, wie Ameisen; und, obgleich wohlbehalten und gerettet, so fühlte er doch Mißmuth über sein ganzes Inneres ausgebreitet, und es lastete auf seiner Seele, schwer und schwarz wie eine ausgebrannte Welt. Denn er hatte ja den unendlichen Jammer selbst mit angesehen und das Verderben, das eine halbe Million Menschen zu Grunde gerichtet. Doch nicht die Schlachten, die geschlagen wurden, nicht die Seuchen, nicht Hunger, Kälte, Elend und Tod waren es, die sein Herz so tief verwundet, sondern die gräßlichen Gestalten entarteter Menschen, die ohne Theilnahme für das fremde Leiden den Mitbruder hindarben, verschmachten sahen, und, nur auf eigne Rettung bedacht, gleich geschreckten Thieren fort und fort flohen vor dem sie verfolgenden Feinde. So

war denn selbst aller Glaube an die Menschlichkeit der Menschen aus seinem Herzen gewichen, und er sah in ihrem Thun und Treiben nichts als ein Haschen nach schnödem Vortheil, ein Wagen um eitlen Ruhm, nichts als Selbstsucht, Gemeinheit und Grausamkeit, — und er fand in seinem Innern den Gott seiner Jugend selbst nicht mehr in dem Schöpfer dieses Menschengezüchtes; und so stand er trostlos, in kalter Verzweiflung hinstarrend, ohne Achtung vor Andern, ohne Hoffnung für sich selbst, in das bunte, eitle Gewühl hinabschauend.

Da sah er von ungefähr einen kleinen, gemeinen Wagen vorbeifahren, von einer Menge aus dem Pöbel begleitet. Es lag auf Stroh, mit einer Blahe bedeckt, ein Mensch droben; zu seinen Füssen saß eine Person, die er, wegen ihrer seltsamen Kleidung, und in dieser Umgebung nicht zu deuten wußte. Eben trat der Bediente ein. „Was gibt's da unten?" fragte der Offizier, mehr aus Neugierde, als aus Theilnahme. Der Bediente antwortete: „Da haben sie draußen, eine Stunde von hier, in einem Strassengraben einen halb erfrornen Juden gefunden, und nun führt ihn eine graue Schwester in ihr Kloster, um ihn dort zu heilen, wenn's möglich. Das ist alles!" —

Eine innerliche Unruhe trieb den Offizier fort auf die Strasse herab; er folgte unwillkührlich der Menge; er trat näher zum Wagen; er schaute hinauf zur grauen Schwester, die unverrückten Blicks auf den erstarrten Juden wie auf ihren Pflegesohn sah; er trat mit in das Kloster, in die Säle der Kranken und Sterbenden.

Und nun betrachtete er die emsige Pflege der frommen Schwestern, wie sie die Kranken, ohne Unterschied des Standes und der Religion, mit gleicher Liebe besorgten; und er bedachte bei sich das große Opfer, das diese Mädchen gebracht, Familie, Vermögen, Freiheit, alle Freuden des Lebens, um den verlassensten, ärmsten unter den Menschen, ihren Brüdern in Christo, zu Hilfe zu seyn, Tag und Nacht, ihr ganzes Leben lang; und daß sie für alles das gar keines irdischen Ersatzes gewärtigt seyn könnten, ja für die treueste Sorgfalt die

Bitterkeit mißlungener That erführen und oft die noch größere des mißkennenden Undankes.

Er war geheilt. Das Bild dieser uneigennützigen Aufopferung, dieser gänzlichen Selbstverläugnung, dieses heiligen Berufes in stiller Einsamkeit zum Besten leidender Menschheit, und allein um Gotteswillen, dieses zarte, fromme Bild verwischte auf einmal das furchtbare Gemälde jener Tausende erstarrender Herzen, ohne warme Theilnahme und thätige Hilfe, auf den öden, weiten Eisfeldern des Todes. Er glaubte wieder an den Menschen, — an seine Würde, sein Mitgefühl, an sein Vermögen, Großes, Edles, Heiliges zu wollen — und an einen Gott, der ihm diesen höhern Trieb eingepflanzt und jede seiner guten Thaten belohnen wird.

In diesen frommen und frohen Betrachtungen versenkt, kam er zurück in seinen Gasthof. Er sah nochmal im Geiste den erstarrten Juden vorbeifahren und die christliche Schwester zu seinen Füssen sitzen, unverwandten Blickes auf ihn sehend, wie auf ihren Pflegesohn, den ihr Gott gesandt; und eine Thräne wehmuthsvoller Freude trat in sein Auge, und er rief aus: „Das ist der Triumph der Religion!“ —

Freudigkeit im Tode.

Das Schiff, welches den Prinzen Johann Wilhelm von Sachsen-Gotha von Reval nach Stockholm führen sollte, wurde von einem wüthenden Sturme ergriffen und in den stockholmischen Scheeren auf eine Klippe geworfen. Von dem starken Stosse brach der Boden entzwei, und das Wasser drang mit Macht in die Räume. Unter der Mannschaft befand sich ein getaufter Türke. In dem verhängnißvollen Augenblicke, als Jedermann dem nahen Tode entgegensah, trat dieser vor seinen Herrn, den Obersten Klinkanström, und redete ihn an: „Wie glücklich bin ich, als ein Christ und nicht als ein Türke

zu sterben. Mein guter Herr! ihr seht, was Gott mit uns vorhat, und daß wir bald vor ihm werden Rechenschaft geben müssen. Und weil der Knecht öfters seines Herrn Unwillen verdient, so vergebet mir, wenn ich euch auf der Welt beleidigt, damit ich getrost vor Gott erscheinen kann.“ Der Oberst war über diese Anrede seines Dieners ungemein gerührt; er gab ihm die Hand und sagte: „Ich vergebe dir alles, Mustafa, fahre hin.“ Die Sache nahm jedoch keinen so traurigen Ausgang, als man vermuthet. Es gelang der Equipage, sich auf eine nahe gelegene Felsenplatte zu retten, ehe das Schiff vollends versank, von wo sie benachbarte Fischer und Bauern, die mit Böten herbeieilten, an's Land brachten. —

Miß **Maria Lenley**, die Schwester der Gattin des berühmten Parlementsredners und Dichters Sheridan, litt an einem unheilbaren schleichenden Fieber. Kurze Zeit vor ihrem Hinscheiden, da sie schon lange das Lager hatte hüten müssen, richtete sie sich plötzlich auf und sang mit aufwallender Begeisterung Händels himmlisches Lied: „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt!“ Die fast überirdische Anmuth der Töne, die das junge, liebliche Mädchen, das so eben von der Welt abscheiden wollte, erklingen ließ, und die fromme Hoffnung, welche aus den Worten jenes Liedes erblühet, verliehen dem letzten Halle einer Stimme, die immer jegliches Ohr entzückt hatte, eine Kraft, die man nicht schildern kann. Dr. Harrington, der berühmte Arzt, und gleichfalls ein großer Tonkünstler, verlor alle Fassung, konnte nichts hervorbringen, als die Worte: „Sie ist ein Engel!“ und verließ das Zimmer. — Dann durch diese letzte Kraftanstrengung gänzlich erschöpft, sank **Maria** in die Arme ihrer Wärterin zurück und hauchte bald nachher den letzten Odem aus. —

Ludwig der XVI. sah mit christlicher Fassung seinem Tode entgegen. Der 21. Jänner des Jahres 1793 war zur

Hinrichtung des edlen Königs bestimmt. Er verlebte den Morgen mit seinem Beichtvater in religiösen Unterhaltungen; auch wurde ihm von diesem das heilige Abendmahl gereicht. Nach beendigter Handlung sagte der König: „Wie glücklich bin ich, daß ich feste Grundsätze habe! Was sollte jetzt ohne sie aus mir werden? Aber wie süß erscheint mir in ihnen der Tod! Ja es gibt über uns einen unbestechlichen Richter, der mir die Gerechtigkeit wird widerfahren lassen, welche mir die Menschen hier verweigern.“ Als die Wache kam, ihn abzuholen, empfing er knieend den Segen des Abts und stieg in den für ihn bereitstehenden Wagen. Auf einem öffentlichen Platze der Stadt war das Blutgerüst errichtet. Ludwig bestieg es mit festem Schritte, legte selbst sein Kleid ab, richtete noch Worte der Verzeihung an seine Mörder und bot dann sein Haupt dem Beile dar. —

Während der Schreckenszeit in Frankreich gingen viele Frauen dem Tode mit bewundernswerther Standhaftigkeit entgegen. Am heldenmüthigsten aber zeigten sich die Nonnen des nahe bei Compiegne gelegenen Karmelitenklosters. Das Revolutionstribunal hatte sie Alle zur Guillotine verurtheilt. Als sie auf die Karren gesetzt und, begleitet von einem wüthenden Pöbel, zum Richtplatze geführt wurden, sangen sie mit eben der ruhigen Andacht das Salve Regina, als wenn sie noch in ihrer Kirche gewesen wären. Eine nach der andern bestieg das Blutgerüst, aber das hinderte die noch Lebenden nicht, in ihrem Hymnus fortzufahren. Der heilige Gesang endete erst, als die Aebtissin, als die letzte, unter dem Beile des Henkers ihr Leben ausgehaucht hatte. Diese erhabene Standhaftigkeit der frommen Schwestern machte selbst auf die entmenschten Zuschauer den tiefsten Eindruck und von dem Augenblicke an wurde bei den Hinrichtungen nicht mehr in die Hände geklatscht. Eine ernstere Stimmung hatte sich des Volkes bemächtigt.

Maria Stuart in ihren letzten Stunden.

Als der Morgen des 8. Februar 1587 gekommen, schmückte sich **Maria** so sorgfältig, wie sie es am festlichsten Tage zu thun gewohnt war. Dann rief sie ihre Dienerschaft zusammen und ließ ihren letzten Willen vorlesen. Sie bat, man möchte ihre kleinen Vermächtnisse mit gutem Herzen annehmen, weil ihr geringes Vermögen zu größern nicht hinreiche. Dann richtete sie in ihrem Nebenzimmer ihre Seele ganz zu Gott und flehete mit Seufzen und Thränen um seine Gnade und Huld, bis der Sheriff Andrews kam und ihr kund that, daß sie jetzt in der letzten Scene ihres Lebens erscheinen müsse. Mit Fassung trat sie unverweilt ihren letzten Gang an. Ihre Glieder umhüllte das Gewand einer edlen Matrone, das Haupt bedeckte ein Schleier (noch jetzt bewahrt man diesen Schleier auf, er ist mit goldenen Sternen durchwirkt), der bis zur Erde niederwallte. Am Gürtel hing Rosenkranz und Gebetbuch; in den Händen hielt sie ein elfenbeinernes Kruzifix. — In dem Vorhofe wurde sie von den Grafen und andern Edlen empfangen. Melvill, ihr treuer Diener, sank hier zu ihren Füssen nieder und beklagte mit bittern Thränen sein herbes Geschick, daß er ausersehen sey, die Kunde von dem blutigen Ende seiner Gebieterin nach Schottland bringen zu müssen. Sie aber tröstete ihn liebreich: „Klage nicht, sondern freue dich vielmehr; denn du wirst nun Maria Stuart befreit sehen von allen ihren Leiden. Erzähle daheim, daß ich sterbe mit Beständigkeit in meiner Religion und fest in meiner Treue gegen Schottland und Frankreich. Gott vergebe allen denen, welche nach meinem Blute gedürstet haben, wie Hirsche nach der Quelle. Du, o Gott! der du die Wahrheit selbst bist und die innersten Gedanken meines Herzens vollkommen und richtig verstehst, du weißt es, wie sehr ich gewünscht habe, daß die Königreiche Schottland und England zu Einem möchten verbunden worden seyn. — Empfiehl mich meinem Sohne und versichere ihn, daß ich nichts gethan habe, was den Rechten

seines Königreichs nachtheilig seyn könnte. Ermahne ihn, mit der Königin von England gute Freundschaft zu halten, und entziehe ihm deine treuen Dienste nicht.“ — Als sie diese Worte gesprochen und sich zur Seite gewandt hatte, wurde wenigstens soviel zugelassen, daß diejenigen ihrer Dienerschaft, welche sie dazu auswählen würde, bis zu ihrem letzten Augenblicke bei ihr bleiben sollten. Sie erkor hiezu Melvill, ihren Arzt Bourgoin, ihren Apotheker, ihren Wundarzt, zwei Kammerfrauen und noch einige Andere. So kam der Zug, indem die Edelleute, die zwei Grafen und der Sheriff vorantraten, bei dem Blutgerüste an, das am obern Ende eines Saales errichtet worden war. Auf demselben erblickte man einen Stuhl, einen Polster und einen Block, alles mit schwarzem Tuche bedeckt. Sobald sich **Maria** niedergelassen hatte und Stille geboten war, las man das Urtheil vor. Sie hörte zwar aufmerksam zu, doch so, als ob ihre Gedanken noch auf etwas anderes gerichtet wären. Dann hob der Dechant von Peterborough eine lange Rede an, die sich auf das frühere, gegenwärtige und künftige Leben der Königin bezog. Sie unterbrach ihn einigemal und bat ihn, sich keine vergebliche Mühe zu machen, indem sie ihn versicherte, daß sie fest entschlossen sey, in der katholischen Religion zu bleiben und für ihren Glauben auch jetzt ihr Blut zu vergießen. — Als er sie darauf sehr ernstlich zu einer aufrichtigen Reue ermahnte, und daß sie im festen Glauben ihr ganzes Vertrauen auf Jesum allein setzen möchte, antwortete sie: „Ich bin bereit und fertig, in der Religion, worin ich geboren bin, auch jetzt zu sterben.“ — Darauf nahmen die Grafen das Wort und sagten, sie wollten für die Königin beten. Sie entgegnete: „Ich würde Euch herzlich danken, wenn Ihr mit mir beten wolltet, aber im Gebet mit Euch, die Ihr eines andern Bekenntnisses seyd, mich zu vereinigen, würde mich höchst strafällig machen.“ Darnach ersuchte sie den Dechant, daß er beten möge, und als derselbe niederkniete und nebst der umstehenden Menge betete, fiel auch sie nieder auf ihre Kniee und betete nebst ihrer Dienerschaft das Officium der heiligen

Jungfrau lateinisch. Als der Dechant sein Gebet geendigt hatte, fuhr sie noch fort, empfahl die Kirche, ihren Sohn und die Königin Elisabeth Gott an, betheuerte, daß sie die Hoffnungen ihrer Seligkeit auf das Blut Jesu setze, hob dann das Kreuz in die Höhe und rief zu dem himmlischen Chor der Heiligen, daß auch sie ihre Fürsprecher seyn möchten. Sie vergab allen ihren Feinden, küßte das Kreuz, bezeichnete sich damit und schloß dann mit den Worten: „Wie deine Arme, o Jesu, ausgebreitet waren am Kreuz, so nimm nun mich auf mit diesen ausgebreiteten Armen deiner Barmherzigkeit und vergib mir meine Sünden." —

Die Nachrichter traten hierauf zu ihr und baten um Vergebung. Sie ertheilte sie ihnen freundlich. Ihre Kammerfrauen nahmen, in Thränen schwimmend, ihr nun die Oberkleider ab. Sie aber küßte die trostlosen Frauen, bezeichnete sie mit dem Kreuze und bat sie mit unbeschreiblicher Holdseligkeit, daß sie diese weiblichen Weheklagen unterdrücken möchten. „Denn," sagte sie, „jetzt werde ich frei von allem meinem Leide!" Auf gleiche Weise wandte sie sich zu ihren Dienern, bezeichnete die Weinenden mit dem Kreuze und sagte ihnen ein freundliches Lebewohl. Hierauf bedeckte sie das Angesicht mit einem leinenen Tuche, legte sich selbst auf den Block nieder und wiederholte mehreremale die Worte: „Auf dich, Herr, vertraue ich, lasse mich nicht zu Schanden werden!" Dann streckte sie ihren Körper aus und rief noch zuletzt: „In deine Hände befehl ich meinen Geist!" und ihr Haupt ward durch zwei Streiche abgehauen. Der Dechant rief aus: „So müssen alle Feinde der Königin Elisabeth sterben!" und der Graf von Kent fügte hinzu: „Amen!"

Es ereignete sich ein Umstand, der diese herzzerreißende Scene noch angreifender machte. Als man nämlich den Leichnam der Königin hinwegtragen wollte, fand man ihr kleines Hündlein, das ihr unbemerkt gefolgt war, unter ihren Kleidern versteckt. Man wollte es verjagen, aber nun legte es sich zwischen die Schultern und das abgeschlagene Haupt seiner unglücklichen Herrin.

Wirkung des guten Beispieles.

Ein schwedischer Offizier, der in russische Gefangenschaft gerathen war, besaß zwar zu Hause ein artiges Vermögen, mußte aber in den ersten Zeiten seiner Gefangenschaft, weil er nichts davon zugesendet erhielt, in der äußersten Dürftigkeit leben. Voll Betrübniß begab er sich, da er die Erlaubniß hatte auszugehen, in den Wald, um sein Herz vor Gott auszuschütten. Ein tatarischer Bauer sah ihn von ferne, wollte diesen, von seinem elenden Zustande niedergedrückten Menschen belauschen und verbarg sich hinter einem Baume. Der Offizier fiel jetzt vor Gott nieder, erhob seine Hände gen Himmel und bat um Errettung aus seiner drückenden Noth. Nach verrichtetem Gebete fühlte er in seinem Herzen die Ueberzeugung, daß sein Gebet gewiß erhört worden sey. Voll getrosten Muthes und großer Freudigkeit wollte er eben nach Hause zurückkehren, als der Tatar vor ihn trat und fragte, wer er wäre? Der Offizier erzählte ihm sein Schicksal. — „Aber, was ist das?" — sprach der Tatar — „erst warst du traurig, und nun da du gebetet hast, bist du so fröhlich; — hat dir denn dein Gott etwas gegeben?" — „Noch habe ich nichts erhalten," — antwortete der Schwede — „Gott ließ mir aber die Wahrheit seines Wortes, daß er mein Gebet erhört habe, recht kräftig werden. Ob ich also gleich noch nichts habe, so weiß ich doch gewiß, daß er mir helfen werde. Denn dieser einzige wahre Gott des Himmels und der Erde hat einen Sohn, der Jesus Christus heißt, in welchem er allen Menschen gnädig seyn will. Wer an diesen Sohn Gottes von Herzen glaubt und in seinem Namen Gott bittet, den erhört Gott um seines Sohnes willen wirklich." Kurze Zeit nachher erhielt der Offizier einen Wechsel von 300 Thalern. Nachdem Beide von einander geschieden waren, dachte der Tatar, der auch sehr arm war: es ist doch ein Gott, der uns Alle erschaffen, warum sollte er mir nicht auch helfen! Voll edler Herzenseinfalt fiel er jetzt nieder und betete: „Du großer Gott, der du Himmel und Erde erschaffen

hast, ich habe gehört, daß du einen Sohn hast und um Seinetwillen allen Menschen gnädig seyn und, die dich in seinem Namen anrufen, erhören wollest. Ich bitte dich deswegen in dem Namen deines Sohnes Jesus Christus, hilf auch mir in meiner Armuth!" Die Umstände des Tataren besserten sich auch wirklich nach und nach durch Gottes Hilfe, und voll Vergnügen über die gemachte Erfahrung, suchte er den Offizier auf, ließ sich von demselben dessen bisher erhaltene reiche Versorgung rühmen und erzählte selbst, wie er Gott gebeten und Hilfe erhalten habe. „Das ist gut," — setzte er hinzu — „daß ich etwas von diesem Gott weiß. Von nun an will ich diesen Gott in seinem Sohne anbeten und verehren." Der Offizier gab ihm noch weitern Unterricht von Gott und seinen beseligenden Anstalten durch Jesum. — Welch' eine vortreffliche Wirkung dieser Unterricht auf das Herz und Leben des Tataren gehabt hat, hievon mag auch folgender Umstand zeugen. Ein russischer Kaufmann verlor auf seiner Reise durch diese Gegend einen versiegelten Beutel mit 500 Rubeln, welchen der Sohn dieses Tataren fand und seinem Vater brachte. Der rechtschaffene Tatar ließ sich die Stelle zeigen, wo der Beutel gefunden wurde, und verwahrte ihn daselbst unter der Erde. Als der Kaufmann mit seiner Gesellschaft zurückkam, so forschte der Tatar so lange nach, bis er den Besitzer des gefundenen Geldes, der den Beutel mit seinem Pettschaft versiegelt hatte, entdeckte, und gab ihm das Gefundene unversehrt zurück. —

Im Jahre 1787 erhielt ein Faßbinder zu Addington in England, der zugleich eine Bierschenke hielt, 2800 Pfund Sterling, als Vermächtniß eines seiner Verwandten aus Ostindien. In solchen Fällen pflegen viele Leute sogleich ihre Lebensart zu ändern und den unerwarteten Reichthum auf Befriedigung ihrer Lüste zu verwenden. Nicht so der Faßbinder. Das erste, was er that, war, daß er in seinen Schuldbüchern alle Posten tilgte, die er bei armen Leuten für erhaltenes Bier zu fodern hatte. Hierauf versprach er allen denen, welche ihm Gutes

gethan hatten, einen Antheil an seinem Gute. Als er eben einen alten Schuhflicker sah, der alle Abende eine Kanne Bier bei ihm zu trinken pflegte, sagte er zu ihm: „Heute trinkst du umsonst, und Morgen will ich dir so viel Leder schicken, daß es nicht alles in deiner Werkstatt soll liegen können.“ Einem Bürger, dem sein Haus abgebrannt war, ließ er es wieder aufbauen; und einem verarmten Kaufmanne lieh er eine ansehnliche Summe, um wieder einen Handel anfangen zu können. Auf diese Weise hatte er bereits mehr als die Hälfte seines Erbes weggegeben oder versprochen. Ein harter eigennütziger Mann, der das Geld über alles liebte, machte ihm darüber Vorwürfe und sagte zu ihm: „Bist du nicht ein Thor, daß du dein schönes Geld so weggibst. Was für ein reicher Mann hättest du nicht werden können, wenn du dein schönes Kapital recht zusammen gehalten und durch Zinsen vergrößert hättest!“ — „Ei, wie weise du doch bist!“ antwortete der rechtschaffene Faßbinder. „Lebt man nur darum in der Welt, um ein reicher Mann zu werden? Ich bekam mehr, als ich brauchte, und darum habe ich gegeben denen, die weniger hatten, als sie brauchten, und so, denke ich, sollten es alle reichen Leute machen. Wenn die Leute, denen ich geholfen habe, jetzt glücklich sind, so bin ich mehr als ein reicher Mann, und wenn ich fortfahre zu arbeiten, so habe ich immer noch zu viel.“ Diese unerwartete Antwort fiel dem Geizigen auf's Herz. Er ging in sich und lernte einsehen, daß Jeder, der mehr hat, als er bedarf, verbunden ist, von seinem Ueberflusse Armen Gutes zu thun. Und so ward der redliche Faßbinder nicht nur der Wohlthäter vieler Nothleidenden, sondern besserte auch einen Geizigen, der bis dahin das Geld mehr als seinen Nebenmenschen geliebt hatte. —

Inhalt.

	Seite
Thätige Nächstenliebe	5
Mitgefühl	6
Aufopferung	7
Edle Menschenfreunde	10
John Simpson, der edle Kerkermeister	28
Lebensretter	37
Gut verwendeter Reichthum	43
Wohlthätigkeit	45
Reiche Zinsen der Wohlthätigkeit	48
Dankbarkeit	50
Vaterliebe	58
Mutterliebe	61
Kindesliebe	66
Geschwisterliebe	78
Gattenliebe	83
Die gute Hausfrau	86
Erziehung	88
Ein musterhafter Lehrer	89
Der dankbare Schüler	90
Herrengüte	90
Dienertreue	92
Gute Fürsten	107
Ein Vorbild für Prinzen	110
Deutsche Prinzen	113

Seite

Unterthanenliebe 115
Vaterlandsliebe 116
Brave Soldaten 124
Epaminondas der Zweite 129
Selbst im wilden Getümmel des Krieges und Aufruhres bewahret
so manches Herz die bessern Gefühle 129
Freundschaft 149
Gastfreundschaft 153
Edelsinn, Großmuth, Hochherzigkeit, Seelenadel . . . 156
Feindesliebe 169
Böses mit Gutem 174
Muth, Entschlossenheit, Geistesgegenwart 184
Heroismus 186
Edles Selbstgefühl 189
Lakonismus 190
Feinheit 192
Zartgefühl 195
Güte, Milde 197
Der Gerechte erbarmt sich auch des Viehes 200
Mäßigung, Gelassenheit, Sanftmuth 202
Selbstbeherrschung 205
Bescheidenheit 207
Selbstverläugnung 208
Der Weise rühmt und schämt sich seiner Herkunft nicht . 210
Arbeitsamkeit 214
Wißbegierde 215
Kraft und Talente, verbunden mit Fleiß und Anstrengung,
führen Manchen aus der Niedrigkeit zu hohen Ehren und
Würden empor 218
Merkwürdige Millionäre 220
Mäßigkeit 222
Uneigennützigkeit 223
Redlichkeit, Ehrlichkeit 228
Zutrauen 232
Freimüthigkeit 234
Wahrheitsliebe 238
Gerechtigkeitsliebe, Rechtlichkeit 240
Unbestechlichkeit 246
Anerkennung fremden Verdienstes 248

Seite

Pflichteifer 249
Thue recht und scheue Niemanden 251
Priester nach dem Sinne Gottes 255
Der gute Hirt 273
Der Richter, wie er seyn soll 274
Der treue Schatzmeister 276
Bürgersinn 277
Gewissenhaftigkeit 279
Die Stimme des Gewissens 280
Reue 282
Auch in der Brust verhärteter Bösewichte regt sich zu Zeiten
das dem Menschen angeborne moralische Gefühl . . 283
Gottesfurcht 287
Glaube 288
Gebet 289
Was gehört vor Allem zu einem heiligen Lebenswandel? . 291
Christliche Duldsamkeit 292
Fassung und christliche Ergebung 294
Treue Christen 296
Triumph der Religion 303
Freudigkeit im Tode 305
Maria Stuart in ihren letzten Stunden 308
Wirkung des guten Beispieles 311

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Im Verlage von **G. Joseph Manz** in Regensburg ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Buchfelner, S., Geschichte der Religionslehre Jesu Christi bis auf unsere Zeiten für die reifere Jugend und alle Gläubige als Hilfsbuch zum gründlichen christlichen Unterricht. 8. 1837. 1 fl. oder 15 gr.

Wir können mit Recht sagen, daß unter allen Schriften des Hrn. Verfassers dieß Werk unstreitig das vorzüglichste genannt werden darf, denn was Christoph Schmid's biblische Geschichte in Bezug auf die heiligen Schriften ist, ist diese Schrift hinsichtlich der Kirchen- und Religionsgeschichte.

Handbuch der allgemeinen Weltgeschichte für Schule und Haus. Bearbeitet nach den Werken von Annegarn, Döllinger, Wiedemann u. A. 2te sehr vermehrte und verbesserte Auflage. gr. 8. (43½ Bogen.) 1838. 2 fl. od. 1 Thlr. 8 gr.

Es sind kaum zwei Jahre verflossen, daß die erste Auflage vorstehenden Werks erschien. Die Einführung an mehrern Gymnasialklassen und Seminarien ist hauptsächlich Schuld, daß jetzt schon eine neue Auflage nöthig wurde, die durch die Unterstützung einiger Schulmänner bedeutende Vorzüge vor der ersten hat, und wenn schon bei der ersten Auflage die Einführung in Gymnasialklassen durch allerhöchste Rescripte erzweckt wurde, so glaubt man mit Recht, daß die neue Auflage noch mehr die Beachtung aller Schulmänner und Erzieher verdient. —

Zur bessern Uebersicht sowohl des Lernenden als Lehrenden sind die Hauptmomente der Geschichte auf jeder Seite durch beigedruckte Marginalien bemerkt, und am Ende noch eine tabellarische Uebersicht beigefügt, überhaupt nichts gespart, um dem Werke diejenigen Vorzüge zu geben, die es mit Recht zu einem anerkannt guten Geschichtsbuche machen.

Der Preis ist bei dem höchst schwierigen Druck sehr billig gestellt, so daß mit Recht behauptet werden kann, daß wir bisher noch kein billigeres Geschichtsbuch besaßen.

Das vorstehend Gesagte haben nicht allein bereits allerhöchste Regierungen bestätigt, sondern ist auch in mehrfachen Recensionen anerkannt worden, und Jedermann kann sich, da die neue Auflage in allen Buchhandlungen vorliegt, hievon überzeugen.

Jullien, M. A., über die beste Benützung der Zeit, als erstes Mittel zum glücklichen Leben. Besonders für junge Leute von 15 — 25 Jahren. Nach der neuesten Auflage aus dem Französischen übersetzt von Dr. J. A. Schultes. 2te Ausgabe. 8. geh. 1 fl. 21 kr. oder 20 gr.

Urtheile über dieß Werk.

Die große Aufgabe, die ein Reisender täglich zu lösen hat, ist, viel in wenig Zeit zu thun. Ihr Werk muß mich daher vorzüglich interessiren. Ich hab es studiert, sobald es herauskam. Bei der

Aufnahme, die es allgemein fand, und bei dem Eindrucke, den es auf Personen macht, deren Urtheile von großem Ansehen sind, ist es nicht meine Sache, Sie zu loben ꝛc. von Humboldt.

Ihr vortreffliches Werk über die beste Benützung der Zeit ist eine Wohlthat für die Menschheit. Ich lasse es in's Deutsche übersetzen. Es soll der Gegenstand täglicher Lectüre auf den Lyceen meines Landes seyn. Ueberhäuft mit unendlicher Arbeit, wie Sie es sind, ist es eben so selten als schön, Augenblicke zu finden, um allgemein nützliche Wahrheiten mit einer so kraftvollen Beredsamkeit darzustellen. Fürst Primas.

Justiniani, des heil. **Laurentius** (ersten Patriarchen von Venedig), von den Wonnen der seligen Gottesliebe und der Vereinigung der Seelen mit dem ewigen Worte durch Erkenntniß und Liebe. Aus dem Lateinischen übersetzt und mit einer Lebensgeschichte des Heiligen begleitet von J. P. Silbert. Mit 1 Titelkupfer. (Bildniß des Heiligen in Stahl gestochen.) gr. 12. 2 fl. 24 kr. oder 1 Thlr. 12 gr.

Der Katholik von Weis (1837. S. 101) sagt hierüber unter Anderm: „Der fromme Leser möge das in trefflicher Uebersetzung von dem hochgeschätzten Professor Silbert dargebotene Buch, bereichert mit einer anziehenden Biographie des Heiligen, zur Hand nehmen, und er wird, wenn anders keine Hindernisse seiner Seits entgegenstehen, die Wonne der seligen Gottesliebe bald kennen und empfinden lernen."

Kornmann, Prälat **M.**, die Sibylle der Zeit aus der Vorzeit, oder politische Grundsätze, durch die Geschichte bewährt. Nebst einer Abhandlung über die politische Divination und einem Anhange einer deutschen Uebersetzung der in fremden Sprachen vorkommenden Stellen. 3 Thle. Dritte, einzig rechtmäßige Original-Auflage. gr. 8. (68½ Bogen.) 3 fl. 18 kr. od. 1 Thlr. 20 gr.

— — die Sibylle der Religion aus der Welt- und Menschengeschichte. Nebst einer Abhandlung über die goldenen Zeitalter. Zweite, vermehrte Ausgabe, nebst einer deutschen Uebersetzung der in fremden Sprachen vorkommenden Stellen. gr. 8. (34 Bogen.) 1 fl. 48 kr. od. 1 Thlr.

— — Nachträge zu den beiden Sibyllen der Zeit und der Religion, nebst dem Bildnisse und der Biographie des Verfassers. gr. 8. (28½ Bogen.) 1 fl. 30 kr. od. 20 gr.

Wir glauben in keiner Zeit besser auf vorstehende drei Werke aufmerksam machen zu dürfen, als jetzt, wo sich der hochgelehrte Herr Verfasser — gleichgeachtet von Katholiken und Protestanten — über die Zukunft mit einer Wahrheit aussprach, die nur auf höhere Eingebung schließen läßt. So sagt der Religionsfreund von Dr. Benkert 1834. 12s Heft S. 370.: „Nach allen Zeichen der Zeit (vorausgesagt in Kornmanns Sibyllen) scheint es, daß der Liberalismus in der Schweiz, in Madrid, in Lissabon und Philadelphia ꝛc. unter dem Schreckenspanier des unterirdischen Tartarus gegen die Kirche Jesu für den kommenden Apollyon streite."

Der Preis des ganzen Werks, bestehend in fünf Bänden, ist bei einer Bogenzahl von 131 Druckbogen um 6 fl. 36 kr. oder 3 Thlr. 16 gr. gewiß sehr billig zu nennen, früher war solcher 10 fl. 30 kr.

oder 5 Thaler 20 gr.; allein nicht der Absatz, was die wiederholten Auflagen beweisen, war Schuld an der Herabsetzung des Preises, sondern um einen verstümmelten Nachdruck zu verdrängen.

Mannert, K., Kaiser Ludwig IV., oder der Bayer. Eine von der königl. Akademie der Wissenschaften in München gekrönte Preisschrift. gr. 8. 3 fl. 36 kr. od. 2 Thlr.

Nelk, Th., Geschichte der Kirche Jesu Christi. Dem katholischen Volke, besonders auch der Jugend gewidmet. Mit dem wohlgetroffenen Bildnisse des Verfassers (in Stahl gestochen). gr. 8. (36½ Bogen.) 1836. 2 fl. oder 1 Thlr. 6 gr.

Das schlesische Kirchenblatt (1836. Nro. 40.) sagt hierüber: „Schon der Name des durch mehrere gelehrte und viele Jugendschriften rühmlichst bekannten würdigen Verfassers vorstehenden Werkes ist Bürge für dessen Brauchbarkeit. — — Die aufgenommenen Gegenstände und Begebenheiten sind mit Sorgfalt gewählt, zweckmässig vertheilt und allgemein verständlich dargestellt. In der Vorrede sagt der Herr Verfasser: „Ich habe dieß Buch mit solcher Zartheit verfaßt, daß man es selbst Kindern in die Hände geben dürfte. Ich bestrebte mich, die Uebersicht von der ganzen Geschichte der Kirche so zu geben, daß für meine Leser die unnöthige Ueberladung vermieden wurde, und daß sie zugleich bei anziehenden Stellen derselben sich mit Vergnügen verweilen könnten.“ Solche Vorzüge machen das Buch empfehlungswerth, es hat auch die günstigste Aufnahme mehrseitig gefunden. — Druck und Papier sind sehr gut; und das wohlgetroffene Bildniß des Verfassers ist eine freundliche Zugabe, welche besonders denen, die mit Nelk's vortrefflichen Schriften bekannt sind, höchst willkommen seyn dürfte.“

— — **Lichtstrahlen vom Felsen der Kirche Jesu Christi, oder: Edle Züge aus dem Leben der Päpste. Der reifern Jugend zur Belehrung und Erbauung gewidmet. Mit einem Titelkupfer. 8. 1834.** 45 kr. oder 12 gr.

Ein Recensent im Religionsfreund 1835. 4. St., S. 266 sagt unter Anderm: „Referent zählt die vorliegende Schrift zu den nützlichsten Jugendschriften, theils weil sie nur Wahrheit ohne irgend eine Dichtung enthält, theils weil die gewählten erbaulichen Züge aus dem Leben der Päpste ganz geeignet sind, die Verläumdung gegen sie zu entkräften und der Jugend Ehrfurcht gegen den Statthalter Christi einzuflößen. Möge diese Schrift besonders als Schulpreis recht zahlreich verbreitet werden.“

Saint-Jüre, J. B. d. G. J., von der Erkenntniß und Liebe unsers Erlösers Jesus Christus; oder: Wegweisung für alle diejenigen, welche Gott aufrichtig suchen, und den Weg zu Gott auch Andern zeigen. Bearbeitet und in's Deutsche übertragen von einem katholischen Geistlichen. Mit 1 Titelkupfer (schön in Stahl gestochen). gr. 12. 1834. 2 fl. 24 kr. oder 1 Thlr. 12 gr.

In einer ausführlicheren Recension (vide Sion 1834. 8. Heft) heißt es unter Anderm: „Die Abhandlungen sind in einem so schönen, klaren und verständlichen Style verfaßt, daß sie Priester und Laien mit gleichem Vergnügen lesen, und Beide in manchen

Angelegenheiten des eigenen und fremden Seelenzustandes, Aufklärung, Beruhigung und Ermunterung finden werden. Wir können daher das Werk mit allem Rechte als eines der besten ascetischen Werke empfehlen."

Saint-Jüre, J. B. d. G. J., das Bild eines vollkommenen Christen, dargestellt in dem Leben des Herrn v. Renty. Aus dem Französischen in's Deutsche übertragen von dem Herausgeber: „Saint-Jüre, von der Erkenntniß und Liebe unsers Erlösers Jesus Christus." Nebst drei Betrachtungen von dem Herausgeber. Mit 1 Titelkupfer (in Stahl gestochen). gr. 12. 1837. 2 fl. 24 kr. oder 1 Thlr. 12 gr.

Vorstehendes Werk eignet sich ganz vorzüglich für junge Leute, die sich dem Priesterstande widmen wollen, worauf wir besonders Vorsteher von Seminarien ꝛc. aufmerksam machen.

Wiseman, Dr. N., die vornehmsten Lehren und Gebräuche der katholischen Kirche, dargestellt in einer Reihe von Vorträgen, gehalten zu London 1836. Uebersetzt von Dr. Haneberg. Mit einem Vorworte von Dr. J. Döllinger. gr. 8. 3 fl. 30 kr. oder 2 Thlr. 6 gr.

Das Werk, welches hier durch eine kundige Feder ins Deutsche übertragen erscheint, besteht aus Vorträgen, welche der berühmte Verfasser im Jahre 1836 zu London vor einer außerordentlich zahlreichen, größtentheils protestantischen Versammlung gehalten hat, und die damals solches Aufsehen und solchen Beifall erregten, daß gleichzeitig zwei Ausgaben davon gedruckt wurden. Die Vorkämpfer der englischen Hochkirche haben bereits anerkannt, daß die gewöhnlichen Waffen der Polemik einem solchen Gegner gegenüber nicht ausreichen; und die angesehensten Theologen in Oxford und Cambridge sind gegen ihn in Schranken getreten.

Unter solchen Umständen darf man hoffen, daß die Verpflanzung des Werkes auf deutschen Boden Vielen um so willkommener seyn werde, als einerseits der gebildete Laie hier eine eben so anziehende als leichtfaßliche Darstellung und Beleuchtung der großen Streitfragen zwischen der katholischen Kirche und den protestantischen Konfessionen finden wird, andrerseits aber der Theologe nicht ohne Ueberraschung wahrnehmen wird, wie die bekannten und tausend Mal besprochenen Fragen häufig in ein neues und helleres Licht gesetzt, und die Wahrheit der katholischen Lehre durch manche neue Gründe und bisher nicht beachtete Beziehungen siegreich dargethan ist.

Wilhelm, des Frommen, Herzogs von Bayern, Anleitung zur christlichen Erziehung seiner Söhne, Herzogs und nachherigen Churfürsten Maximilian I. des Großen, und Herzogs Philipp. Ein Spiegel für Einst und Jetzt, oder der gottesfürchtigen Kindererziehung für Aeltern in allen Ständen. Mit Bemerkungen und Beilagen herausgegeben von S. Buchfelner. 8. 1836. 24 kr. oder 6 gr.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Müller, Adalbert,

Ehrenhalle der Menschheit Eine Reihenfolge schöner und nachahmungswürdiger Charakterzüge ; Mit 1 Titelkupfer

Regensburg 1838

Mor. 670 h
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10596875-2